



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Gesammelte Werke

Lebensfluten. Die Liebenden und der Narr. Märchen. Traumland

Kurz, Isolde

München, 1925-

[urn:nbn:de:hbz:466:1-72413](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-72413)

Isidore Kurz
Gesammelte Werke

1-6

I s o l d e K u r z
G e s a m m e l t e W e r k e

Sechster Band

*

M ü n c h e n
B e i G e o r g M ü l l e r
1 9 2 5

Standort: P 11
Signatur: CQCK 1759 - 6
Akz.-Nr.:
Id.-Nr.: W2962240



79/7459

Lebensfluten

Die Liebenden und der Narr

Märchen

Traumland

★

Copyright 1925 by Georg Müller Verlag
M.-G., München. Printed in Germany

Lebensfluten

Den Strom hinunter

Das Haus war ganz voll von den Zurüstungen zur morgigen Hochzeit. Besucher, Verkäufer, Lohndiener gingen aus und ein, Geschenke wurden gebracht, Sendungen abgegeben. Auf zusammengerrückten Stühlen und Tischen ragte ein Montblanc von Ausstattungswäsche mit breiten Feldern von weißen Tisch- und Bettlinnen, worauf ein Flockengekräusel von fein gefalteten Hemden und Leibchen, von duftigen Spitzenröcken und blütenweißen, gestickten Taschentüchlein wie frisch gefallener Schnee glänzte. Nirgends war mehr Raum zum Sitzen. Auf dem steifen Kanapee lag vorsichtig ausgebreitet das weiße Hochzeitskleid mit seinen schweren Atlasfalten, und darüber flochte hingehaucht der Brautschleier, ein liches, lustiges Gespinnst aus Seidentüll, leicht wie ein Hauch, zerreißlich wie das Glück.

Nur sie selbst, die liebliche Thora, der Mittelpunkt des ganzen Getriebes, fehlte. Sie hatte dem Herkommen ein Schnippchen geschlagen und war, indessen die Geschwister bei geschlossenen Türen ein für die morgige Feier gebichtetes Stück einübten, zum Hause hinausgeschlüpft, um sich heimlich von ihrem Axel zu einer Nachenfahrt entführen zu lassen. Die beiden wollten noch einmal die Poesie ihrer jungen Liebe auskosten. Das morgige Fest war das Fest der Tanten und der Schwiegermütter, nicht das ihrige. Und dann wurden die zwei Füllen ins Joch gespannt, damit er dem Staat diene und sie dem Hauswesen. Morgen mußten sie unterducken, mußten ins Herkömmliche, Fadengerade hinein.

Aber heute waren sie jung und frei, heute führte er sie noch einmal zurück zu dem grünen Ursprung ihres Glücks.

Ihr Ziel war ein stiller, einsamer Werder, flussaufwärts gelegen, mit mächtigen uralten Baumbeständen, verwilderten Parkanlagen und einem ehemaligen herrschaftlichen Landhaus, das jetzt als Sommerwirtschaft diente. Der Fluß hält das schmale langgezogene Inselchen mit zwei Armen von ungleicher Breite und Stromgeschwindigkeit umspannt; eine Fähre, die über den Hauptstrom führt, verbindet es mit dem Lande und ist an schönen Sommersonntagen in unausgesetzter Bewegung, denn alsdann pilgern die gepuderten Städter scharenweise die anmutigen Flussauen entlang, um den Werder mit Tanzmusik und dem Gelärme der Regelfbahn zu erfüllen. Heute aber, als am Werktag, lag das Flussufer mit seinen hohen Erlen und Platanen in tiefer, grüner Einsamkeit, und Thora hätte den Weg lieber zu Fuße an Axels Arm gemacht; aber dieser konnte sich nun einmal die Freude nicht anders als zu Wasser vorstellen.

Thora saß am Steuer wie der Frühling in Person im blumigen, kurzärmeligen Musselinkleide, das im Schnitt gar pudrig an die Zeit erinnerte, wo der Großvater die Großmutter nahm, das feine Köpfchen mit den blaßgoldenen, vom Lockengerangel umgebenen Flechten durch einen großen Hut im Stil des Direktoire geschützt, der das durchsichtige, blasse Rosenrot ihrer Wangen mit einem schwarzen Samtband verführerisch einrahmte. Wie ein hingehauchtes Pastellbild im schön stilisierten Rahmen war die Liebliche anzuschauen, und über ihrem ganzen Wesen lag jener unbeschreiblich zarte, vergängliche Duft der Eglantine, der zu sagen scheint: „Heute, nur heute bin ich so schön.“ Axel hatte seinen Rock abgestreift und ruderte im weitmaschigen Wams, den kräftigen männlichen Hals und die muskulösen Arme der Sonne preisgegeben, die sie in häufigen und langen Liebkosungen schon mit einem schönen goldbronzenen Hauch gefärbt hatte. Zuweilen beugte sie sich vor, um ihm liebevoll mit ihrem Tüchlein die vordringenden

Schweißperlen von der Stirn zu wischen, wofür er ihr durch ein Nicken und Lächeln dankte. Beide schwiegen; in der atemlosen Schwüle des Sommernachmittags hörte man keinen Laut als das Rinnen des Wassers, das taktmäßige Eintauchen der Ruder und von Zeit zu Zeit jenseits der Auen den melodischen Ruf der Goldammer über den gemähnten Wiesen.

Warum wir nur so stille sind? begann sie plötzlich. Früher hatten wir uns immer so viel zu sagen. Weißt du noch? Von allem sprachen wir. Und ereiferten uns und stritten und konnten kein Ende finden und waren entzückt, wenn wir uns doch verstanden hatten. Jetzt sind wir stumm wie die Fische; warum doch nur?

Er sah ihr, auf den Rudern ruhend, mit einem langen abwesenden Blick ins Gesicht und gab keine Antwort.

Ja, so ist es immer, wenn ich ein Gespräch anfangen will, begann sie mit verstelltem Unwillen von neuem. Du siehst mich an, lächelst und antwortest nicht, und es ist, als ob du mich gar nicht hörtest.

Ob ich dich höre! entgegnete er, ohne Stellung und Miene zu wechseln. Ich höre dich mit den Ohren, mit den Augen, mit allen Sinnen, mit meinem ganzen Sein. Deine Stimme ist ja das, was ich zuerst an dir geliebt habe. Sie kommt zu mir wie aus einer anderen Welt, sie ist um mich wie ein tiefes reines Spiel der Glocken, ich sauge sie in mich, und mein Ohr möchte noch ihre letzte Schwingung festhalten. Aber was du sagst, du Geliebtes, das spricht nur einen Teil meines eigenen Wesens aus; mir selber brauch' ich doch nicht zu antworten.

Da können wir ja eine Taubstummenehe zusammen führen, Axel. Früher war es doch anders.

Früher, ja. Da waren wir sehr redselig. Aber jetzt — jetzt ist das alles in uns, wir haben unsere Seelen zusammengegossen, darum gibt es keinen Austausch mehr.

So ist es jetzt mit allen gemeinsamen Zielen vorüber, weil wir uns besitzen?

Ganz vorüber. Wir wissen nur, daß wir sind, und daß wir beisammen sind. Du und ich. Ich und du. Und weiter nichts.

Ist das auch recht, Arel?

Es ist recht, weil es ist und nicht anders sein kann. Es ist das flammende Scharlachrot der Liebe, das keine andere Farbe neben sich duldet. Es ist der Mittsommer der Seelen, die große glühende Stille, wo jeder Laut und Gedanke untergeht. Nur ein eintöniges elementares Summen geht über die Erde, worin alle Töne der Schöpfung zusammenfließen: Ich und Du, Du und Ich. Weiter gibt es nichts, weiter wollen wir nichts. Es ist das Meer, worein alle Quellen münden. Jetzt können wir nur noch zusammen schweigen. Weißt du nicht, du Süßes, daß dies das Höchste und Tiefste ist, was zwei Menschen erreichen können: zusammen schweigen?

Ja, ich weiß. Aber zuweilen erschreckt es mich, dieses Ungeheure, Uferlose, was uns jetzt hat. Es wird mir bang in dieser gespannten Stille.

Kinder singen, wenn ihnen bange wird. Sing ein Lied, Thora, süße kleine Lörin.

Was soll ich singen, Arel?

Unser Glück, Thora, unser großes einziges Glück. Sing mir ein Lied vom Glück.

Sie schmetterte ein paar jubilierende Läufer über das Wasser, um ihre Stimme zu probieren, verstummte dann plötzlich und ward nachdenklich.

Ich weiß kein Lied, sagte sie wie mit Verwunderung.

Du wußtest doch sonst so viele. All unsere lieben Volkslieder — die weißt du nicht mehr?

Die weiß ich noch alle. Aber ich weiß kein Lied vom Glück. Sie handeln alle vom Leid und von der Sehnsucht. Arel, sag du mir ein Lied vom Glück, aber ein schönes, tiefes, großes.

Arel besann sich, dann mußte er zugeben, daß auch er kein solches kenne.

Aber wie geht das zu? rief sie. Sind denn noch nie zuvor Menschen glücklich gewesen? Oder singen sie nur nicht mehr, wenn sie glücklich geworden sind, wie die Vögel, die ihr Nest gebaut haben?

Axel schwieg; die Lösung der Frage ging auch über sein Vermögen.

Es ist sonderbar, sagte er nach einer Pause. Ich habe mein ganzes Gedächtnis durchsucht, aber es ist wirklich so. Die Lieder vom Glück sind alle flach und ohne Herzenslaut. Hier ist eine Lücke in unserer Kultur, wir haben kein Lied vom Glück! Wie schade, jammerschade, daß ich kein Dichter bin. Ich weiß genau die Tonart, aus der es gehen müßte; wenn ich nur die Worte dazu hätte. So was Tiefes, Starkes, Ursprüngliches — o wer es aussprechen könnte, dieses Ich und Du — vielleicht kann es niemand.

Aufs neue wurde es stille zwischen den beiden, und man vernahm nur das Klatschen der Ruder, bis Thora, die mehr und mehr ins Träumen versank, mit ihrer eigentümlich ergreifenden Altstimme vor sich hin zu summen begann, aber kein Lied vom Glück, sondern eine wehmütig-graziöse Melodie voll tändelnder Klage.

Es ist ein altes französisches Liedchen, sagte sie wie abbittend auf seinen verwunderten Blick. Es paßt ja gar nicht her, aber wunderlicherweise geht es mir gerade heute durch den Kopf, nachdem ich es seit Jahren vergessen hatte. Als ich ein Kind war, hörte ich's zuweilen meine Großmutter singen. Die hatte es von ihrer Mutter und wußte es selber nicht mehr recht. Mir ist nur der Rehrreim hängen geblieben, so ein verschollenes Stückchen Kokoko, eine rechte Meißener Porzellanmelodie, in der Schäferinnen tanzen und aus der es hervorflattert wie von vergilbten himmelblauen Bändern.

Auf seine Bitte sang sie mit lauterer Stimme:

Le temps que je regrette,
C'est le temps des amours.

Aber nun wurde er böse, denn er hatte keinen Sinn für ihre großmütterlichen Erinnerungen; er wollte aus ihrem Mund nur hören, was sich auf ihn selbst bezog.

Ein solches Lied am heutigen Tage! rief er vorwurfsvoll.

Ich wollte es ja nicht singen, du batest mich darum.

Aber du hattest es doch im Sinn.

Nun zankten sich die zwei zur Abwechslung ein Weilchen, dann wurden sie still und lehnten sich zurück, indem er nur auf seine Ruder, sie auf die grüne Welle, die sich vor ihnen teilte und breit vorüberrollte, zu achten schien. Aber lange konnten sie nicht so verharren. Plötzlich neigte Axel sich über seine Ruder vor und suchte mit den Augen ihre Augen, bis auch sie sich ihm entgegenneigte und ihre Lippen sich von selbst begegneten.

Unterhalb der Fährre befestigte Axel sein Flachboot im Weidengestrüpp, und sie sprangen flink die Uferböschung hinan. Der Park empfing sie mit dem warmen Dunst seiner immerwährenden Feuchtigkeit, in den sich der Geruch des blühenden Holunders mischte. Ganz so hatte es vor einem Jahr geduftet und geblüht, als sie sich hier beim Sommerfeste zum erstenmal fanden, nur daß die einsamen Baumstraßen und stillen Wiesen damals durch all die weißen, blauen und rosaroten Kleider in ein buntes Blumenbeet verwandelt waren. Aus dem Gartenhaus, das jetzt mit seinen geschlossenen Rolläden still und verschlafen in sonniger Schwüle träumte, drang jenes Tages die Tanzmusik, außen in der Laube hinter Steinkrügen und Kaffeekannen saß die beiderseitige Verwandtschaft, abseits aber unter hohen Bäumen gingen mit klopfenden Herzen zwei junge Menschenkinder, die Tanz und Kaffeekanne vergaßen, weil ihnen zum ersten Male der Sinn des Lebens aufgegangen war.

Thoras Augen fragten: Weißt du noch? und Axel nickte.

O die schöne, schöne Welt! Und jetzt wurde sie immer noch schöner. Wer soll es nur tragen, all das Glück. Er und Sie! Sie und Er! Und so fortan immer zu zweien. Keine Störung mehr, keine

Mutter, die sie rief, wenn sie zu lang im Nebenzimmer flüsterten, kein „es schickt sich nicht“. Das Leben ein seliger Traum, und doch so sicher, so fest gegründet. Denn die beiden zweifelten nicht, daß ihr Bund schon im Schöpfungsplan gelegen habe. Damit sie sich finden konnten und so jung und schön und zeitlos selig nebeneinander hinschreiten, war vor Hunderten, vielleicht Tausenden von Jahren dieses Inseldchen aus den Wassern gestiegen, ja und die Millionen von Fäden, die seit Urbeginn durcheinanderliefen, um das Menschenschicksal zu weben, sie waren nur geschlungen, um dieses eine große Glück zu ermöglichen. Sie drückten sich gegenseitig den Arm, ein wortloser Hymnus, ein stummes Freudelallen stieg gemeinsam aus ihrem Busen auf.

Doch sobald sie aus dem Umkreis des Gebäudes waren, wurden sie ausgelassen wie Schulkinder, die ihre Ferien auskosten wollen. Er hatte ihr die langen Neghandschuhe ausgezogen, auch den geschmückten Strohhut, den sie im Buchenschatten nicht brauchte, ließ sie sich von ihm abnehmen und hing ihn an seinen langen Bändern um Arels Arm. Dann faßte er sie unter und fing mit ihr unter dem grünen Buchendom auf dem grasdurchwachsenen Kiesweg zu laufen an. — Eins, zwei — eins zwei! Brust heraus, Kopf hoch! Heute schickt sich das noch, heute sind wir junge Leute. Morgen heißt mein Mädchen Gnädige Frau und muß würdig tun.

Wie im Schrecken über diese Aussicht riß sie sich von ihm los und setzte mit zusammengefaßten Röcken in breitem Sprung über den Graben. Drüben auf der noch ungemähten Waldwiese wuchsen in Menge die abenteuerlichen Orchideen, die in ihren launenhaften Verkleidungen als Turban, als Pantöffelchen, als Biene, die an einer Blume saugt, einen übermütigen florealen Nummenschanz aufführten. Alle mußten sie dran glauben und wurden von Thoras kunstfertigen Händen mit großen lila Glockenblumen, zarten Lichtnelken, duftigem Labkraut und blühendem Liguster zu einem phantastischen Riesenstrauß gebunden, dessen

Farbenübergänge große, lichte Farnwedel schön vermittelten. Immer tiefer lockten die Blumen ins versponnene Gehölz, und so oft er ihr die hemmenden Zweige aufhob, mußte sie mit einem Kusse Torgeld bezahlen. Nur die Sonne sah durch die grüngoldene Blätterwand, wie die zwei verliebten Schmetterlinge umeinander jagten, gaukelten und kosten. Die Sonnenstrahlen blinzelten einander zu und sagten: Wo die beiden sind, da ist das Paradies. Daß sie doch nie heraus müßten! — Aber die Sonne ist alt, sie glaubt nicht mehr an so schöne Dinge. Und weiter sagt sie: Alle müssen heraus. Aber die meisten verlieren sich so langsam, schrittweise aus dem schönen Garten, daß sie es kaum bemerken; und wenn sie ihn hinter sich haben, so haben sie zugleich schon vergessen, wie es drinnen aussah. Und leben ganz zufrieden so weiter. Aber sie, die Unglückseligen, die herausgewirbelt werden auf einen Schlag, die allein mit ausgestreckten Armen am Ufer stehenbleiben, während ihr verlorenes Glück den Strom hinuntertreibt! Wer soll sie trösten? Das kann auch ich, die Sonne, nicht. Nur die kühle Erde, die kann's.

Doch die zwei hörten nicht, was die Sonne sagte, und hätten auch nur dazu gelacht. Mit ihnen fing ja die Welt von vorne an, auf sie brauchten die tausendjährigen Erfahrungen nicht zu passen.

Auf einer trockenen, mit dürrer Laub und Fichtennadeln bestreuten Lichtung warf Thora sich atemlos und erhitzt zum Rasen nieder; aber kaum hatte Axl sein Gesicht in ihren Schoß gebettet, als sie durch ein Rascheln aufgeschreckt wurde und schnell in die Höhe sprang.

Es war eine Eidechse, sagte Axl und wollte sie wieder zum Sitzen niederziehen; aber sie wehrte ab und horchte, denn ihr war, als hätte sie einen Schritt gehört.

Alles war wieder still, doch die Lust zum Sitzen war ihr vergangen. Sie schlugen sich weiter durchs Gestrüpp und kamen zu einer einzelfstehenden hohen Tanne, um die sich eine ganze Familie

kleiner und allerkleinster Bäumchen, ihre Schößlinge und Sämlinge, angesiedelt hatte.

Hier können wir unterkriechen und rasten, diese wackere Familienmutter nimmt uns in ihren Schutz, meinte er, einen der großen niederhängenden Zweige aufhebend, unter dem sich eine stille, grüne Klause, von lichter Dämmerung umflossen, aufstat.

Ich mag nicht sitzen, war ihre Antwort, — hörst du nicht, da raschelt es schon wieder.

Aber ich höre gar nichts, sagte er ungeduldig, sei doch nicht so furchtsam!

Jetzt raschelte es noch näher. — Es sind doch Schritte, sagte sie.

Torheit! Zu Schritten gehört auch einer, der sie macht. Es sind Eidechsen, da — da siehst du sie ja!

Gleich wollte er seinen etwas brummigen Ton wieder gutmachen, indem er das kleine braune Mal auf ihrer Wange, das ihm besonders gefiel, mit den Lippen suchte, aber sie scheuchte ihn mit kindischem Trotz hinweg und hieß ihn die wilde Iris pflücken, die sie zwischen den Erlen entdeckt hatte. — Er brachte die Blume und glaubte sich nun auch seine Belohnung dafür holen zu dürfen, doch sie wehrte abermals ab.

Dort steht noch eine, tiefer im Gestrüpp, die muß ich auch noch haben!

Mit einem Laut des Unmuts sprang er ins Gebüsch und verschwand zwischen den Erlen.

Axel, Axel! rief sie, schon bereuend, ihn verscheucht zu haben.

Er blieb verschwunden. Nach kurzem hörte sie ein Knicken und Knacken in den Ästen, ein Rauschen und einen leisen Fall, dann ein eiliges Huschen und Rascheln, und gleich darauf war wieder alles stille wie zuvor. Sie schlüpfte ihm mit gebücktem Kopf durch das von Schwüle dampfende Dickicht nach, wo sie bei jedem Schritt mit ihrem leichten Kleidchen hängenblieb, und fand sich nach einigem Herumtasten überrascht vor einem mit Stacheldraht umspinnenen Zaun, der den Park gegen den seichtereren Fluß-

arm schützte; durch seine morschen Latten schimmerte das stille Wasser herauf. Hier war die Welt buchstäblich mit Brettern vernagelt; sie mußte den Rückzug durch das Erlengesträuche antreten, suchte den Weg, auf dem sie gekommen waren, verlor ihn bald wieder und wand sich planlos durch das wuchernde Laub- und Nadelgehölz, wo giftig-rote, gelbgesprenkelte Pilze sie frech angrinsten und der kriechende Wacholder mit hundert Armen nach ihren luftigen Geweben, die sie eng um sich zusammenzog, haßelte. Nichts war zu hören als der entfernte Strom, der das leise nahe Rinnen seines Nebenarms laut übertönte. Auf ihr immer ungeduldigeres Rufen gab nur eine Lachtaube unsichtbar Antwort, wie um sie zu verspotten. Endlich hielt sie inne und stand ratlos. Als sie in der Entfernung wieder ein Geräusch zu hören glaubte, lief sie der Richtung nach über eine sonnige Waldblöße, wo die Nadelstreu vor Dürre knisterte und der weißliche Bofist mit leisem Knall zu ihren Füßen zersprang, erreichte am Ende die Platanenallee, die das verwilderte Gehölze schräg durchschneidet, und sah sich auch dort allein. Anfangs war sie nur ärgerlich gewesen, weil der Scherz ihr zu lange dauerte, dann hatte das Suchen und Irregehen ihre Einbildungskraft aufgeregt und ihr Herz zu schnelleren Schlägen getrieben; jetzt aber, als sie den langen, leeren Laubgang hinauf und hinunter blickte, befiel sie eine jähe Bangigkeit, eine ganz unvernünftige Furcht, er sei von geheimnisvollen Mächten erfaßt und entrückt worden. Der weite, öde, rings von Wasser umfaßte Park mit seinen Alleen, die nebeneinander herliefen, sich kreuzten, verschlangen, mit seinem undurchbringlichen Dickicht, wo man von allen Seiten das Branden des Stromes vernahm, schien ihr ohne ihn ein schauriges, von Unterweltsströmen umschlossenes Labyrinth. Sie zürnte mit den Blumen in ihrer Hand und wollte sie wegwerfen, aber hielt sie nur desto fester. Aus einer dunklen, unbekannten Tiefe kam etwas über sie gekrochen, eine Ahnung vom Weh der Welt, von dem vorherbestimmten, unvermeidlichen Ende alles Glücks. Sie wehrte sich gegen die törichten

Gedanken, sie stampfte mit dem Fuß, um der Beängstigung Herr zu werden, und suchte sich selber zu überzeugen, daß er in der Nähe sei und sie necke; aber es klang ganz erzwungen und krampfhaft, wie sie rief: So komm doch hervor, ich sehe dich ja! — und dann wieder laut und schrillend: Axl, Axl!

Plötzlich versagte ihr die Stimme, und ihre Augen starrten weit offen nach einer Erscheinung. Einer der Bäume hatte sich in eine weibliche Gestalt von unnatürlicher Größe verwandelt mit langem, hagerem Hals, barfüßig, in schlotterndem dunkelgrünem Rock und graubraunem grobgestricktem Kamisol, das an rissige Baumrinde erinnerte. Aus einem noch jungen, aber ganz verwitterten Gesicht, das halblang geschnittene schwarze Haare schlaff umhängen, blickten zwei dunkelumrandete Augen mit toter Traurigkeit, und eine bläulich kalte Hand bewegte sich wie mitleidig oder entschuldigend gegen das junge Mädchen, ehe die seltsame Gestalt ins Gehölze zurückglitt. Im nächsten Augenblick stand an ihrer Stelle wieder der Baum, und nur ein leichtes Knicken im Gebüsch bezeugte, daß es wirklich ein menschliches Wesen war, das sich entfernte.

Unter Thora waren die Knie eingesunken, sie glitt auf die am Wege stehende Bank und saß wie in plötzlicher Erschöpfung, die Hände schlaff im Schoße. Sie wußte nicht, hatte sie wachend oder träumend dieses Phantom gesehen, aber sie fühlte, daß das Unglück sie gestreift hatte, und daß sie in seinem Banne war. Sie rief auch nicht mehr; es war ihr, als würde er sie doch nicht hören, als wäre er schon lange, lange gestorben und sie mutterseelenallein in einer fremden und gespenstischen Welt.

Da kam es geduckt in unhörbaren Sprüngen heran, das Gezweig rauschte in ihrem Rücken; zwei warme, wohlbekannte Hände, die eine mit ihrem Ring, legten sich von hinten über ihr Gesicht.

Axl! Axl!

Es war ein Schrei, der ihn erschreckte.

Thora! Süße, kleine Lörin, da bin ich ja.

Sie war aufgesprungen, das Leben hatte sie wieder. Aber sie flog nicht in seine Arme, ihre ausgestandene Angst wandelte sich in Zorn, ihre Augen sprühten.

Abscheulicher, ich hasse dich!

Sie schlug nach ihm, und da er ihr die Hände festhalten wollte, kratzte sie ihn mit den Nägeln.

Süße Wilde, ich liebe dich.

Entzückt hob er sie in den Armen auf und lief mit der leichten Last die Allee abwärts. Sie hielt ganz still und ließ sich tragen. Ihr Herzschlag wurde wieder ruhig, sie drückte den Kopf in unsäglichem Wohlgefühl an seine Schulter, ihr Hut schaukelte noch an seinem Arm. Alle Not war vergessen, das war wieder die heimatliche Erde, die alte Sonne wob in dem grünen Kreuzgewölbe über ihren Häuptern, und es gab keine Gespenster noch tragischen Schicksalsmächte mehr.

Kanntest du denn deinen verliebten Zauberich nicht, der dir Antwort gab? fragte er.

Warst du die Taube, du Schlimmer? fragte sie zurück.

Num freilich. Was dachtest du denn, du Narrchen, daß du so schriest? Ich sei dir gestohlen worden, die Nixen hätten mich hinabgezogen?

Nichts dachte ich, gar nichts, gestand sie beschämt. Es ist das Glück, das in mir mitunter zur Angst, zur Qual wird, ich sagte dir's ja. Und dann ist mir ein Gespenst erschienen.

Sie beschrieb ihm das grüne Riesenweib, das sich vor ihren Augen aus einem Baum entwickelt hatte.

Axel hatte sie auch gesehen, aber ihm war die Erscheinung nichts Neues.

Als du mich wegtriebst, sagte er, kam sie plötzlich von einem Stamm herabgeglitten und schlich mir nach durch das Gehölz, indem sie mir Küßchen zuwarf. Doch als ich mich nach ihr umdrehete, entfloh sie. Übrigens brauchst du nicht eifersüchtig zu werden, ich bin nicht der einzige, der ihr gefällt. Einem Freund von

mir, der hier malte, hat sie sich einmal an die Fersen geheftet und ihn den ganzen Tag nicht verlassen.

Aber wer ist denn diese Unholdin?

Eine arme Irre, die sie hier bei der Wirtsfrau untergebracht haben. So unhold ist sie gerade nicht. Der Wahnsinn hat ihr Gesicht zerrüttet, aber wenn man sie genauer betrachtet, sieht man, daß sie einmal hübsch war.

Die Armste, sagte Thora; jedoch ihre Gedanken waren schon ferne von der Unglücklichen und ganz versunken in ihr eigenes Glück.

Von der Baumstraße zweigte links ein schmaler Seitenweg ab, der sich nach wenig Schritten in die hochstämmige, aber seit lange mit dem Beil des Holzfällers unbekannte Buchenwaldung verlor. Wo er aufhörte, stand ein gewaltiger Baumriese, der eine mächtige, hochgeschwungene Wurzel wie einen vorgestreckten Fuß herausschob. Auf diesem knorrigen Sitz ließ Axel seine Last nieder, warf sich vor ihr zu Boden und umschlang ihre Knie mit beiden Armen: Mein Götterkind! — Und immer auf den Knien liegend, erzählte er ihr zum hundertstenmal von all dem unvergleichlich Herrlichen, das er in ihr entdeckt hatte, das nirgends sonst auf Erden zu finden war.

Thora leuchtete wie unter einem Strahlenkranz. Sie empfand sich selber ganz so, wie ihr Geliebter sie schilderte, denn Axels Augen konnten ja nicht falsch sehen, und sie war entzückt von ihrer eigenen Herrlichkeit, aber nur um seinetwillen, weil sie ihm soviel zu geben hatte. Wäre ihr in diesem Augenblick eine Königskrone angeboten worden, sie hätte sich nicht gewundert, hätte aber auch nichts Begehrtestwertes daran gefunden.

Doch jetzt drohte eine Störung. Feste, gleichmäßige Männertritte erschollen auf dem Weg, man hörte sprechen. Thora wurde unruhig.

Ich bitte dich, Axel, steh auf, es kommen Leute.

Laß sie kommen, sagte er, sich dicht neben sie setzend.

So rücke wenigstens etwas weiter weg.

Fällt mir nicht ein.

Die Spaziergänger waren schon ganz nahe. Sie hatten lustige, jugendliche Stimmen, und jetzt verstand man auch, was sie sprachen.

Ich bin sicher, daß wir sie finden, sagte der eine. Sie wächst in der ganzen Gegend nirgends als hier. Es ist geradezu Zweck dieses Werders, die *Calla palustris* hervorzubringen.

Uxel preßte Thoras Arm mit lautlosem Lachen, wie um zu sagen: Die Narren! Das wissen wir besser.

Thora aber flüsterte aufgeregt: Es sind Botaniker, die schlüpfen ins Gebüsch; die Gattung ist gefährlich.

Bleib nur still, sie sind schon vorüber.

Aber ganz in der Nähe des Verstecks blieben die zwei Störenfriede stehen, und der andere fing an: Ja, was ich sagen wollte: die Ehe wäre eine vortreffliche Einrichtung, wenn nur die menschliche Natur anders wäre. Ich weiß nicht, wer der Weise war, der zuerst das große Wort aussprach: Die Menschen lieben sich zu ungleichen Zeiten; aber recht hat er.

Die Verliebten im Gebüsch lachten wieder heimlich über diese Weisheit und drückten sich fest die Hände.

Nun denke dir einmal, fuhr der Sprecher fort, du bist gerade zärtlich aufgelegt, möchtest mit deiner Henriette oder Melanie —

Geh mir weg! rief der andere, mein Mädchen muß einen deutschen Namen haben. —

Meinetwegen. Also du möchtest deine Helga oder Kunigunde in den Arm nehmen, sie halbtot küssen; sie aber sitzt eben am Klavier, ist feierlich gestimmt, denn sie spielt den Beethovenschen Trauermarsch —

Fehlgeschossen! Ich heirate keine, die Klavier spielt.

Gleichviel, laß sie vor der Staffelei sitzen oder auch nur einen spannenden Roman in der Hand haben, sie ist nicht gestimmt, eure Herzen schlagen nur einen Augenblick nicht unisono, und sofort ist der Miston da. Oder laß es umgekehrt gehen: du sitzt

an deinem Arbeitstisch und bist eben einem großen Gedanken auf die Spur gekommen, da tritt Frau Kunigunde herein —

Dann schon lieber Helga.

Du gibst ihr einen Wink, daß sie störe, sie stutzt und trutzt, die Verstimmung ist fertig, der neue Gedanke aber ist weg. Ach, es ist etwas Schmerzliches um solche Gedankenkindsmorde. Ich sage dir, Lieber, die Ehe ist eine Rechnung, die niemals aufgeht. Und doch denke ich zuweilen: es gäbe ein Auskunftsmittel —

Hier entfernten sich die Schritte; man erfuhr nicht mehr, was es für ein Auskunftsmittel gäbe.

Aber das Pärchen in seinem Versteck sollte noch keine Ruhe bekommen.

Vom oberen Ende der Allee kamen hart aufstoßende Männertritte, mit denen leichte, fast geräuschlose Frauenschritte Takt hielten, und die Luft trug vereinzelte Fetzen einer übellaunigen Unterhaltung herüber. Der Mann beschwerte sich in grollenden Lauten über die schlechte Bedienung in der Gartenwirtschaft, und eine schwächliche Frauenstimme, die jeden Augenblick abzureißen drohte, sprach in klagenden Füsteltönen dazwischen. Ihre Einwendungen schienen seinen Ärger nicht niederzuschlagen, sondern noch mehr anzuschüren.

Natur! Natur! hörte man ihn voll Ingrimm rufen. Eine schöne Naturfreude, über Baumwurzeln stolpern mit einer wimmernden Frau, die entweder schmolzt oder den Kopf hängen läßt.

Es war augenscheinlich eine Ehestandsszene, was sich da abspielte, der lebendige Beleg zu dem Gespräch der beiden Junggesellen, das vielleicht eben durch eine Begegnung mit dem mißvergnügten Paare hervorgerufen war.

Macht, daß ihr fortkommt! flüsterte Thora in drolliger Empörung, ihr gehört nicht an diesen Ort.

Aber das mißvergnügte Paar tat ihr diesen Gefallen nicht. Es kam vielmehr immer näher, und der Wortwechsel wurde immer peinlicher.

Du glaubtest einmal, ohne diese Frau nicht leben zu können, piepste die Weinerliche.

Ja, meine Hochverehrte, antwortete er mit ingrimmigem Hohn, und man meinte das grausame Lächeln zu sehen, das diese Worte begleitete, — man sieht eben, wenn der Schaum verperlt hat, daß das Herbe mit dem Zarten doch nicht immer die beste Mischung gibt.

Jetzt waren sie in gleicher Linie mit dem Liebespaar, und Thora zitterte aufs neue, in ihrem Schlupfloch ertappt zu werden. Axel lachte leise zu ihrer Furchtsamkeit.

Du liebes Törchen, flüsterte er, glaubst du, wenn zwei einmal in solchem Ton miteinander reden, die Kriechen noch zusammen in die Büsche?

Vor dem Seitenweg war die gekränkte Frau stehengeblieben.

Das sagst du mir hier, gerade an dieser Stelle? Weißt du nicht mehr, was dieser Ort für uns bedeutet?

Das weiß ich wohl, aber je schöner die Dinge sind, desto kürzer währen sie. Damals war ich ein verliebter Narr.

Als wir das letzte Mal herkamen, sprachst du noch anders. Ewig, ewig, sagtest du, nichts kann jemals zwischen uns treten; nie kann das aufhören, was wir einander sind und waren.

Nun ja, antwortete der Mann in freundlicherem Ton. — Was willst du? Ich habe dich ewig geliebt. Was nennt man ewig? Wovon man sich das Ende nicht denken kann. Der Erdball dreht sich, bis er in Stücke geht, und hernach ist's ewig gewesen! Ebenso geht es in der Liebe auch. In hundert Ehen, die ich kenne, ist's nichts anders. Ja, und jede Liebe endet einmal so. Aber die Leute leben glücklich, weil sie nicht das Unmögliche möglich machen wollen.

Weil's ihnen am Ende im Sumpf bequem wird, rief die Frau mit dem Ausdruck unsagbarer Bitterkeit, und sie vergessen haben, wie's droben im Sonnenschein war.

Das sind deine Überspanntheiten. In Frieden leben und die Dinge

nehmen, wie sie sind, heißt nicht im Sumpf leben. Übrigens, es ist wahr, die meisten haben etwas mehr als wir, sie haben Kinder.

Kinder! rief sie, und man hörte am Ton, daß der Stich ins Herz getroffen hatte. In den ersten Jahren warst du glücklich, keine zu haben, weil wir so ungestörter eins dem andern leben konnten.

Das war falsch, wenigstens für deinen Standpunkt, entgegnete er, mit dem Spazierstock das niedere Gebüsch zerhauend, daß die Blätter flogen. — Nicht daß die Kinder die Liebe der Gatten erhöhten oder erhielten, ich glaube das nicht. Aber sie sind ein äußeres Bindemittel. Die Eltern beschäftigen sich mit einem gemeinsamen Gegenstand und meinen, sie beschäftigen sich miteinander. Übrigens glaube nur nicht, ich mache dir einen Vorwurf daraus, keine Kinder zu haben. Nichts liegt mir ferner. Ich bin es ganz zufrieden, daß ich nicht in die Zukunft zu sorgen brauche und daß wir das bißchen Wohlstand, das uns endlich zugefallen ist, ohne Bedenken genießen können! Alles wäre gut ohne deine törichte Empfinderei.

Die mißhandelte Frau schien jetzt ihr ganzes Selbstgefühl zusammenzuraffen. Ich bin nicht empfindlich, erklärte sie mit Würde. Ich wehre mich nur gegen die Beleidigung, daß ich hinter jeder, jeder anderen Frau zurückstehen soll.

Daß du das nicht begreifen kannst! Jede, jede andere Frau ist schöner als die eigene. Das ist ein Naturgesetz. Was läßt schön erscheinen? — Das Begehren. Und was begehrt man? — Was man nicht besitzt. Aber bringe einer Logik in ein Frauengehirn!

Hans! rief die Frau außer sich. Es klang schrill und doch tonlos, wie wenn man an eine zersprungene Schale schlägt.

Der Mann schien trotz seiner Roheit zu fühlen, daß er zu weit gegangen war.

Komm, komm, mach' keine Szene, hörte man ihn sagen. Es ist nicht böß gemeint. Du treibst mich nur so weit durch deine Vorwürfe. Komm, gib mir den Arm. — Was, du willst nicht? Nun meinetwegen.

Die zwei gingen weiter, durch die Blätter raschelnd, er hüben, sie drüben, mit der ganzen Breite der Baumstraße zwischen sich, die hier die Breite der ganzen Welt bedeutete.

Axel war hinter seinem Gebüsch emporgesprungen und hatte die Fäuste geballt. Du Bestie, sagte er leise. Wäre ich nicht unsichtbar, du solltest meine Meinung zu spüren bekommen.

Thora aber saß starr mit ganz erbleichtem Gesicht.

Hat dich das so erschüttert, Liebste? fragte er, ihre Hände streichelnd.

Der schlechte Mensch, der gemeine Mensch! Der schlechte, schlechte Mensch, wiederholte sie nur immer, am ganzen Leibe bebend.

Sag: der Elende, der Unglückselige, antwortete Axel. — Denn wer ist unglücklicher, als wer sich selbst nicht treu bleiben kann, wer die Ideale seiner Jugend verloren hat und damit den Zusammenhang zwischen seinem heutigen und gestrigen Ich? Welche Macht soll den über den breiten Schlamm der Gemeinheit emporhalten?

Seine Jugend hat in ihrer Begeisterung oft den Seherblick für Dinge, von denen ihre Erfahrung noch nichts wissen kann. So war Axel. Zuweilen sprach es aus ihm heraus wie durch höhere Eingebung. Dann staunte seine Thora ihn an wie ein Gefäß der Wahrheit.

Aber heute gingen ihre Gedanken nicht den Weg seiner Betrachtungen.

Und diese zwei sind einmal hier gesessen wie wir, Axel, und haben nichts gewußt und gewollt, als eins das andere! Ist das zu fassen? Der rohe Mensch hat zarte, innige Liebesworte geredet, die piepfende, weinerliche Frau war vielleicht ein silberstimmiges junges Mädchen, das glaubte, mit ihm in die Pforten des Himmelreichs einzugehen!

Laß sie! Was gehen uns die Menschen an! Mögen sie's treiben, wie sie können. Wir zwei sind eins des andern sicher; wir halten fest, was wir gewählt haben. Denn unser Einssein ist ja zugleich

unser Sein, das eine läßt sich nicht auflösen ohne das andere. Wenn wir aufhörten uns zu halten, so hätten wir zugleich schon aufgehört zu leben.

Wirst du nie anders denken, Axel?

Anders denken? Das wäre ja so unmöglich, wie — wie —, er suchte einen Vergleich, fand keinen, es wäre einfach unmöglich, schloß er.

Aber das trauliche Plätzchen war wie verunreinigt durch den Gedanken an solche Vorgänger, und sie verließen es, ohne einen Blick zurückzuwerfen. In der Allee war es dunkel geworden, als hätte auch die Sonne sich vor der Begegnung mit den zwei Unausstehlichen zurückgezogen. Die Vögel gaben bängliche Laute von sich, wie vor dem Ausbruch eines Gewitters. Auf der Wiesenfläche, wo niedergelegte Heuschwaden sinnverwirrend süße Düfte ausströmten, sah man, daß der Himmel von einem milchigen Flor bedeckt war, durch den das unsichtbare Gestirn wie mit vergifteten Dolchen stach, und die Liebenden beeilten den Schritt, um noch trocken unter Dach zu kommen.

Schon fiel der Regen, als sie den offenen Wirtsgarten erreichten. Die Wirtin, eine starke, grobknochige Schwäbin, bekannt für ihren Mutterwitz und die wunderlichen, halb philosophischen Sprüche, die sie zuweilen von sich gab, begrüßte das junge Pärchen, dessen Liebe unter ihren Augen aufgeblüht war, mit einem besonderen Wohlwollen und führte sie ins Haus, weil die wenigen geschützten Plätze im Garten besetzt waren. Im Saal aber deckte man eben für ein Festessen, das ein Sängerklub auf den Abend bestellt hatte, und auch im Nebenzimmer war kein behagliches Eckchen frei, wo die zwei die Schüssel Sauermilch, nach der sie lechzten, mit Behagen zu sich nehmen konnten. Sie würde ihnen gern im Gartenhaus den großen Tanzsaal aufschließen, meinte die Wirtin, aber sie wären auch drüben nicht ungestört, da man soeben den Klavierstimmer aus der Stadt erwartete. Sonst habe sie ihnen leider nichts anzubieten als ein halbdunkles Stübchen gegen den Hof,

das freilich nicht auf Gäste eingerichtet sei, wo man aber wenigstens trocken sitze. Damit ging sie über den Gang voran und öffnete ein längliches Kabinett mit Holzverkleidung, das sein Licht durch ein kleines Fenster unter der Decke erhielt und vorzeiten ein altdeutsches Trinkstübchen vorgestellt haben mochte, jetzt aber seit lange nicht benützt schien, denn es roch beträchtlich nach Moder. Die Frau wischte Bank und Tisch mit ihrer Schürze rein, während sie eine wohlmeinende Unterhaltung anspann.

Also heut' wollen Sie von der Lieb' Abschied nehmen, und morgen wird geheiratet? begann sie in einem Tone, der fast wie Weileid klang. Da haben Sie noch einen schönen Tag heut', nehmen Sie ihn wahr, nehmen Sie ihn wahr. So schön kommt's nicht wieder.

Ei, sagte Axel, indem er sich mit seiner Braut auf der schmalen wurmstichigen Holzbank niederließ, ich sollte meinen, es komme jetzt noch viel schöner.

Na, na, Ehstand ist Wehstand. Ich kann ein Lied davon singen, denn ich hab's mit drei Männern probiert. Freilich, die Ehen werden im Himmel geschlossen, und droben ist's eitel Licht und Glanz, aber wie sie hernach auf Erden aussehen, wo die Beleuchtung schlechter ist, danach fragt der liebe Gott wenig.

So? Glauben Sie, er habe kein Herz für seine Kreatur?

Ach was! Er nimmt die Sach' in Hausch und Bogen, sonst könnt' er ja gar nicht fertig werden; für ihn bleibt's immer das erste Paar. Wenn sie's bunt treibt, so lacht er und denkt: Wird schon die Zeit kommen, wo mein Adam den Spieß umdreht, und ist anderswo er der Schlimme, dann denkt er: So, jetzt zahlt er ihr die Laib' heim. Mit den Liebesleuten kann's unser Herrgott nicht so genau nehmen. Damit müssen Sie sich trösten, wenn einmal die Flitterwochen den großen Fluß hinunter sind.

Die letzten Worte waren in bemutterndem Tone an die strahlende Braut gerichtet, die die Art der Wirtin schon kannte und völlig unbefangen blieb.

Sie sind auch von denen, die nicht glauben, daß das Glück dauern kann, sagte die Schöne mit lächelndem Verweis. Warten Sie, wir zwei werden Ihnen zeigen, wie das gemacht wird.

Die ländliche Philosophin war nicht aus ihren Betrachtungen zu bringen.

Das Glück dauert wohl, es ist immer in der Welt, aber es haben's dann andere, entgegnete sie trocken und ging nach der bestellten Sauermilch in die Küche.

Die zwei Verliebten lächelten der Unverbesserlichen nach. Jetzt wurde es minutenlang ganz stille in dem Stübchen. Axel hatte sich in Thoras weißen Arm vertieft, dessen entzückend anmutige Modellierung er auf seine Weise studierte, indem er von der Handwurzel aufwärts bis zum Ellbogen einen leisen Kuß neben den anderen darauf hauchte. Die große Hauskaze, die hinter ihnen zur Tür hereingeschlichen war, begleitete diesen Vorgang, den sie zu verstehen schien, mit behaglichem Schnurren, indem sie sich gegen Thoras Knie drängte. Mit einem Male verdunkelte sich der lichtarme Raum noch mehr, und als ein leichtes Klirren des Fensters ihre Blicke nach oben zog, sahen sie gegen die Scheibe gedrückt ein fahles Gesicht, von schwarzen, regennassen Haarsträhnen umhangen, das Gesicht der Irren, das aus der Höhe auf sie niederstarrte. Die an das Glas gepreßten Lippen waren wie zum Kusse zugespitzt, und ihre Augen hingen mit brennender Sehnsucht an dem jungen Manne. Gleich darauf war sie verschwunden.

Sind denn heute alle Narren los? rief dieser unmutig, während das Mädchen auffuhr und vor Schrecken zitterte, weniger über das Gesicht, das sie gleich wiedererkannt hatte, als über das Befremdliche dieser Erscheinung so hoch über dem Boden. Sie mußte sich das Gespenst vorstellen, wie es im Regen heranschlich und an der Außenmauer lang und länger in die Höhe wuchs, bis es mit dem Kopf das Fenster erreichte, um ihre Traulichkeit zu belauschen. Axel meinte, wenn das schöne Kind nicht wie eine Karnevalschere

gebaut sei, so werde sie wohl zu diesem Zweck eine Leiter angelehnt haben; doch die wieder eintretende Wirtin belehrte ihn, daß sie das vorspringende Dach eines Schuppens benutzt haben mußte, um das Fensterchen zu erklettern und ihre Neugier zu befriedigen.

Das arme Ding ist überall und nirgends, sagte sie, ein weißes Tuch über den Tisch breitend. Sie hockt in den Bäumen wie ein Eichhorn und hängt sich ans Gemäuer fest wie eine Fledermaus. Immer sieht man sie da, wo man sie am wenigsten erwartet. Übrigens ist sie ein harmloses gutartiges Geschöpf, auch aus sehr guter Familie, eine Generalstochter. Wir haben sie schon ein halbes Jahr im Hause. Sie wollte sonst nirgends bleiben, aus jeder Anstalt ist sie entkommen; denn sie muß immer im Grünen sein, ob's donnert oder hagelt. Hier tut sie gut, man kann sie ganz freilassen. Fürs Davonlaufen ist gesorgt: sie fürchtet sich vor dem Wasser. Aber sie hat Tage, wo sie unruhig wird, besonders wenn sie ein Brautpaar sieht. Dann läuft sie und versteckt sich, denn sie hat die fixe Idee, daß sie Liebesleuten Unglück bringe.

Mir scheint vielmehr, sie hat uns den ganzen Nachmittag umschlichen, bemerkte Thora.

Das mag wohl sein. Es läßt ihr eben keine Ruh, sie muß dann aus der Entfernung um so ein Pärlein herstreichen. Die Arme, es ist kein Wunder, nach dem, was sie erlebt hat, setzte die Mittheilsame hinzu und berichtete, soviel sie selber von diesem zerstörten Leben wußte: daß die Unglückliche durch Jahr und Tag heimlich verlobt gewesen sei, ohne den Widerstand ihrer Eltern brechen zu können, bis sie in Schwermut verfiel, wodurch ihr Vater endlich gezwungen wurde, seine Einwilligung zu geben. Am Hochzeitstage aber habe sie in Kranz und Schleier vergeblich auf den Bräutigam gewartet, der erst Wochen später tot, verunglückt aufgefunden worden sei. Lange Zeit habe sie darauf in völliger Umnachtung zugebracht und führe jetzt halbgenesen ein trauriges

Scheindasein, mehr ein Vegetieren unter Bäumen und Sträuchern als ein wirkliches Leben, und nur durch die Musik, die ihr allein von allem in ihrem Elend geblieben sei, kehre sie vorübergehend ins menschliche Dasein zurück.

Thora, deren Augen sich bei dieser Erzählung unnatürlich erweitert hatten, schob mit wehevolem Stöhnen die Schüssel weg, die ihr die Wirtin eben vorsezte; diese aber fuhr unbekümmert um die Wirkung ihrer Mitteilungen fort: Jetzt wird sie ans Klavier gehen und singen. Das tut sie an solchen Tagen immer, und es hilft ihr. Da werden Sie etwas hören, das Sie nicht vergessen; ihre Stimme soll immer das Schönste an ihr gewesen sein; kein Mensch würde sie für irrsinnig halten, der sie singen hört.

Die Wirtin hatte recht. Kaum daß die Liebenden wieder allein waren, noch mit dem Eindruck des Gehörten kämpfend, wurden drüben im Gartenhaus die Tasten angeschlagen. Das war nicht der erwartete Klavierstimmer. Ein paar Akkorde mit sicherer Hand gegriffen, ein paar Skalen auf und nieder mit flüchtigen Fingern, dann brach es los wie ein Gewitter, daß die Lauscher festgezaubert saßen. Und über dem Sturm der Tasten erhob sich wie ein Albatros mit mächtigen weißen Fittichen die Stimme der Sängerin: *Per pietà, non dirmi addio!*

Es war etwas in Klangfarbe und Vortrag, als ob der Engel des Schmerzes selber sänge.

Thora fuhr sich mit beiden Händen ans Herz, wie wenn es mitten durchgerissen würde, und folgte atemlos dem herrlichen Sopran durch alle Phasen seines angstvollen Flehens, seines glühenden, verzweifelten Anrufs, bis er in hoffnungsloser Nacht erstarb: *Io d'affanno morirò.*

Das war zuviel für die ohnehin zum Zerreißen gespannten Nerven der jungen Braut. Sie lag an Arel's Hals, ihn wie in wildem Jammer umklammernd, während die Stimme der Irren sie dämonisch nachzog, daß sie die letzten verhallenden Noten mitsingen mußte: *Io d'affanno morirò.*

Auch Axel war erschüttert, so hatte er das wunderbare Lied noch nie singen hören.

Dieser Beethoven! sagte er. Er macht mit uns, was er will.

Sie schoben den Tisch zurück und standen auf. Aber Thora war ganz außer sich. Sie fühlte sich von einem Wirbel erfaßt, der sie in das Schicksal der Unglücklichen mit hineinziehen wollte. Die Unheilsahnung, die sie bei ihrer Begegnung mit der Irren beschlichen hatte, war aufs neue über ihr und mit solcher Macht, daß sie sich selbst von jener kaum zu scheiden wußte.

Laß uns fort, laß uns fort, ich vergehe hier, bat sie gequält. Lieber draußen im Regen als hier Wand an Wand mit dem Unglück.

Sie sah mit so irren Blicken um sich, daß es Axel angst und bange wurde. Um nichts in der Welt hätte er noch einmal der sentenzenreichen Wirtin standhalten mögen. Er legte den Betrag der Zeche auf den Tisch, und die beiden machten sich, mit dem kleinen Schirmchen bewaffnet, durch eine anstoßende, mit tausenderlei Gerümpel gefüllte Kammer ins Freie, wo sie sich überrascht im schönsten Sonnenschein fanden. Der Boden war beinahe trocken geblieben, nur auf den ausgebreiteten Blättern der Roßkastanien glänzten große Wassertropfen wie in einer festen grünen Schale und fielen einzeln nieder. Die Wolke war mit einem kurzen Guß vorübergezogen und hatte sich irgendwo in der Nähe entladen, wie die eingetretene Frische zeigte. Aus den Baumkronen schmetterten die Vögel voll Übermut, daß ihnen der sonnige Spätnachmittag gerettet war, Hühner stritten sich gackernd um die am Boden liegenden Brocken, und in einer Schaukel zwischen hohen Stämmen schwangen sich stehend zwei kleine weißgekleidete Mädchen, die mit Lust- und Angstgekreisch bis zu den Wipfeln der Bäume flogen.

Jetzt führ' ich dich an einen Ort, den nur die Nixen des Stroms und die Vögel des Himmels kennen, sagte Axel, indem er sich mit seiner Gefährtin auf schmalem Kieswege wieder dem seichterem

rechten Flußarm zuwandte. — Dort wollen wir sitzen, bis der Abend heraufkommt, und zusammen die Sterne betrachten, und vergessen, daß der Planet noch andere Bewohner hat als uns. Der junge Mann, der jeden freien Sommertag auf dem Fluß zu verbringen pflegte, kannte das Inselchen von innen und außen wie ein liebes Spielzeug. Er suchte den Stachelzaun entlang, bis er ein verschlossenes Pfortchen fand, dessen zerbröckelnde Latten seiner schlanken Gestalt den Durchlaß gewährten, und als die Öffnung ein wenig erweitert war, konnte auch die geschmeidige Thora nachschlüpfen. Hier war man wie in einer andern Welt. Ein sanfter grüner Rasenhang senkte sich gegen das Wasser hinab, in dem sich ein paar hohe Weidenbäume bespiegelten. Jenseits des Flußarmes dehnte sich eine weite ungemähte Wiese bis zum fernen Waldsaum, ganz besät von unzähligen gelben Ringelblumen, die glänzten wie herabgefallene kleine Sonnen. Dazwischen funkelten noch große Regentropfen wie Diamanten im Grase. Die niedrigstehende Sonne fiel schräg durch das Erlengebüsch und küßte ihre kleinen Schwesterlein, die Ringelblumen, auf der Wiese, daß sie goldener strahlten. Blank und undurchdringlich wie eine Stahlplatte schimmerte das Wasser, das mit fast unmerklicher Bewegung vorüberzog. Der Fluß, der auf der linken Seite des Werders hoch und voll im tiefen Bette dahinrauscht, verändelt sich hier zwischen blumigen, weltvergessenen Borden, indem er sich erst in leichtem Bogen gegen die Wiese hinüberschwingt, dann enger sich dem Inselchen wieder anschmiegt, in dessen grünen Rasenhang er eine runde Bucht mit enger Mündung gewühlt hat, die jetzt friedlich träumte wie ein kleiner See. Eine außer Gebrauch gekommene Schiffshütte, deren Wände zerfallen, löst sich dort bei Schilf und Weiden ungehindert in ihre Bestandteile auf, ein kleiner Rachen, einst dem letzten Besitzer der Villa gehörig und jetzt von jedermann vergessen, modert darin. Hier werden wir sitzen wie in einer Arche, mag es regnen oder stürmen, sagte Axel, ihr zärtlich seinen Rock in den Rachen brei-

tend. Thora sah nicht rechts noch links, ihre Seele trieb noch auf den uferlosen Wogen des Gefanges.

Daß die Menschen voneinander müssen! sagte sie mit strömenden Augen. Daß der Planet sich nicht halten läßt. Er rollt und rollt, und mit den Tagen und Nächten, die er bringt, bringt er unausweichlich auch den Tag der Trennung.

Laß ihn rollen, den Planeten. Heute ist heute. Wer soll uns das je wieder nehmen — und das — und das? antwortete er, sie küßend und wieder küßend. Aber auch in seinen Augen standen die Tränen, und ihre Erschütterung zitterte in seiner Seele nach. Eine ungeheure, schmerzlich süße Sehnsucht riß sie zusammen, als hätten sie sich nach endloser Trennung gegen alles Hoffen und Erwarten wiedergefunden. Sie verstrickten sich verlangend ineinander und suchten, sich fester und fester pressend, jedes beim andern die Gewißheit seiner Nähe und Lebenswärme. Er trocknete ihre Tränen ab und tröstete sie mit tausend zärtlichen Schwüren, nannte sie seine süße Sensitive, seine geliebte Mimose, und sich ihren Gärtner, der dafür sorgen werde, daß kein rauher Luftzug und kein unzarter Finger die edle Pflanze berühre.

Seine Liebkosungen gaben ihr endlich wieder die Gewißheit ihres eigenen Selbst zurück.

Wenn es jemals anders käme, sagte sie, mit holber Hingebung an seine Brust gelehnt, so wüßte ich nicht, was aus mir werden sollte. Du hast mich zu sehr verwöhnt, und es bleibt dir nun nichts übrig, als mich so weiter zu verwöhnen, denn in einer kälteren Luft könnte ich jetzt nicht mehr leben.

Das sollst du auch nicht. Ich müßte ja vom Wahnsinn geschlagen werden, um es je zu vergessen, was mir das Schicksal in dir geschenkt hat.

Wenn aber das Schicksal selber kommt und uns trennen will?

Dann werd' ich ihm sagen: Tu mit uns beiden, was du willst, aber laß uns beisammen.

O Axel, wird es dich erhören?

Es wird, weil es unser ganzer voller Ernst ist. Siehst du, ich war ein nüchterner Mensch, ehe ich dich kannte, und hätte zu solchen Vorstellungen den Kopf geschüttelt. Aber jetzt spür' ich's in mir wie eine neue Seele und habe Augenblicke, wo ich ein Seher bin. Ich weiß es und fühl' es ganz genau, daß die unsichtbaren Welten, die unser Seelenleben in den Raum hinaussendet, durch Willenszwang unser Schicksal lenken. Es geschieht uns nichts, was wir nicht selber wollen. Darum bleibt dem Schicksal keine Wahl, als wenn einmal unser Leben ausgelebt ist, uns zusammen hinwegzunehmen.

Sie sah ihn gläubig an und lächelte getröstet durch einen Tränenschleier, der sich ablöste und ihr in zwei Tropfen an den Wimpern stehenblieb, während die Augen schon wieder im ungetrübten Blau strahlten. Andächtig sog er diese letzten Tränen wie wundertätige Tropfen auf, und die beiden jungen, heilig liebenden Menschenkinder verwuchsen immer inniger und tranken eins beim andern Labung und Befreiung, bis ihre Herzen wieder gesund und ruhig schlugen. Die Welt, von der ein Stacheldraht sie trennte, war nicht mehr da; die schilfumtwachsene Schiffshütte wurde ihr Haus und ihre Heimat, wo sie wie im feinsten und duftendsten Auszug ihr ganzes künftiges Glück vorausnahmen. Thoras silberweiße Arme, die kühl wie Nixenarme waren, schlangen sich so erquickend um seinen braunen, sonneheißen Nacken; aus seiner kühngewölbten Brust strömten Mut und Kraft in die ihrige. Ein köstlicher Friede stieg auf sie beide hernieder. Der süßliche Wassergeruch brachte ihren wieder beruhigten Sinnen frühe Jugenderinnerungen zurück an jene wonnenvolle Zeit, wo man mit bloßen Füßen in sonndurchwärmten Bächen patschte, und die Vergangenheit floß ihnen mit einer rosig dämmernden Zukunft zusammen, in der blumenbefränzte Kinder wie kleine Liebesgötter im Ufersand spielten. Die Wasser rauschten aus der Ferne in ihren Traum wie Stimmen des Lebens, die vergeblich riefen. Und allmählich ward ihnen zumute, als träten sie in einen Orden von Eingeweihten, die dem

Wesen der Natur näher stehen, und hätten die Eigenschaft des Dichters erlangt, der sein Ich zu vertausendfachen und in jeglichem Ding zu leben vermag, wenn dem Alltagsmenschen seine Armut kaum gestattet, das eigene Leben deutlich zu fühlen. Halbe abgebrochene Worte genügten ihnen zur Mitteilung dieses erhöhten Zustandes; denn der geheimnisvolle Strom war zwischen ihnen eingeschaltet, der dem einen Herzen ein volles Wissen vom andern gibt, und jenes elementare innere Einswerden hatte sich vollzogen, das ein Menschenpaar nur einmal und auf Minuten erleben kann.

Was ist das mit uns? Werden wir Götter? fragte Thora. Fühlst du, wie alle Kräfte des Erdbodens sich würzig zu uns herandrängen? Jeder Luftzug bringt uns im Vorüberstreifen Grüße mit — vom Fluß — vom Park — von der Wiese — und alle die sonst geruchlosen Kräutlein und Blümlein, die frischen und die abgedörrten hier auf dem Rasen, teilen sich mir durch eine besondere Duftschattierung mit. Jedes Halmchen kommt und sagt: Habt mich lieb, ich bin auch da.

Es ist der Regen, der die feinen ätherischen Öle entbunden hat, sagte Axel, mit Wonne die balsamische Luft einschlürfend. — Wie leicht sich's hier atmet. Ich glaube, ich bin ein Entrückter. Mein Körper hat die Schwerkraft überwunden.

Und ich — ich könnte mich auf dem Schilfrohr schaukeln, überbot ihn Thora.

Meine Fühlfäden wachsen und wachsen, sagte der Jüngling dagegen, und setzen mich mit allem, was uns umgibt, in Verührung. Jetzt verstehe ich auf einmal den Spruch des Angelus Silesius, den wir einmal zusammen lasen:

Mensch, alles liebet dich,
Um dich ist's sehr gedränge.
Es laufet all's zu dir,
Daß es zu Gott gelange.

Axel! Axel! Verstehst du auch die Sprache der Vögel, die da hinten in den Erlen singen?

Ja wohl verstehe ich sie, du Süße. Die Amsel mit ihrer kurzen, immer gleichen Strophe singt: Seid glücklich — glücklich — glücklich.

Wieder schlang er die Arme um sie, und nun vergaßen sie Vogelstimmen und Wiesendüfte und versanken eins ins andere.

Stunden vergingen, die Sonne stieg immer tiefer. Sie lehnten zärtlich Schulter an Schulter gegeneinander und sprachen zuletzt kein Wort mehr. Ihre Arche, die anfangs beinahe trocken auf Kies und Sand gelegen, hatte sich allmählich gehoben und schaukelte leise. Das Wasser schlug stärker gegen die morsche Wand der Hütte, Blätter und abgerissene Zweige trieben im Fluß daher und drangen teilweise in die Bucht, die sie gefangen hielt, sie in unendlichem Reigentanz drehend. Lauter, gebieterischer tönte hinter ihnen die Stimme des großen Stroms herüber. Rufe du nur, dachte Axel, seine Thora fester umschlingend, du wirst warten können. Drüben am Waldsaum wagte sich jetzt bedächtig ein Reh hervor, kam in raschen Fluchten über die Wiese und hielt am Rand des Wassers still, wo es aufmerksam nach den zweien herüberäugte, bevor es beruhigt den Kopf zum Trinken senkte. In den Weiden schrien noch einmal die Spazzen aus Leibeskräften, um den sinkenden Tag mit ihrem Chorgesang zu begleiten, die Amsel im Park pffte ein zweimaliges kräftiges Abendsignal, das fast wie ein Zapfenstreich klang.

Die Sonne geht unter, sagte endlich der Jüngling, indem er sich mit einem Seufzer unendlichen Glücks erheben wollte; doch Thora drückte schweigend seine Hand und hielt ihn fest. Da ließ er sich gerne halten, und sie saßen noch umschlungen in stummem, wunschlosem Glück, bis der erste Stern durch die lichtblaue Decke drang. Sie sahen ihn an, drückten sich aufs neue die Hände, und Thora sagte, von einer Kindheitserinnerung ergriffen: Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!

Und den Engeln ein Wohlgefallen, setzte Arel lächelnd hinzu, indem er sie noch einmal an sich zog und küßte.

Ihr Kahn lag jetzt völlig im Wasser, und sie mußten mit einem Sprunge das Land gewinnen.

Sieh nur, wie der Fluß gewachsen ist, sagte Arel, wie aus einem Traum erwachend. In den Bergen hat es stark gewittert, während wir hier geborgen saßen.

Thora hatte ihre Blumen, die im Kahn zerstreut und zerdrückt lagen, wieder zusammengelesen und schüttete sie in den Strom.

Du lieber Fluß, sagte sie, bring' sie dem Meere und erzähl' ihm, daß du zwei Glückliche gesehen hast.

Als sie bei der Lände ankamen, wo Arels Fahrzeug lag, sahen sie erst, wie die Wassermassen vom Gebirge den Hauptstrom geschwellt hatten. Er donnerte zornig; seine schönen Fluten, die jetzt getrübt waren, führten Strohbindel, Latten und Pfähle, die Reste eines Bretterzauns und andere zum Teil unkenntliche Gegenstände auf ihrem eilenden Laufe mit. Arels Boot tanzte und zerrte ungeduldig an dem Strick, der es festhielt. Als die beiden einstiegen, sprang es auf wie ein Renner, dem der Zügel gelassen wird, und schoß pfeilschnell mit den ungestümen Wassern hinunter. Der Ruderer hielt sich nahe der Insel, um einen großen dunkeln Gegenstand zu vermeiden, den der Strom in seiner Mitte vor sich herwälzte. Er war in der Abendbeleuchtung gerade noch zu erkennen als ein riesiges ausgewurzeltes Baumskelett, das bald seine toten Äste mit ihrem dürrn Laubwerk, bald seine langen Wurzeln zum Himmel streckte.

Das wird eine lustige Fahrt, rief Arel fröhlich, in einer halben Stunde sind wir zu Hause.

Thora blickte ihn an, ohne zu antworten; ihre Augen träumten noch von der stillen, seligen Bucht, die sie eben verlassen hatten, und es war, als ob sie dieses Bild in sich trügen, denn Arel sagte, ihren Blick erwidern: Ja, in Zukunft überlassen wir die Insel mit all ihren Narren sich selbst, wir rudern gleich in diese Bucht

herein und sitzen hier ‚selig verschollen‘, wie unser Eichenborff sagen würde, den Sommernachmittag lang, mit einem schönen Buch oder auch ohne; die Sonne haben wir im Rücken, sie badet alles in goldene Wärme —

Ein gellender Schrei unterbrach ihn. Sie glitten eben an der unteren Spitze des Werders hin, wo der Strom seine beiden Arme zu majestätischer Breite wieder vereinigt, und Thora wollte, sich umwendend, der Wiege ihres Glücks noch einen Gruß zurücksenden, als auf der schmalen grünen Zunge, die sich zum Fluß hinabsenkt, ein riesiges schreckhaftes Gebilde vor ihr auftauchte. Es war die Irre, die sich an den äußersten Rand des Wassers vorbewegte; sie winkte mit ausgestreckten Armen; ihre lange Gestalt schien in der Dämmerung und mit der baumlosen Wiese hinter sich ins Ungeheure hinaufzuwachsen, und es sah aus, als sei sie im Begriff, über das Wasser schreitend auf das Boot heranzukommen.

In wildem Schreck war Thora zur Seite gefahren, unglücklicherweise im gleichen Augenblick, wo Axel sich nach derselben Seite geneigt hatte, um mit dem Ruder das Baumgeripp zurückzustößen, das die Flut soeben auf sein Boot heranwälzte. Die doppelte Bewegung hatte zur Folge, daß Thora aus dem schwanken Boot stürzte. Axel sprang nach und ergriff sie im Untersinken. Als er mit der Bewußtlosen auftauchte, war das Boot schon fern, der Wasserschwall mit dem andrängenden Baumgestrüppe nahm ihm den Atem, und er versank nach kurzem Kampf zum zweiten Male, die Last, die er nicht lassen wollte, im Arm. Das herrenlose Fahrzeug trieb noch eine Strecke weit hin, bis es an einer der vorgebauten Bühnen aus Pfahlwerk und Reifig hängen blieb, die das Ufer schützten. Die beiden Körper, deren Umschlingung sich gelöst hatte, wurden in kurzer Entfernung voneinander in die Höhe getragen, und das Wasser, dessen Ungestüm sich legte, sobald es sich besser ausbreiten konnte, führte sie allmählich zusammen. Zuweilen schwamm der eine etwas schneller, während

der andere zurückgehalten wurde, dann trieb eine Strömung sie wieder nahe zueinander, daß sie sich berührten. So glitten sie weiter, immer weiter auf der feuchten Hochzeitsreise, an den Gärten und Wiesen ihrer Jugend vorüber, unter wohlbekannten Brücken durch, gegen fremde schlafende Ortschaften hin, die stillen emporgewandten Gesichter von der silbernen Mondichel beleuchtet, deren bleicher Schein zu Hause gespenstisch auf den Falten des ausgebreiteten Brautkleids spielte.

Genesung

Strahlende Nachmittagssonne lag über Venedig, als der deutsche Konsul Frieße mit dem jungen Marinemaler Gerlach am Bahnhofskai aus der Gondel stieg.

Es war noch frühe im Jahr, aber schon brachte des herrlichen Wetters wegen jeder Schnellzug die nordischen Reisenden in Scharen über die Alpen.

Der Bahnhof bröhnte von Lärm, nicht von dem notwendigen, fast naturhaften Getöse der großen Verkehrspunkte, sondern von dem eigentümlichen, gewaltsamen Geräusch, womit die Venetianer triebmäßig die sonst geisterhafte Stille ihrer nie von Wagen befahrenen Plätze und Gassen ausfüllen. Lohnbediener und Türsteher lungerten streitend und gestikulierend umher, die Dampfschaluppen schrillten, und mit ihnen um die Wette piffen und schrien die Gondolieri in ihren schlanken, auf dem grünen Wasser schaukelnden Fahrzeugen.

Konsul Frieße war in schlechter Laune, und der Lärm vermehrte seine Verstimmung. Er hatte rasch gespeist und sich in Eile erhoben, nur um jetzt zu hören, daß der Schnellzug von Verona dreißig Minuten Verspätung habe. Er sollte mit Gerlachs Hilfe einen kranken Neffen in Empfang nehmen, der von schwerem Leiden Heilung im Süden suchte. Aber Neffe hin, Neffe her, man ist doch selber auch ein Mensch, und es ist ein harter Spruch, ohne Mokka und Zigarre vom Tische aufzustehen, besonders für einen Junggesellen, der es mit der Pflege seiner Person ernst nimmt.

Unter der Halle traf er mit Doktor Treu, dem Arzt der deutschen Kolonie, zusammen, der gleichfalls zum Empfang des Kranken herbeschieden war.

Der Konsul entschuldigte sich, daß er des Doktors kostbare Zeit in Anspruch nehmen müsse.

Ihre Kollegen da oben im Norden, sagte er bissig, wissen sich zu helfen: wenn ein Patient ihnen zuviel Mühe macht, wird er einfach in den Süden geschickt. Dort mögen dann die andern zusehen.

Der Doktor lächelte unmerklich und antwortete, daß man sich allerdings in Deutschland häufig übertriebenen Hoffnungen auf die Wirkung des südlichen Klimas hingebe. Dann sagte er: Der Kranke ist eine Ihnen nahestehende Person?

Mein Brudersohn. Ein zartes Pflänzchen, das von Jahr zu Jahr so hingefristet wird, antwortete Frieze achselzuckend und gab dem Arzt einen knappen Bericht über Persönlichkeit und Lebensgang seines Neffen, wozu Max Gerlach, der Schulfreund und Altersgenosse des Erwarteten, noch einige Ergänzungen und Berichtigungen fügte.

Walther Frieze war in Venedig als ein gesundes und kräftiges Kind geboren, war aber bei der Übersiedlung seiner Eltern nach Norddeutschland noch zu jung gewesen, um den klimatischen Sprung ohne Schaden zu überstehen. Die ersten deutschen Winter hatten ihm eine Reihe gefährlicher Erkrankungen gebracht, aus denen sich allmählich ein schwerer Herzfehler entwickelte, der mit den Jahren wuchs und zu immer erneuten Störungen führte. Aber in Geist und Körper des Kranken wohnte eine zähe, fast unbegreifliche Widerstandskraft. Schon mehr als einmal hatten die Ärzte ihn aufgegeben, und nach wenigen Wochen stand er doch wieder auf den Beinen, wie ein Halm, den der Sturm niederwerfen, aber nicht brechen kann. Zwar an völlige Herstellung dachte man seit lange nicht mehr, aber der Arzt gab Hoffnung, daß durch einen Winter im Süden das Leiden zum Stillstand

kommen und der Kranke Zeit finden würde, zu erstarben. Seit dem Spätherbst war die Reise nach Italien geplant, und Walther hatte es durchgesetzt, daß er Venedig zum Aufenthalt wählen durfte. Er hatte der Stadt seiner Kindheit eine leidenschaftliche Anhänglichkeit bewahrt. Venedig war seit Jahren sein einziges Sinnen und Trachten. Aber das traurige Wind- und Reblland wollte ihn nicht lassen. Kurz bevor er abreisen sollte, hatte ihn ein neuer Anfall gepackt, der schwerste von allen. Als Gerlach Deutschland verließ und Walther ihm seine Grüße ‚dorthin‘ auftrug, schien er am Ende seiner Kraft, und die Angehörigen waren täglich auf das Schlimmste gefaßt. Nur der Kranke selber ließ nicht von der Hoffnung und rief ihm noch über die Schwelle ein Auf Wiedersehen in Venedig! nach. Den ganzen Winter lag er zwischen Leben und Sterben. — Nun scheint es, daß er sich abermals durchgerissen hat, fügte der Konsul trocken hinzu. Ob das ein Glück ist, müssen wir abwarten.

Er sagte es mit kühler und zurückhaltender Miene, denn wo die Sache ihn nicht persönlich betraf, da neigte er zur Spartanertugend, und einem kränkenden Menschen großes Wohlwollen entgegenzubringen, hätte er für ein Vergehen gegen die göttlichen Rechte der Gesundheit gehalten. Ohnehin war er diesem jüngsten Neffen ein wenig gram, weil es ihn schon seit Jahren langweilte, daß Walthers Krankheit ein stehendes Kapitel in den Briefen seines Bruders und seiner Schwägerin bildete. Erst als der junge Gerlach dieser Schwägerin, die den Sohn begleitete, als eines seltenen und außerordentlichen Wesens gedachte, belebten sich des Konsuls Züge und er sagte: Doktor, machen Sie die Augen weit auf. Eine Frau wie diese sehen Sie nicht alle Tage.

Die schöne Daniela hatte ihn schon entzückt, als sie noch in Triest bei ihrem Schwager, dem damaligen Leiter der Zweigniederlassung eines großen Wiener Bankhauses, lebte. Als dann sein Bruder Wilhelm die vermögenslose Waise heimführte, hatte er das sehr schön und ritterlich gefunden und war der Kavalier und glühende

Bewunderer seiner schönen Schwägerin geworden. Er half ihr malen und musizieren, er wurde der Spielkamerad ihrer Kinder und träumte mit ihr den Traum der Schönheit, während der schweigsame, hart arbeitende Wilhelm seinem einzigen Traume nachging, die Familie reich zu machen. Bei diesem täglichen Zusammensein war die Leidenschaft in beider Herz geschlichen, eine stumme, köstliche Leidenschaft, die sich kein unerlaubtes Wort, keinen heimlichen Blick gestattete, aber Geist um Geist und Seele um Seele hingab. Und Arthur Friese, der verfeinerte ästhetische Genußmensch, der das Alltägliche verachtete, schwelgte Jahre hindurch in dieser idealen Liebe wie im Duft der allerherrlichsten und seltensten Blume, bis ihm der Taumel dennoch zu Kopfe stieg und er an sich riß, was seinem Bruder gehörte. Jener heiße Sommer, in dem Wilhelm sich nicht entschließen konnte, die Stadt zu verlassen und Arthur statt seiner die Familie nach dem nahegelegenen Feltre bringen mußte, war ihrer Liebe verhängnisvoll geworden. Damals, in der Einsamkeit der Berge und der glühenden Stille der Sommerlandschaft, wo die Liebenden keine andere Stimme mehr hörten als die der Natur, war die Leidenschaft zu mächtig geworden und hatte das reine Glück ihrer geistigen Gemeinschaft zertrümmert. An diese Stunde dachte Arthur nicht gerne zurück. Er wußte, daß Daniela sich und ihm nie vergeben hatte. Die Erinnerung an Feltre stand wie ein Schatten zwischen ihm und der geliebten Frau. Daniela wehrte ihm von nun an jede Annäherung, und sein Verhältnis zum brüderlichen Hause wurde so gelockert, daß sein jüngster Nefse Walther, der im folgenden Jahre zur Welt kam, ihm von allen Kindern Danielas am fremdesten blieb. Ein geschäftlicher Zusammenbruch führte endlich auch die äußere Trennung herbei: Wilhelms Spekulationen schlugen fehl, und er wurde mit den Seinigen genötigt, den schönen Palast am Rio San Polo zu verlassen und nach dem Norden von Deutschland zu ziehen.

Das war nun gegen fünfzehn Jahre her, eine lange Zeit zum

Vergessen. Und Arthur Frieze vergaß auch wirklich, was sein Bewußtsein belasten konnte, aber den Liebreiz seiner Schwägerin vergaß er nicht. Er lebte als Junggeselle, weil kein Mädchen den Vergleich mit Daniela aushielt. Es war freilich mehr Eitelkeit als Liebe, denn um keinen Preis hätte er eine Frau aufführen mögen, die hinter der Frau seines Bruders zurückstand, wenn diese auch längst über alle Berge war. Und somit: Besser allein als schlecht gepaart, wie das italienische Sprichwort sagt. Das Leben war ja reich genug ohne das. Zwar die Konsulatsgeschäfte überließ er seinem Sekretär und mit Repräsentationspflichten brauchte er sich nicht oft zu quälen, aber seit den letzten Jahren arbeitete er an einem grundlegenden Werk über den venetianischen Handel im Mittelalter, zu dem er Tag für Tag im Archiv der Frari die Notizen zusammentrug. Die Abende verbrachte er in einem Zirkel gleichdenkender Freunde, die wegen ihrer Ausschließlichkeit und ästhetischen Verfeinerung im Scherz 'die Unerreichbaren' genannt wurden. Sein Vermögen, das unverfehrt geblieben war, verwandte er an das langsame und bedächtige Sammeln seltener Kunstschätze. Und das venetianische Leben, das allen seinen Eigenheiten Vorschub leistete, hatte den glänzenden, feinsinnigen Arthur Frieze, ohne daß er es selber merkte, so ganz allmählich zum verknocherten, mit kleinlichen Gewohnheiten behafteten Egoisten und Lüstler gemacht.

Eine Bombe, die in sein stilles Haus gefallen wäre, hätte ihn daher nicht mehr erschrecken können, als das Telegramm seines Bruders, worin dieser bat, für Frau und Sohn Wohnung zu suchen. Nicht daß er für seinen Frieden gefürchtet hätte — er war jetzt im Alter, wo die Pulse ruhig schlugen. Aber er hatte die alte Liebe so schön in den Schrein seiner Erinnerungen herübergerettet; hier lag sie wohl einbalsamiert und künstlich zurechtgelegt: das sollte jetzt alles durcheinandergerüttelt und wieder dem Zufall preisgegeben werden.

Es ist etwas Eigenes um ein Wiedersehen nach so langer Zeit.

Die Gegenwart hat etwas Ernüchterndes neben dem Glanz der Erinnerung, und man ist auch nicht immer so glücklich, gleich das rechte Wort zu finden. Deshalb waren ihm die beiden fremden Zeugen sehr willkommen, die der Begegnung gleich von vornherein etwas ganz Bestimmtes und Formelles gaben, und er hatte sich seine Rolle genau vorgezeichnet: ein stummer Handkuß und dann den Neffen in die Arme geschlossen — das Weitere mußte sich von selbst ergeben.

Der Zug brauste endlich in die Halle, und der Konsul stellte sich mit Doktor Treu in die Nähe der Schranken, während Max Gerlach die Wagenreihen absuchte.

Da tauchten in dem Menschenknäuel, der dem Ausgang zustrebte, zwei ungewöhnliche Gestalten auf: eine schlanke, weißhaarige Dame in sehr bescheidenem Anzug, das bleiche Gesicht voll Liebe und Kummer, und ein blonder, blutjunger Mensch, dessen Schönheit überraschend war. Unter der Menge seichter, geleckter Alltagsmenschen sahen die zwei so weltfremd aus, als ob sie von einem andern Planeten herabkämen.

Der junge Mensch trug einen langen runden Mantel und war mit vielem Handgepäck belastet, das ihm die Dame offenbar widerwillig überließ, denn sie sah sich ängstlich rings nach Hilfe um.

Als sie des Konsuls ansichtig wurde, warf sie einen zweifelnden Blick auf seine beginnende Beieibtheit und sagte mit sanfter, fragender Stimme: Arthur?

Gleichzeitig wand sich schon der junge Gerlach zu ihnen hindurch, und man hörte ihn rufen: Hier bin ich, Walther! — Frau Fries, hierher!

Im Nu hatte er dem Ankömmling sein Gepäck entrisen und schob die beiden geschickt durch eine eben entstandene Lücke zwischen den Schranken hinaus.

Nach wenigen Augenblicken stand man im Freien beisammen, Hände wurden geschüttelt, Begrüßungen wurden getauscht, und

Doktor Treu, der den Ankömmlingen schon durch die Empfehlung ihres Hausarztes bekannt war, mußte sich selber vorstellen, denn der Konsul hatte die Sprache verloren. Er starrte nur in das blasse Märtyrergesicht der Frau, die ihm als eine völlig Fremde erschien. Was hatten diese vierzehn Jahre aus der schönen Daniela gemacht!

Man konnte ihr nicht mehr ansehen, ob sie jung oder alt, schön oder häßlich war; ihr ganzes Gesicht war Seele geworden, aber eine leidende, schmerzzerrißene Seele. Ihr Rücken war gekrümmt, und eine Schulter stand tiefer als die andere, wie von einem unerträglichen Schmerz herabgezogen. Die weißen Haare über dem noch glatten Gesicht erinnerten an die Sage von Personen, die in einer Nacht ergrauten. Mit einem Blick streifte er über ihren Anzug hin — ihre schöne geschmackvolle Einfachheit war seinen Augen immer so wohltuend gewesen, aber diese Einfachheit war nicht mehr geschmackvoll, sie war dürrig und unscheinbar, als ob die Trägerin sich hinter ihrem mausegrauen Mantel den Augen entziehen wollte.

Es dauerte einige Zeit, bevor es dem verblüfften Konsul ins Bewußtsein drang, daß der Anblick des Neffen dagegen eine erfreuliche Enttäuschung brachte.

Du bist ja ein Prachtjunge geworden, sagte er endlich, indem er Walther wohlwollend bei der Schulter berührte.

Gleichzeitig überschüttete Gerlach seinen Freund mit derben, aber wohlgemeinten Glückwünschen und sagte dann zum Konsul gewendet: Diesmal hat er wirklich sich selber übertroffen.

Walther blickte mit strahlendem Gesicht von einem zum andern und sagte kein Wort, als fürchtete er, aus einem seligen Traum zu erwachen. Er wandte sich nur mit stummem Lächeln zu der Mutter, wie um zu sagen: Hörst du's? Siehst du's? und diese nickte ihm in zärtlichem Verständnis zu.

Man stieg in die Gondel, die rasch und lautlos durch die grünen, schaukelnden Wasser des Canal grande strich. Die feuchtwarme

Lagunenluft streichelte die Gesichter der Reisenden und wurde von ihnen mit Wonne eingesogen. Wie Traumbilder im hellen Sonnenschein zogen mächtige Renaissancekirchen und zierliche gotische Paläste an ihnen vorüber, von der Flut bespült, die ihre prachtvollen Umrisse in der Tiefe wiederholte. Stirnseite an Stirnseite, Altane und Loggien, von Blumen bedeckt, eine verwirrende Fülle von Säulen und Pilastern, Spitzbogen und Schnörkeln, da und dort eine farbige Freske, eine Spur von Vergoldung an den Mauern, aber alles von heimlicher Zerstörung benagt, durch die Zeit und das Wasser geschwärzt, eine Reihe bettelhafter Könige. Der Maler nannte im Vorüberfahren ihre Namen und machte Walther auf diese und jene Einzelheit aufmerksam. Niemand hätte die beiden Freunde, wie sie so beisammen saßen, für Gleichaltrige gehalten, und der derbe, untersetzte Gerlach mit seinem Gesicht voll Sommersprossen legte in den Verkehr mit Walther eine Zartheit und Zuvorkommenheit, wie wenn er ein junges Mädchen vor sich hätte.

Walther redete wenig, aber die lebhaften Vorgänge seines Inneren spiegelten sich in seinem ausdrucksvollen Gesicht. Dem Konsul war es eine wahre Wohltat, in dieses Gesicht zu blicken. So oft sein Auge auf Daniela fiel, wandte es sich scheu und betroffen ab und irrte zu ihrem Sohn zurück, denn die Schönheit war seiner Bewunderung gewiß, wann und wo er sie fand.

Seit den Jahren seiner Liebe hatte ihm kein Gesicht so gut gefallen wie dieses. Frühe Reife des Geistes paarte sich darin mit einer Unschuld, die nicht von dieser Welt war. Alles, was er einst an der Mutter bewundert hatte, war hier aufs neue verkörpert, nur ins Kräftige, Jünglingshafte übersetzt. Und, dachte er bei sich selber, man mag sagen, was man will, die Krone der Schöpfung ist doch der Jüngling. — Aber es waren auch Friesesche Familienzüge darin, die ihn an seine eigene Jugend erinnerten. Besonders der Schnitt der Augen und die edle Bildung der Stirn — man hatte ihn selber in jungen Jahren ja nicht umsonst den

schönen Frieße genannt. Wahrlich, ein solches Werk der Natur war mehr wert als das schönste Stück seiner Sammlung, und er bedauerte, es nicht ohne weiteres in sein eigenes Haus versetzen zu können. Sein Bruder Wilhelm, der sich stets vom Schicksal verfolgt glaubte, war doch wahrhaftig ein glücklicher Mensch. Was hatte denn das Leben ihm gegeben?

Unter diesem Eindruck begann er gegen die Schwägerin: Ich habe euch zwei Zimmer in einem kleinen, gut geführten Gasthof an der Riva gemietet. Es wäre zwar Raum genug auch in meiner Wohnung gewesen, aber ich dachte — ich wußte nicht, ob es euch angenehm sein würde, — ob Wilhelm finden würde, daß es sich schickt, fügte er verlegen hinzu.

Ich danke dir, du bist sehr freundlich. Wir sind jetzt alte Leute, für die sich alles schickt, aber es ist bequemer so, war Danielas gelassene Antwort.

Der Konsul schwieg und sah vor sich nieder. Es wurde ihm immer unbehaglicher in der Nähe der stillen, blassen Frau, die innerlich ebenso verändert war wie äußerlich, und für die er selber offenbar gar nichts mehr bedeutete.

In der That, ihre Gedanken gingen auch jetzt über ihn hinweg, wie sie es seit lange taten. Durch ein ganzes Leben der Pflichterfüllung und der Entsagung hatte sie das Vergangene aus ihrer Seele hinweggewischt. Arthurs Verhalten in diesen Unglücksjahren, seine eifrige Gleichgültigkeit bei ihren schweren Schicksalen war ein Rätsel, das sie längst nicht mehr beschäftigte; sie hatte es neben andern unlösbaren Rätseln begraben. Noch mehr, sie war selbst gestorben mit allen ihren Wünschen, Kämpfen und Erinnerungen, mit ihren Irrtümern und mit ihrer Reue. Was von ihr übrig war, das lebte in Walther. Auf ihn war der bessere Teil ihres Ichs übergegangen, während seine Geschwister dem pflichttreuen, aber nüchternen Vater nachschlugen.

Und dieser Jüngste, Schönste war nur ein flackerndes Licht im Windzug. Mit jedem ersten Schnee war sie in Gefahr, ihn zu

verlieren. Dann kamen die langen Winter, wo er nicht aus dem Hause durfte, während die Geschwister auf dem gefrorenen Fluß vor seinem Fenster Schlittschuh liefen. Die Mutter theilte seine Gefangenschaft. Sie wachte mit ihm in den Schreckensnächten, wo er an hochgetürmten Kissen lehnend nach Atem rang. Es kamen die heißen Sommer mit den lustigen Bergwanderungen und Nachenfahrten für die Ältesten, — Walther saß wie immer daheim bei der Mutter. Er zeichnete, sie las ihm vor, und so wuchsen sie in ihrer Unzertrennlichkeit immer fester zusammen, bis sie nur noch eine einzige Person bildeten. Ihr Denken wurde im Lauf der Zeit ein so gemeinsames, daß sie oft durch Blicke, Lächeln und kleine Kopfbewegungen lange Zwiegespräche führten, von denen ein anwesender Dritter nicht das geringste wahrnahm.

Und so zartfühlend Walther war, die Mutter betrachtete er ganz und gar als sein Eigentum. Die andern hatten ja das ganze Leben mit allen seinen Schätzen, er hatte nichts auf der Welt als sie. Doppelt gehörte sie ihm, weil der Vater, eine herbe und strenge Natur, das Gemüt des Kranken wenig zu schonen verstand und weil die Geschwister ihn oft unbedacht verletzten, indem sie durch den Anblick ihrer Jugendfreuden ihn an das eigene Siechtum erinnerten. Maler zu werden, war der Traum seiner Seele, und als Max Gerlach zur Akademie abging, hatte er die schwersten Stunden seines Lebens durchzumachen. Alle glaubten an sein Talent, aber seine Kräfte waren den Anforderungen eines strengen Studiums nicht gewachsen, und der Vater wünschte ihn zu einem Beruf heranzubilden, der ihn, falls er am Leben blieb, ernähren könnte. In den Zeiten, wo es ihm besser ging, führte er ihn nach und nach in die Buchhaltung ein und beschäftigte ihn auf seinem Büro. So war Walther auch hier gezwungen, zu verzichten.

Und doch war er nicht ganz unglücklich. Die Entfernung von der Welt hatte ihm eine Reinheit der Seele bewahrt, aus der die schönsten Blumen der Poesie hervorstiegen. Er dachte nicht über sich und sein Schicksal nach. Das wenige, was ihm von der

Natur zugänglich war, umfaßte er mit solcher Liebe, daß er vielleicht mehr genoß als die Kräftigen, Gesunden. Wenn eines seiner Rosenstöckchen die ersten Blüten trieb oder wenn das Philodendron ein neues Blatt entwickelte, so hatte er einen Festtag. Und diese kindliche Freude am Allerkleinsten bei einer seltenen Geistesbildung verlieh ihm die große Liebenswürdigkeit, mit der er jeden, der ihm nahe kam, unwiderstehlich bezauberte.

Auch die Reise nach Venedig schien ein unerreichbarer Traum zu sein. Seit Jahren war sie ihm versprochen, und von Winter zu Winter hoffte er darauf. Wie oft, wenn er schon anfang, seine Vorbereitungen zu treffen, hatte der Vater plötzlich mit finsternem Gesicht erklärt: Es geht nicht! — Der alte Herr Frieße ließ sich in solchen Fällen auf keine Begründungen ein, nur aus seiner Schweigsamkeit und seiner verschlossenen Miene konnten die Angehörigen abnehmen, daß das Geschäft wieder eine Krise durchmachte. Walther mit den verfeinerten Fühlfäden, die das Leiden in ihm entwickelt hatte, erkannte wohl unter des Vaters rauher Form seine innere Bekümmernis und verbarg die eigene, aber sein unterdrückter Gram sprach beredter als laute Klagen. In diesen Stunden büßte Daniela alles ab, was sie sich vorzuwerfen hatte. Ein dunkles, doch unabweisbares Gefühl verhinderte sie, die Geschwister irgend um seinetwillen zu verkürzen oder von dem Vater ein außergewöhnliches Opfer zu verlangen. Nur an ihrer eigenen Person konnte sie kargen, und sie legte sich seit Jahren jede denkbare Entbehrung auf. Aber weder diese Ersparnis noch der Erlös aus ihrem Schmuck reichte weiter aus, als um die täglichen kleinen Nebenbedürfnisse des Kranken zu bestreiten. Sie hätte gern mit ihrem Herzblut die Erfüllung seines Wunsches erkauft, nur vor dem letzten, einzigen Mittel wich sie zurück: ihren Schwager um Hilfe anzugehen. Dagegen hatte Wilhelm es diesem mehrfach nahegelegt, seinen Neffen auf einen Winter zu sich einzuladen, aber Arthur hatte nicht verstehen wollen; er begriff gar nicht, daß man ihm mit einer solchen Zumutung kommen konnte.

Da fiel ihr ganz unerwartet im vergangenen Herbst ein kleines Legat von seiten eines entfernten Verwandten zu, und schon war die Abreise eine beschlossene Sache, als Walther aufs neue erkrankte. Schreckliche Tage folgten, an denen die Pflegerin fast den Mut verlor. Das Gesicht des Kranken, in dem sich eine Stirnfalte wie ein stummer Vorwurf eingrub, sagte ihr fort und fort: Zu spät! — Aber der Winter schleppte sich hin wie so mancher Winter vor ihm mit kümmerlicher Besserung zwischen bössartigen Rückfällen, bis endlich draußen das Eis zerging und die milderen Lüfte dem Kranken Kraft und Hoffnung wiedergaben. Zwar so kleinlaut wie diesmal war ihr Hausarzt noch nie gewesen, aber es kam doch ein Tag, wo er den Patienten für reisefähig erklärte, und schon der folgende Morgen sah Sohn und Mutter auf der Eisenbahn.

Man hatte ihnen empfohlen, sich unterwegs ein paar Rasttage zu gönnen, aber Walther duldete es nicht. Nur mit Mühe hatte er sich bewegen lassen, in Bozen zu übernachten. So oft ihm die Mutter einen Halteort vorschlug, bat er so dringend: Nach Venedig! Nach Venedig! daß sie nachgab und mit ihm weiterfuhr, bis das Ziel seiner Sehnsucht erreicht war.

Es war wie ein Traum, daß sie jetzt wirklich auf dem Canal grande fuhren mit der glühenden Frühlingssonne über ihren Häuptern und dem lautlosen Gleiten der Gondel unter sich. Sie suchte Walthers Augen, aber diese waren geschlossen, von der blendenden Helligkeit überwältigt. Die Freunde dämpften ihre Stimmen, denn sie glaubten, er schlafe.

Ein leiser Stoß der Gondel weckte ihn aus seinem Sinnen. Das Becken von San Marco lag vor ihnen, von Masten und Segeln besät, zur Linken von den Prachtpalästen der Piazzetta, zur Rechten von der lachenden Insel San Giorgio Maggiore begrenzt und ganz unten am Horizont vom Lido wie von einer langen grünen Schranke abgeschlossen.

Die Kuppeln der Kirche della Salute glänzten in ihrem zarten

Grau mit den tausend phantastischen Zieraten, die sie umgeben. Auf der andern Seite leuchtete der Giardino reale mit seinem jungen Blätterschmuck, der sich in schöner Abstufung mit dem dunklen Saftgrün der Magnolien mischte. Dahinter wurden die Fensterreihen des Palazzo ducale sichtbar, die Kreuze und Kuppeln von San Marco glänzten, und hochweg über alle blinkte der goldene Engel des Campanile.

Ein silberner Duft lag über der Stadt und dem Wasser, wie ein Schleier von Feenhänden gewoben. Der Himmel war hoch und völlig wolkenlos, von dem matten Stahlblau, das er gewöhnlich über der Lagune ausbreitet; der zunehmende Mond, noch lichtlos, schwamm wie ein winziges, weißes Federwölkchen droben. Ein großer Dreimaster, dessen Tauwerk mit Hunderten weißer Lappen seltsam behängt war, lag nahe der Mündung des Canal grande, von kleineren Booten umgeben. Das Ganze hatte etwas Unwirkliches, wie eine Erscheinung oder ein Gemälde.

Der Kranke hatte sich aufgerichtet, alle Müdigkeit war aus seinem Gesicht gewichen.

Venezia! sagte er langsam mit unaussprechlichem Ausdruck und trank mit weitoffenen Augen das märchenhafte Bild.

Die Wirklichkeit war noch tausendmal schöner, größer und selbst phantastischer als seine verschwommenen Erinnerungen.

Hier die Piazzetta mit ihren Prachtbauten und dem Gewirre der schwarzen Gondeln — sah es nicht aus, als ob Hunderte schwimmender Särge von weither gelandet wären, um selige Geister nach einer stillen, marmornen Toteninsel zu führen? Aber nicht zum Ruhen in lastenden Sarkophagen, sondern zu einem erhöhten, vom Körper befreiten, im reinen Schauen beseligten Dasein. Der Dogenpalast mit seinen herrlichen Kolonnaden und dem kolossalen ungegliederten Oberbau — stieg er nicht wie eine Traumgeburt über den stillen Wassern empor? Und die Riva degli Schiavoni mit ihrem weißen Marmorpflaster, ihren Brücken, Palästen und Monumenten, die sich, von Menschen wimmelnd und von Masten

begleitet, in schönem Bogen bis zu dem Baumgebränge der Giardini pubblici hinunterschwang, die unendlichen Wasser mit den rot und gelben Segeln und dem Tanz der Sonnenstrahlen — wie beschämte dieser Glanz der Erfüllung all die nebelhaften Bilder seiner sehnächtigen Ungebuld.

Da sagen sie: Neapel sehen und sterben! rief der Kranke, und eine fliegende Röte ging über sein blasses Gesicht. Ein törichtes Wort, ich weiß ein besseres: Venedig sehen und auferstehen!

Er war wie berauscht, er schwenkte den Hut nach der Salute hinüber und bog sich weit aus der Gondel, um den geflügelten Löwen von San Marco auf seinem granitnen Sockel zu begrüßen.

Als sie an der Riva gelandet waren, taumelte er und wäre fast gestürzt, denn er wollte all die Schönheit, die von daher und dorthin auf ihn eindrang, gleichzeitig mit den Augen verschlingen. Gerlach faßte ihn unter und zog ihn bis vor die Tür des Gasthofs, wo er sich verabschiedete. Dann kam der Onkel und führte den Kranken am Arm die Treppe hinauf.

Die Zimmer lagen in einem hellen Mezzanin, zu dem nur wenige breite Stufen hinführten, und machten der Wahl des Konsuls alle Ehre. Ein großes Südzimmer sah gerade auf die Riva, das anstoßende, etwas tiefer liegende Gemach, zu dem eine Marmorstufe hinabführte, hatte die Fenster auf der von einem kleinen Kanal bespülten Westseite und war in diesem Augenblick gleichfalls von Sonne durchflutet. Es sah mit dem von Mauern begrenzten Blick auf das grüne, glücksende Wasser, so geheimnisvoll und echt venetianisch aus, daß Walthers sich nur ungern in die Anordnung des Doktors fügte, der ihm sofort das große Südzimmer zum Schlafen anwies. Die schweren Gardinen mußten noch zuvor herabgenommen werden, und das große Bett in der Ecke rückte der Doktor selber um ein paar Zoll von der Mauer ab.

Und nun haben die beiden Reisenden nichts Besseres zu tun, als sich zu stärken und dann gleich ein wenig zu ruhen, sagte er, als

alles fertig war. Ich werde morgen in der Frühe hören, wie Ihnen die Reise bekommen ist.

Damit reichte er Walther die Hand und zog den Konsul, der noch zögerte, mit sich aus dem Zimmer.

Daniela, die nebenan mit Aufschnallen des Gepäcks beschäftigt war, heftete einen fragenden Blick auf ihn.

Der Doktor verstand sie und antwortete, nach dem Hut greifend: Wir wollen ihn heute, wo er so glücklich ist, nicht mehr mit ärztlichen Fragen belästigen. Auch Sie brauchen Ruhe. Morgen, wenn ich ihn genau untersucht habe, erzählen Sie mir einmal die ganze Krankengeschichte.

Die hat unser Hausarzt für Sie aufgeschrieben, antwortete die Frau, indem sie ihm noch an der Treppe einen geschlossenen Umschlag überreichte.

Und was hat er euch für Verhaltensmaßregeln mitgegeben? fragte der Schwager, als sie allein waren.

Keine.

Keine?

Keine. Er sagte: Lassen Sie ihn alles tun, was ihm Freude macht, er fühlt schon selber, wieviel er sich erlauben darf. Du kannst dir denken, wie unser Rekonvaleszent auf diese Weisung pocht. Doch da er sich bis jetzt keinen Schaden getan hat und mir eher gekräftigt als ermüdet scheint, muß ich ihn wohl gewähren lassen.

Diese Mitteilung zeitigte in der Seele des Konsuls einen großen Entschluß.

War ihm sein Nefte auf den ersten Blick wie ein Werk aus Künstlerhand, ein schönes Bild oder eine kostbare Vase erschienen, so hatte sich während der kurzen Überfahrt der Eindruck seines Wesens vervielfältigt und vertieft. Walthers Empfänglichkeit rührte ihn und seine Bewunderung tat ihm wohl, da er als alter Venetianer sich Fremden gegenüber so halb und halb wie der Mitschöpfer dieser Herrlichkeiten vorkam. Er erkannte mit einem-

mal, was seinem eigenen Leben fehlte, und warum das schöne Haus am Canal grande mit seinen Kunstschätzen und seinem Luxus doch nur ein totes Museum war. Es ging ihm auf, wie reich das Leben werden konnte durch die Nähe eines mitgenießenden, mitverstehenden Wesens. Dieser war ja von seinem Stamm, war seines Geistes Kind, Daniela hatte ihn unter dem Herzen getragen zu einer Zeit, wo er selbst sich noch für den Mittelpunkt ihrer Gedanken halten durfte. Der Hauch der Jugend, der von der lebenswürdigen Gestalt ausging, erfrischte den Alternden und erschien ihm wie ein Schutzmittel gegen die heranschleichenden trüberen Jahre. Er wünschte den Neffen um sich zu behalten, ihn sich gänzlich anzueignen. Nach dem natürlichen Lauf der Dinge waren Wilhelms Kinder doch seine Erben. Warum also nicht diesen einen, der ihm gefiel, schon zu Lebzeiten in alle Vorteile einsetzen und selber noch den Gewinn seiner Nähe ernten? Nur Walthers zarte Gesundheit stand seiner Absicht im Wege: dieses seltene Gefäß, in das er so gern seine innerste Gedankenwelt übergegossen hätte, sah aus, als ob es ihm unter den Händen zerbrechen könnte.

Aber der Ausspruch des behandelnden Arztes beruhigte ihn völlig. Nun hielt er nicht länger mit seinem Plane hinter dem Berg. Denn wenn er einmal schlüssig war, duldete er keine Verzögerung, und er glaubte auch das Verhältnis zur Schwägerin so am besten ins Geleise zu bringen.

Den Walther, weißt du, gebe ich nicht mehr her, sagte er. Der Junge muß bei mir bleiben, wenn du nach Deutschland zurückkehrst. Sei ganz ruhig, er wird mir nicht zur Last fallen, im Gegenteil: er muß mein leeres Haus erst lebendig machen.

Da sie ihn kalt und schweigend anblickte, fuhr er dringlicher fort: Ihr braucht ihn ja gar nicht, ihr habt ja noch den Willy und den Arthur. Ich habe niemanden. Außerdem bei euch im Norden siecht er hin, ich will ihn euch gesund und stark machen, und wir wollen ein Götterleben zusammen führen.

Niemals! rief Daniela heftig, und eine plötzliche Flamme lief über ihr bleiches Gesicht.

Aber sie faßte sich gleich und wurde wieder blaß, noch blässer als vorher.

Wenn du vor fünf, sechs Jahren diesen Vorschlag gemacht hättest, so wärest du unser Retter, unser Heiland geworden, sagte sie ruhig, aber mit großem Nachdruck. Damals hätte vielleicht ein Aufenthalt im Süden ihn zum gesunden Menschen gemacht. So wie die Dinge jetzt stehen, werde ich mich keine Stunde mehr von ihm trennen. Und kein Haar von seinem Haupte soll einem andern gehören als seiner Mutter.

Arthur Frieße stand verblüfft und wortlos diesem unerwarteten Ausbruch gegenüber. Als er die Treppe hinabstieg, fühlte er, daß er die bleiche Frau da oben haßte. Um ihretwillen war er ein einsamer Mann geworden — so erschien es ihm jetzt — und sie hatte den Mut, ihm das einzige abzuschlagen, was ihn in den späteren Lebenstagen für sein versagtes Familienglück entschädigen konnte. Im Augenblick, wo er ihren Dank verdienen wollte, schlug sie gar noch einen Ton des Vorwurfs an. Aber sie sollte sehen, daß man ihn nicht so leicht abwies, ihn, Arthur Frieße, der noch immer gewußt hatte, was er wollte. Was er soeben noch halb und halb als Vergünstigung von seiner Seite aufgefaßt hatte, die Adoption Walthers, das wurde ihm durch Danielas schroffes Nein so begehrenswert, daß er beschloß, all seine Kräfte an dieses Ziel zu setzen: er wollte um den Besitz ihres Sohnes mit ihr kämpfen, ihn an sich ziehen, auch gegen ihren Willen. An Waffen fehlte es ihm nicht: sein Kunstsin, seine ganze Geisteswelt, alle Genüsse, die er dem Neffen bieten konnte, stritten für ihn, am meisten die Reize Venedigs, in denen er den Führer machen wollte. Aber er sah jetzt, daß man nicht mit der Türe ins Haus fallen darf, er wollte es klug anfangen, sich den Boden bereiten. Walthers Freiheitsdrang wollte er benutzen, um ihn nach und nach von der Mutter loszureißen.

Wenige Schritte von der Haustür kehrte er um, stieg geräuschlos die Treppe wieder hinauf und trat, nachdem er ein wenig gelauscht hatte, rasch ins Zimmer seines Neffen.

Walthers stand noch immer am Fenster und sah der Dampfschaluppe nach, die, eine lange Furche hinter sich lassend, nach dem Lido hinausfuhr.

Höre, sagte der Onkel geheimnisvoll, nachdem er die Tür leise zugeklinkt hatte. Ich weiß, deine Eltern sind immer zu ängstlich im Gelb ausgehen gewesen. Wir Friesen sind noch lange nicht am Bettelstab. Du mußt deine eigene Kasse führen, ganz für dich im stillen, damit du alles tun kannst, was dir Vergnügen macht.

Er nahm einen ansehnlichen Bankschein aus der Brieftasche und wollte ihn dem Neffen zustecken.

Dieser schob die Hand mit dem kostbaren Blättchen zurück, die er dabei lächelnd drückte.

Warum so hochmütig? fragte der Onkel.

Aber Walthers schüttelte nur den Kopf und zog ein gehäkeltes grünseidenes Beutelchen hervor, das strotzend mit Gold gefüllt war.

Vom Vater, flüsterte er leise.

Der Konsul blickte überrascht auf, denn er wußte, daß sein Bruder kein Freund von überflüssigen Ausgaben war.

Ja, denke dir, es ist vom Vater, fügte Walthers treuherzig hinzu. Er war so gut in den letzten Tagen, ich habe ihn nie so gesehen. Diesen Beutel steckte er mir noch beim Abschied für meine Sonderausgaben zu. Es sei mein Gehalt, sagte er, für die Büroarbeit, die ich ihm im vorigen Sommer getan habe.

Dabei schüttelte er die Börse, daß die Goldstücke klirrten.

Nun, da gratuliere ich, sagte der Konsul, und gebe dir den Rat, die goldenen Vögel lustig fliegen zu lassen. Wenn sie alle sind, kommst du zu mir und holst dir neue.

Als der Onkel gegangen war, legte Walthers Rock und Weste ab.

Es ist zwar schade um die schöne Zeit, dachte er, ins Bett steigend, aber ich muß der Mutter die Liebe tun.

Nun lag er wohligh ausgestreckt. Die Mutter kam mit Erfrischungen, die er durch ein leises Kopfschütteln ablehnte. Dann schlich sie auf den Zehenspitzen ans Fenster und schloß die Läden halb. Er ließ sie gewähren und regte sich nicht, nur aus halb geschlossenen Lidern blinzelte er nach dem Sonnenstreif, der wie ein blinkender Dolch durch den Spalt des Ladens ins Zimmer fiel.

Wie schön ist doch das Leben, dachte er und weiter gar nichts. Ein Glücksgefühl umgab ihn ruhig und sicher wie die Atmosphäre. Mit jedem Atemzug sog er Wohlbehagen und Gesundheit ein. Er schlief nicht und sann auch nicht; das Leben stellte sich in hundert freundlichen Gestalten um sein Bett, und alles Schwere war wie in ein tiefes, tiefes Meer versunken.

Und die Menschen sind gut, war sein zweiter Gedanke.

Des Onkels rasche Zuneigung, das Gesicht des neuen Doktors, das schon wie das Gesicht eines alten Freundes aussah, Berlachs treue Kameradschaft gaben dem innigen Wohlbefinden eine Bürgschaft der Dauer.

Doch lange konnte er nicht ruhen; die Uhr, die neben ihm auf dem Tischchen tickte, mahnte unbarmherzig an den Niedergang des schönen Tages.

Leise stand er auf, kleidete sich wieder an und horchte an der Tür der Mutter. Da sich nichts regte, glaubte er, sie habe sich auch zur Ruhe gelegt und schlummere. Aber innen stand sie auf den Strümpfen und hielt ihr Ohr ans Schlüßelloch. Sie hatte alle seine Bewegungen wahrgenommen und wußte ganz genau, daß er sich fortschleichen wollte.

Er hat eine Verabredung mit Berlach, dachte sie und nahm sich trotz ihrer Sorge vor, ihn nicht zu stören.

Auch Doktor Treu hatte vorhin beim Weggehen, nachdem er einen Blick auf die knappen Zeilen des Hausarztes geworfen, in seiner

herzlichen Art gesagt: Der Kollege hat recht; lassen Sie ihn sein Glück genießen —

Und dieser Rat entsprach ihrem eigenen Gefühl. Man hatte ihn so lange gehütet und von allem ferngehalten und ihn damit doch nicht gesund gemacht. So sollte er wenigstens einmal wissen, wie es einem Freien, Gesunden zumute ist.

Schlürfe du aus dem Vollen, mein Liebling, sagte sie leise, während er so geräuschlos wie möglich in die Schuhe fuhr, Hut und Mantel nahm und zur Korridortür hinauswich, und sie gönnte ihm den heimlichen Triumph, seine Hüterin überlistet zu haben.

Vom hohen Fenster seines Schlafzimmers blickte sie ihm lange nach, wie er an der Riva hinschlenderte. Ein Strom von Gold überflutete ihn, der vom glühenden Himmel niederrann und die Riva, den Kanal, die Lagune mit ihren Schiffen und Inseln, alles, soweit das Auge reichte, in eine Verklärung einschloß. Er drang auch zu den offenen Fenstern herein und färbte die weißen Gasthofwände mit dem Widerschein einer fernen Feuersbrunst. Die silbernen Schleier waren weggezogen, und der Himmel enthüllte eine flammende Glorie: lange Schleppen von Purpur, Safran und Violett schleiften im Westen hin wie Prachtgewänder des königlichen Gestirns, das zur Ruhe ging. Schichtenweise lagen sie übereinander und stufen sich zu immer zarteren Tinten ab bis unten am Saum des Horizontes, wo sie in ein ganz unwahrscheinliches liches Meergrün überflossen. Die Mündung des Canal grande warf den roten Schein zurück und verstärkte ihn durch den Abglanz rötlicher Mauern und Türme, der breite Giudeccakanal mit seinen zahllosen Masten erwiderte das Feuerzeichen, wobei die dalmatinischen Holzschiffe, die dort verankert lagen, dem lichten Brand einen dunklen Schattenstreifen entgegenstellten. Das ganze Becken von San Marco entzündete sich, daß San Giorgio Maggiore in flüssigem Metall zu schwimmen schien.

Walther ging ganz nahe am Rand des Wassers, den Mantel auf dem Arm, den er ein wenig am Boden nachschleifen ließ, wie es

seine Gewohnheit war. Niemand drehte sich nach ihm um, und die Mutter fühlte, wie wohl ihm das tun mußte. In ihrem kleinen, geschäftigen Städtchen pflegten ihm die Leute wegen seines schleichen Ganges und seiner blassen Gesichtsfarbe auf der Straße nachzublicken — hier in Venedig, wo alles schlenderte und trippelte und wo es gar keine roten Wangen gab, konnte er sich fühlen wie jedermann.

Tiefe Dankbarkeit für das Glück dieses Tages quoll in Danielas Herzen auf, und auch der Antrag des Schwagers, so bittere Empfindungen er zuerst in ihr geweckt hatte, schmeichelte ihrem Mutterstolz.

Wie sie dich schon alle lieben, mein Sonnenkind, rief sie ihm jubelnd in ihrer Seele nach.

Plötzlich erbleichte sie vor einem Gedanken, der in ihr aufstieg. Aber sie wollte ihn nicht denken, diesen Gedanken, sie löschte ihn aus, sie bannte ihn weit hinweg aus ihrem Herzen. In der zarten blassen Frau wohnte eine eiserne Willenskraft. Durch strenges Wollen hatte sie den einen Flecken ihres Innern ausgerilgt und fühlte sich berechtigt, zu vergessen. Was niemand wußte, wovon der Nächstbeteiligte keine Ahnung hatte, das wollte auch sie nicht wissen, das war nur wie ein Traum durch ihre Seele gezogen. Dieses Kind gehörte ihr ganz allein, niemand sollte teil an ihm haben, am wenigsten jener selbstsüchtige Mann, in dem jetzt plötzlich die Stimme der Natur erwachte. Er sollte nie erfahren, was es war, das ihn so mächtig zu ihrem Liebling hinzog. Nicht wissen, wie nahe Walther ihm stand, das war die einzige Strafe, zu der sie den Zerstörer ihres Friedens verurteilte.

Auf der nächsten Brücke blieb Walther stehen und lehnte sich mit beiden Armen über das Geländer. Vor ihm lag das große Kriegsschiff noch immer unbeweglich im Wasser, während der leichte Wellenstoß der steigenden Flut die kleineren Boote hob, daß sie an dem dunklen Bug emporzustreben schienen; so glich es einer Gluckhenne mit ihren Jungen. Max Gerlach hatte ihm vorhin

bei der Einfahrt gesagt, daß es ein Schulschiff der Kriegsmarine sei. Die aufgehängten Lappen im Tauwerk, die sich jetzt in lauter flatternde rosige Wimpel verwandelt hatten, waren Wäschestücke der Kadetten. Als kleiner Junge hatte Walther sich gewünscht, ein Seemann zu werden; heute lächelte er über diesen Wunsch, denn er wußte sich etwas Besseres, sonst hätte ihm in seiner gehobenen Stimmung selbst diese Laufbahn nicht mehr unerreichbar geschiene.

Sein kühnes Sicherheitsgefühl teilte sich wie durch drahtlose Telegraphie der am Fenster stehenden Mutter mit. Auch ihr schwell das Herz von ungewohntem Lebensmut. Draußen lag ein großer Lloyd-Dampfer der Linie Venedig—Triest zur Abfahrt klar. Der Anblick weckte ihr längst entschlafene Erinnerungen; die Weite der Welt, die sie in ihrem stillen Erdwinkel fast vergessen hatte, kam ihr wieder ins Bewußtsein und ließ sie unwillkürlich tiefere Atemzüge holen. Sie wollte nicht mehr ängstlich sein und mit dem Schicksal um die Stunde feilschen. Sie wollte nicht mehr fragen: wie lange? wenn nur ihr Liebling einmal glücklich war.

Als er schon längst verschwunden war, stand sie noch immer und starrte in die Glorie. Die Sonne war völlig hinunter, und das Firmament verglühte langsam. Nur die Salutekuppeln leuchteten immerfort wie von einem inneren Feuer entzündet, sie verloren jetzt ihre wuchtige Körperlichkeit und wurden durchscheinend, als ob jede aus einem einzigen Karfunkel geschnitten wäre. So bleibt, wenn das Schöne hinweggeschieden ist, die Erinnerung zurück und lebt inmitten einer farblos gewordenen Welt ihr festliches, selbständiges Dasein weiter. — Daniela stand am Fenster, bis die Kuppeln der schönen Kirche ausgeglüht wie tote graue Schlacken zum fahl gewordenen Himmel aufstarrten.

Walther bog, nachdem er noch eine Weile unter dem Treiben der Gondoliere an der Piazzetta gelungert hatte, nach dem Markusplatz ein, der um diese Stunde zwischen der Nachmittagsmusik und dem abendlichen Spaziergang wie ein großer, halb verödeteter

Festsaal dalag. An einem der Tischchen nahm er eine Erfrischung zu sich und wanderte dann langsam über die Piazza hin, ganz versunken in einen Tagesraum von Venedigs Glanz und Größe, von der Zeit, wo diese Prachtbauten noch nicht die erhabenen Monumente eines Friedhofs waren, sondern das Leben des Tages lebten. Das Gehen auf den breiten, glatten Marmorfliesen durchdrang ihn mit einer aristokratischen Empfindung, er erschien sich selber plötzlich als etwas sehr Mächtiges und Vornehmes, mit dem strotzenden Beutel Gold in der Tasche als der Herr all dieser Herrlichkeiten.

Da sagte eine lachende Stimme hinter ihm: Herr, Sie verlieren Ihren Mantel.

Er fuhr zusammen und zog den Mantel an sich, mit dem er die halbe Piazza gefegt hatte. Das kleine Blumenmädchen, das ihn angeredet hatte, war schon vorüber, nur ihren wiegenden Gang und die leichte Gestalt konnte er von hinten noch erkennen. Wie gut sind hier die Menschen! dachte er und blickte ihr dankbar nach.

Unter den neuen Prokurationen fesselten die Goldschmiedeläden seine Aufmerksamkeit, denn er liebte alles Glänzende, und ein Mädchen konnte nicht mehr Sinn für Schmuck und Geschmeide haben. Eine goldene Halskette von feiner venetianischer Arbeit reizte ihn ganz besonders. Es war ein zierliches Gewinde vielfach verschlungener kleiner Kettchen, die an allen Kreuzungsstellen mit Perlen durchsetzt und ringsum mit Perlen wie mit Tropfen behangen waren.

Der Gedanke, dieses Schmuckstück zu kaufen und seiner Mutter mitzubringen, paßte ganz in seinen Traum. Ehe er es bedachte, stand er schon auf der Schwelle und wurde von dem Händler vollends hineingebücklingt.

Der Preis erschreckte ihn nicht, denn trotz seiner gelegentlichen Beschäftigung mit Zahlen war er dem Gelde gegenüber das reine Kind. Mit seinem Beutelchen fühlte er sich reich genug, um ganz

Venedig zu kaufen, und die Anerbietungen des Oheims, von dem er stets gehört hatte, daß er sehr wohlhabend sei, ließen ihm seinen Besitz als etwas Unbegrenztes erscheinen.

Er bezahlte ohne Besinnen mit seinem Gold. Als ihm der Händler darauf ein paar schmutzige Papierscheine zurückgab, hielt er diese für einen freiwilligen Abzug zu seinen Gunsten, denn an das hohe Ugio des Goldes dachte er gar nicht. Uebermals sagte er zu sich selber: Wie gut sind doch die Menschen hier, — und sehr zufrieden mit seinem Kaufe ging er von dannen.

Wie die blinkende Kette zu dem verhärmtten Gesicht und dem nonnenhaften Anzug der Mutter passen sollte, fragte er sich nicht, denn trotz seiner zweiundzwanzig Jahre war für ihn die Mutter noch immer die schönste aller Frauen.

Unter dem Uhrturm lehnend, versank er jetzt in den Anblick der goldenen Rosse auf dem Portal von San Marco. Sie schlürften eben mit geöffneten Müstern und Mäulern das letzte Gold des Himmels; sie glichen dem Gespann des Sonnengottes; von ihren Mähnen sprühten Funken, daß der Anblick kaum zu ertragen war. Ein Freiheits- und Lebenstaumel überkam ihn, er fühlte sich emporgerissen, als sollte er mit den bäumenden Rossen hinaus in die blauen Lüfte brausen.

Da sagte eine Stimme neben ihm: Bellissimo!

Zwei halbverschleierte Damen waren, aus der Merceria kommend, an ihm vorübergestreift, eine von ihnen, nicht mehr jung, aber auffallend schön, hatte diese Worte gesprochen, und jetzt wandte sich auch die Begleiterin zurück, um ihn anzusehen.

È un artista, hörte er sie sagen.

Walther stand wieder auf der Erde, aber der Fall war so sanft, daß er lächelte. Ja, ein Künstler, er fühlte es in seiner Seele, und was noch nicht war, das mußte werden!

Er bog in die Straße ein, aus der die Damen gekommen waren, und atmete noch eine Zeitlang den Wohlgeruch, den sie zurückließen. In der Merceria, die voll Menschen war, flammten schon ein-

zelne Laternen auf, und aus den erhellten Schauläden glänzte es von Mosaiken und feinen, gemalten Glaswaren. Zuletzt erstieg er eine breite, von Menschen wimmelnde Brücke, zu der Treppen von mehreren Seiten emporführten, und oben angekommen, blieb er von Staunen überwältigt am Geländer stehen. Er war in eine verzauberte Welt geraten. Hier schloß den Kanal eine Doppelreihe von hohen Palästen ein, die sich mit zahllosen epheuumsponnenen Terrassen, mit Balustraden und massigen Fensterkonsolen breit und dunkel über das Wasser legten. Dämmerung lagerte auf dem Kanal, in der die Einzelheiten eben noch kenntlich waren. Eine schmale steinerne Brücke schwang sich in kurzer Entfernung von der seinigen schattenhaft hinüber. Drüben aber am andern Ufer, wo schon die Laternen brannten, gähnte ihn zur Seite eine dunkle Öffnung an. Sie führte in einen überdeckten, hart am Wasser laufenden Bogengang, den *Sottoportico delle acque*. Ein reizender Erker mit tausend Schnörkeln und Zieraten stand am Eingang und war hell von den Laternen beschienen; um so seltsamer und unterirdischer stach das Innere des Portikus, der tiefer als die Straße lag, von der erleuchteten *Merceria* ab.

Den Jüngling zog es magisch in jene Richtung. Er stieg die wenigen seitlichen Stufen, die nach dem Eingang führten, hinunter und durchschritt den Bogengang, der aus dem Innern eines dort liegenden Bazars etwas Licht erhielt, bis er hinter niedrigem Eisengitter eine Wassertreppe fand. Dort lag eine gedeckte Gondel einladend im Wasser.

Walther winkte dem Gondolier und wollte eben, von ihm gestützt, die Gondel besteigen, als der Portikus sich mit Wohlgeruch erfüllte und ein halberwachsendes Mädchen mit einem Blumenkorb am Arme rasch vorüberging.

Er erkannte die zierliche Person, die ihn auf der Piazza angesprochen hatte. Ihr blasses Gesicht mit den dunklen Augen blickte so anmutig aus dem schwarzen Kopftuch hervor, daß er sich nicht enthalten konnte, zu fragen: Wohin mit den schönen Blumen, Kleine?

Nach Hause, erwiderte sie, indem sie sein Gesicht und den bescheidenen Anzug mit raschen Blicken musterte.

Warum hast du deine Blumen nicht verkauft?

Weil sie niemand wollte, kam es halb trozig zurück.

Wärest du zu mir gekommen, ich hätte dir abgekauft.

Die Kleine kam geschmeidig wie eine Eidechse heran und hielt ihm unter einer Flut von schmeichelnden und bittenden Reden, die er nicht verstand, ihren Korb empor.

Suche mir selbst ein paar Rosen aus, sagte er, die schönsten, die du hast, dann sollst du auch heut' abend noch etwas Gutes erleben. Sie wühlte in dem Korb und brachte eine Handvoll zarter gelber Teerosen und eine purpurne Centifolie an langem Stiel heraus, die einen wunderbaren Duft verbreitete. Er nahm sie aus ihrer Hand und reichte ihr aus seinem Beutelchen, das schon eine starke Abnahme zeigte, ein großes Goldstück.

Die Kleine stand verblüfft und hielt das Gold zweifelnd in der Hand. Erst als er schon in die Gondel gestiegen war, sprang sie ihm nach, die Wassertreppe hinunter und streckte ihm den ganzen Korb entgegen.

Aber die Gondel schwamm schon der breiten Brücke zu. Da wandte sich das Mädchen, lief im Flug unter dem Portikus zurück, die Stufen hinauf und erreichte das Geländer, als eben die Gondel unter dem Brückenjoch zum Vorschein kam. Sie reckte ihren kleinen Körper, so weit sie konnte, und schüttete ihren Korb auf den Vorüberfahrenden aus. Ein Blumenregen ergoß sich über das schwarze Fahrzeug, weiße und gelbe Narzissen, Rosen, Nelken in allen Farben, breite Farnwedel und große Rispen blühenden Flieders, die einen langsamer, die andern schneller fallend, bedeckten das Gondeldach und erfüllten die Luft mit Wohlgerüchen.

Walther, der sich bei dem unerwarteten Schnellfeuer erhoben hatte, las die Blumen zusammen, dankte, winkte mit dem Strauß, während der Gondolier langsamer ruderte und ihm von oben neue

Blumengrüße um das Gesicht flogen, denn der Korb hatte seinen Inhalt nicht auf einmal hergegeben, und was noch im Geflechte festhing, wurde von dem Mädchen einzeln nachgesandt. Viele, die ihr Ziel verfehlt hatten, kamen in der Kieltwelle langsam hinterher geschwommen. Das Mädchen lehnte noch immer unter einem Auslauf von Neugierigen am Geländer, während die Gondel davonglitt und bald von dem nächsten Brückenbogen verschlungen wurde.

Walthier hatte sich wieder gesetzt, mit einem Berg von Blumen neben sich, und ließ das Märchen seinen Fortgang nehmen. Eine Zeitlang begleitete ihn das schwindende Tageslicht. Doch die Häuser, die eine Strecke weit vom Wasser etwas zurückgetreten waren, um rechts und links einen schmalen Gehsteig freizulassen, schlossen sich bald aufs neue zusammen und deckten den Kanal mit Dunkelheit. Ihre vielen blumengeschmückten Balkone waren nur noch tiefschwarze Flecken. Weit herabkletternde Ephenranken schienen mit gespenstischen Armen nach der Gondel zu langen, die schattenhaft vorüberstrich, von Fledermäusen mit geräuschlosem Flügelschlag begleitet. Sie glich mit dem rhythmischen Tauchen der Ruder einem geheimnisvollen, atmenden Wesen, einer von kleinen schwarzen Gespenstern umflatterten Geisterkönigin. Es war schaurig, als schwämme man auf einem Totenfluß an düsteren Unterweltspalästen vorüber, und wenn sich das leise glucksende Wasser an der Bootswand brach, so klang es wie ein Seufzer aus noch tieferer Tiefe. Der Mond, dessen Sichel meist durch die hohen Dächer verdeckt war, gab eine ungewisse Helle, und nichts erinnerte mehr an das Leben der Oberwelt als ein einzelner, lichtschwacher Stern, der gerade über der Wasserstraße stand. Aber bei der Riva del Carbon wurden sie von hellem Lichterglanz empfangen. Dort gehörte man der Menschenwelt wieder an, und das bewegte Wasser des Canal grande ließ den Zusammenhang mit der lebendigen Meerflut spüren. Jetzt erst erinnerte sich Walthier wieder, daß die Mutter zu Hause wartete, und er be-

fahl dem Gondolier, nach links zu wenden. Doch auf der Heimfahrt überkam ihn die Versuchung, noch rasch einen Blick auf sein einstiges elterliches Haus am Rio San Polo zu werfen. Man fuhr in die halbdunkle Wasserstraße ein, in der schon viele Fenster erleuchtet waren und schmale Lichtstreifen über das Wasser warfen.

Walther blickte sich suchend um, er wußte nicht mehr genau, welches Haus das seinige war. Das zur Rechten mit dem breiten Balkon im ersten Stockwerk sah ihn wie mit einem verhaltenen Lächeln an. Waren das nicht die Marmorstufen, die er oft mit seinen Kinderfüßen erstiegen hatte? Er ließ sich näher heranrudern, um die Farbe der Pfähle zu erkennen.

Da ging die Haustür auf, und eine schöne, klare Stimme rief: Kommst du endlich?

Ein Strom von Licht fiel aus dem offenen Eingang in die Gondel, und auf der Treppe mitten in dem Glanze stand eine entzückende Gestalt.

Ein Mädchen in hellem Kleid mit unbedecktem Kopf, den lichtenes Haar wie eine Glorie umgab, war mit dem Hut in der Hand herausgesprungen und bog sich dem Heranfahrenden entgegen.

Der Gondolier, der an eine Verabredung glaubte, hielt schon das Fahrzeug an der Treppe fest. Wie im Traum, wo das Wunderbarste sich von selbst versteht, erhob sich Walther und stieg, von dem Gondolier gestützt, aus der Gondel.

Das Mädchen war zurückgewichen, als sie ein fremdes Gesicht erblickte, aber nur einen Schritt. Da er neben ihr stehen blieb, stand sie gleichfalls unbeweglich, und die beiden schönen jungen Menschen sahen sich eine Zeitlang schweigend an.

Er dachte nichts als: Das ist sie! — als ob er sie längst gesucht hätte, als ob er sicher gewesen wäre, sie hier in diesem Haus, auf dieser Treppe zu finden.

Sie fragte endlich: Wen suchen Sie?

Ich hörte Sie rufen und kam, war Walthers einfache Antwort.

Ich glaubte, es sei Memo, der mich nach Hause bringen soll, erklärte sie unschuldig.

So denken Sie, ich sei Memo, antwortete er mit seinem sonnigsten Lächeln, und lassen Sie sich von mir nach Hause bringen.

Sie sah ihn verwundert, doch ohne eine Spur von Mißtrauen an und schwieg zu seinem Vorschlag.

Aber ich kenne Sie ja gar nicht, antwortete sie zögernd, als er ihn wiederholte.

Nein? — Und mir ist, als hätten wir uns längst gekannt. — Ich bin in diesem Hause geboren, setzte er zuversichtlich hinzu.

Ein Schweigen, dann kam die Frage: Sie wollten also jemand hier besuchen?

Nein, ich wollte nur das Haus wiedersehen, denn ich komme von einer langen Reise. — Ist Ihre Wohnung weit weg?

Oh, ganz nah. Schrägüber von der Salute.

So kommen Sie doch, sagte er dringend.

Sie machte noch Einwände. Wenn Memo unterdessen käme?

Er kommt nicht mehr, er hat es vergessen.

Mit wem sprichst du denn, Gemma? Wer steht da unten? rief jetzt eine tiefere Frauenstimme vom Balkon herunter.

Amici! rief das Mädchen zurück, gedankenlos die übliche Formel brauchend.

Also wenn Sie mich für einen Freund erkennen, warum wollen Sie nicht mit mir fahren? fragte Walther.

Wer sagt denn, daß ich nicht mitfahren will? rief sie und sprang jetzt ohne weiteres in die Gondel. Sie setzte sich auf der Mittelbank zurecht und sah mit Verwunderung Walthers mühseligem Einsteigen zu, das ihm selber glücklicherweise gar nicht zum Bewußtsein kam. Die vorsichtige Art, wie er seinen Körper bewegte, machte den Eindruck, als ob er etwas sehr Kostbares und sehr Zerbrechliches unter dem Mantel trüge.

Run schien sie eine plötzliche Beflommenheit vor dem schönen jungen Menschenbilde zu befallen, das wie aus einer andern

Welt herabgestiegen war. Sie setzte umständlich ihren bändergeschmückten Hut auf und nannte dem Gondolier den Namen ihrer Wohnung, während Walther sich entfernt von ihr auf einer Seitenbank niederließ.

Die schönen Rosen! sagte sie befangen und neigte sich auf den Berg von Blumen neben ihrem Sitz nieder. Darf ich mir eine davon nehmen?

Sie gehören ja alle Ihnen, antwortete Walther, als ob es ganz selbstverständlich wäre, daß alles, worauf ihr Auge fiel, ihr eigen sei. Sie waren zuerst für meine Mutter bestimmt, aber sie gönnt sie Ihnen gern.

Das Mädchen lachte.

Sie kennt mich ja nicht; wie könnte sie mir etwas gönnen wollen?

Ich meinte, was mir Freude macht, das macht auch ihr Freude; also dürfen Sie nicht zweifeln, daß sie die Blumen gern in Ihren Händen sehen würde.

Es muß schön sein, eine solche Mutter zu haben, antwortete sie ernsthaft und beinahe ungläubig.

Haben Sie keine Mutter mehr?

Ich? O freilich, eine junge Mutter, eine schöne Mutter. Sie sieht aus, als ob sie meine Schwester wäre. Aber sie hat keine Zeit für mich, setzte sie nachdenklich hinzu.

Walther wurde gleichfalls nachdenklich; daß es auch solche Mütter gebe, hatte er noch nicht gewußt.

Das Mädchen hatte unterdessen die ganze Blumenmasse auf den Schoß gelegt und wühlte mit innigem Entzücken darin umher, indem sie bald eine einzelne Blume gegen ihr Näschen hob, bald ihren Kopf in der ganzen Fülle vergrub.

Dann begann sie wieder zu plaudern in dem weichen Dialekt, der den Venetianerinnen wie orientalisches Zuckerwerk im Munde zerfließt: Sie sind sehr gütig gegen mich, aber ich will nicht unbescheiden sein. Ich werde Ihnen die Blumen binden. Einen

Strauß für Ihre Mutter, einen für mich, und ich will ehrlich teilen.

Damit fing sie an, gewissenhaft die Blumen zu sondern und sie in zwei gleichen Theilen zu ihrer Rechten und Linken aufzuhäufen. Walther, der unverwandt auf ihre Finger sah, wünschte, daß dieses Geschäft nie ein Ende nehme. Endlich hatte sie zwei große lockere, völlig gleiche Sträuße zusammengestellt, zwischen denen die Farnkräuter nickten. Um sie zu binden, löste sie das blaßgrüne Band aus ihren hängenden Flechten und ließ es von Walther in zwei Hälften zerschneiden, mit denen sie die beiden Sträuße sorgfältig umwand. Nur die dunkle, hochgestielte Zentifolie war übriggeblieben.

Von dieser Art ist nur eine da, die können wir nicht teilen, darum soll sie Ihnen gehören, sagte sie, ihm die Rose reichend.

Walther glühte vor Freude. Er wollte die Rose durch das Knopfloch seines Rockes schieben, aber er kam nicht zurecht; der lange Stiel und die Dornen waren ihm hinderlich. Da nahm sie ihm das Mädchen ohne Umstände weg, kürzte den Stiel, streifte die Dornen ab und steckte ihm die Blume an die Brust.

Was ist Ihnen? fragte sie erschrocken, denn er war bei ihrer Berührung zusammengezuckt, als sei ihm ein Dorn von ihrer Rose bis ins Herz gefahren, und sie konnte ihn trotz der schwachen Beleuchtung erbleichen sehen.

Was ist Ihnen? fragte sie noch einmal ängstlich. Fühlen Sie sich unwohl?

Er schüttelte mit glücklichem Lächeln den Kopf, denn er erinnerte sich nicht mehr, daß er jemals krank gewesen, daß man ihn vor jedem rauhen Lüftchen, vor jeder Erregung, selbst vor der Freude behütete.

Sie fuhren unter den Lichtern des Canal grande hin, einen Strom von Wohlgerüchen aus ihrer Blumengondel hinter sich lassend; es war, als schwämme mit dem schönen jungen Menschenpaar der Frühling selbst über die dunklen Fluten. Das Mondlicht, das

zu den Fenstern des Gondeldachs hereinsah, und der matte Laternenschein im Innern ließen eines die Züge des andern deutlich erkennen, und sie sahen sich abwechselnd lange an, wobei immer das eine die Augen abwandte, um dem andern zum Beschauen Zeit zu lassen.

Dort drüben ist schon mein Haus, rief sie plötzlich. Oh, wie schnell das gegangen ist!

Er saß bestürzt mit dem Ausdruck der Bekümmernis und einer schüchternen Bitte im Gesicht, während jeder Ruderschlag sie dem Ziele näherbrachte. Aber er sagte nichts als: Morgen wird es mir sein, als ob ich geträumt hätte.

Sie sah ihn erwartend an, da faßte er sich ein Herz und fragte: Würde man Sie denn sehr vermissen, wenn Sie etwas später kämen?

Wer soll mich vermissen! Die Mutter ist nicht zu Hause. Niemand erwartet mich mehr. Sie glauben, ich sei bei meiner Freundin geblieben.

O dann — begann er und wagte seine Bitte nur durch einen Blick zu vollenden.

Wenn es Ihnen nicht zu viel ist, wenn Sie die Zeit haben, antwortete sie mutiger als er, so würde ich gern noch ein wenig weiter fahren. Nur um die Spitze der Salute herum. Der Abend ist so schön, und — sollten Sie es glauben? — ich bin noch nie auf der Lagune gefahren.

Nur einen Augenblick schoß ihm der Gedanke an die ängstlich wartende Mutter durch die Seele, aber ehe er ihn recht gefaßt hatte, war er im Taumel des Entzückens untergegangen. Sein ganzes Gesicht strahlte; er winkte dem Gondolier, und beide setzten sich wieder auf ihren Bänken zurecht, wie im neugesicherten Besitz eines großen Glücks.

Das Boot fuhr mit kräftigem Schwung an Gemmas Hause vorüber. Im zweiten Stockwerk sah man ein einziges Fenster erleuchtet; dort hinauf deutete das Mädchen und sagte: Hier wohnt

mein Vater. Er ist alt und kränklich und geht früh zur Ruhe; um diese Zeit fragt er nicht mehr nach mir.

Und Ihre Mutter nimmt Sie nicht mit, wenn sie ausgeht?

Wie sollte sie denn? lachte das Kind. Ich bin ja noch viel zu jung, im Mai werde ich erst fünfzehn.

Merkwürdig, auch ich bin im Mai geboren, rief Walther.

Nach Feststellung dieser Tatsache war es ihm, als sei er ihr um ein Beträchtliches nähergerückt, und er wagte die Frage, womit sie sich denn den ganzen Tag beschäftige.

Ei, antwortete sie mit naivem Erstaunen, ich spiele Karten mit Papa, ich füttere den Morino — das ist unser Hund — und besuche meine Freundin. — Sie ist viel älter als ich und schon verheiratet, setzte sie mit Wichtigkeit hinzu.

Er sah sie bewunderungsvoll an und dachte, daß sie etwas unendlich Stolz und Vornehmes sein müsse, die Tochter eines alten, kranken, abgesetzten Dogen. Was sie ihm sonst von ihrem Leben erzählte, hörte er nur, soweit es sich mit dieser Vorstellung vertrug. Einzig von jenem Memo hätte er gern gewußt, wer er war, doch scheute er sich zu fragen.

Aber als ob sie seinen Wunsch erriete, fuhr sie in ihrem Geplauder fort: Und dann ist noch der Memo da. Er ist mein Bruder aus des Vaters erster Ehe und er tut mir alles zuliebe. Er bringt mich jeden Tag zu meiner Freundin. — Aber das dürfte er doch nicht wissen, daß ich mit einem fremden Herrn auf der Lagune spazieren fahre.

Ich bin kein fremder Herr, antwortete Walther, und da er fühlte, daß dieser Ausspruch einer Begründung bedurfte, fügte er hinzu: Ich bin in dem Hause geboren, wo Ihre Freundin wohnt.

Daß dies ein Band zwischen ihnen sei, ließ sie gelten, und nun wollte sie auch seinen Namen wissen, auf den er sich erst besinnen mußte, so gänzlich war er aus Raum und Zeit entrückt. Sie sprach ihn richtig nach und sagte dann: Ich heiße Gemma. Sie haben es schon gehört. — Es gibt auch einen Stern, der Gemma heißt;

kennen Sie ihn? Ein Freund meiner Mutter hat ihn mir gezeigt.

Sie deutete mit der Hand nach dem Himmelsgewölbe, aber in ganz unbestimmter Richtung.

Walthers suchte mit den Augen am Firmament, an dem Tausende und Tausende von Sternen funkelten. Sie strahlten jetzt heller, und das ganze Gewölbe schien höher hinaufgerückt, weil der Mond schon untergegangen war. Walthers kannte die meisten unter ihnen, aber Gemmas Stern konnte er zu seiner Bekümmernis nicht entdecken.

Doch sie dachte schon nicht mehr an ihre Frage, denn ihre Aufmerksamkeit ward anderswohin gezogen.

Sie tat plötzlich einen lauten Freudenschrei: mehrere Sternschnuppen waren rasch nacheinander gefallen, und da gleich darauf ein paar zerstreute Lichter über dem Wasser aufblitzten und ruhig stehenblieben, sah es aus, als ob die gefallenen Sterne im Meere weiter glänzten.

Sie hatten die Spitze der Salute umschifft, und vor ihnen breitete sich die Lagune mit ihren erleuchteten Inseln ins Unendliche aus. Auch Gemmas Gezwitscher verstummte allmählich unter dem Banne der Wundernacht. Die beiden jungen Menschenkinder saßen jetzt nebeneinander, ihre Kleider streiften sich und ihre auf die Bank gestützten Hände näherten sich einander von selbst, doch ohne sich zu berühren.

Gemma! — Gemma! — Gemma! wiederholte Walthers leise mit unaussprechlicher Andacht.

Wie lange sie fuhren, wußte niemand als der Gondolier, der am Ende wieder in breitem Bogen der Stadt zuwendete. Und nun erschien ein neues, noch magischeres Schauspiel vor ihren Augen. Das Ufer war hell erleuchtet, und sein Glanz strahlte aus dem Wasser zurück, wie ein umgekehrtes Firmament. Dahinter flammten die ferneren Lichter der Piazza und ließen dort noch größere und geheimnisvollere Wunder ahnen. Der lange Bogen der Riva mit endlosen Lichterreihen glich dem feurigen Doppelschweif eines

Kometen. Der Lichterglanz war zauberhaft, und ein leichtes Wellenspiel verwandelte seinen Widerschein im Wasser zu zahllosen Flammenspießen, die auf- und niederzuckend eine unnahbare, beleuchtete Feenstadt umgürteten. Näher und näher kam das zauberische Bild, der Gondolier ruderte immer rascher, man konnte schon den Säulengang des Dogenpalastes erkennen und zwischen den feststehenden Lichtern kleine bewegliche Lichtlein: die Laternen der Gondeln, die an der beleuchteten Riva hinhuschten.

Die Fahrt ging zu Ende, sie bogen in den Canal grande ein. Walther sah jetzt dem Ziel ohne Bangigkeit entgegen, beide lächelten einander zuversichtlich und glücklich an, als ob sie von je zusammen gehört hätten.

Plötzlich fiel ihm das Geschmeide ein, das er gekauft hatte, ohne seine Bestimmung zu ahnen. Er zog es aus der Tasche, entfernte geräuschlos die Umhüllung und wickelte es heimlich und schnell um den Blumenstrauß, der neben ihm auf der Bank lag.

Dann reichte er ihr den frisch gebliebenen Strauß und bat sie um den ihrigen, den sie noch immer im Arme hielt und so oft mit warmen Fingern gestreichelt hatte, daß die Blumentköpfchen ganz matt herunterhingen.

Sie ließ sich den Tausch gefallen, nachdem er ihr versichert hatte, die Blumen würden sich in seinen Händen erholen und am andern Morgen frisch und strack im Glase stehen. Er mußte ihr das Geheimnis dieser Auferweckung mitteilen, und sie versprach mit den ihrigen das gleiche zu tun.

Walther lachte mit seinem stillen inneren Lachen, denn er sah sie schon in ihrem Zimmer stehen, wie sie den Strauß aufband und wie die goldenen Kettchen zu ihren Füßen niederklirrten. Diese Vorstellung machte ihn so glücklich, daß er jetzt sogar Eile hatte, sich von ihr zu trennen, um nur nicht vorzeitig entdeckt zu werden. Doch das Geschmeide lag sicher unter dem Seidenband, und Gemma hielt den Strauß ahnungslos im Arm. Mit wenigen Ruderschlägen war das Haus vollends erreicht.

Noch ein fester Händedruck, ein gestammelter gegenseitiger Dank und ein wiederholtes Auf Wiedersehn! — dann entsprang sie aus der Gondel, und im nächsten Augenblick war sie in der offenen Haustür verschwunden.

Selig träumend fuhr er allein zurück, dem Lichterglanz der Piazzetta entgegen. Aber er schloß die Augen, er konnte nichts weiter genießen. Seine Pulse bebten, die Glücksfülle in seinem Busen war kaum mehr zu bewältigen. Er dachte darüber nach, wie viele Fäden, von Anbeginn gesponnen, an diesem einen Punkte hatten zusammentreffen müssen, um die heutige Begegnung zu ermöglichen, und er sagte fort und fort zu sich selber: Es ist ein Wunder; das war das Glück. — — —

Auch der Gondolier lernte jenes Tags an Wunder glauben, denn ihm erschien das Glück ebenfalls, wenn schon in anderer Gestalt. Noch Jahre danach erzählte er von der Spazierfahrt des schönen fremden jungen Rabob, der so unscheinbar gekleidet war und doch das Gold mit vollen Händen um sich streute wie ein König.

Die Mutter erschrak, als sie nach langen, bangen Stunden des Harrens in Walthers Augen blickte, die wie Diamanten glänzten, denn diesen Glanz hatte sie sonst nur in seinen Fiebernächten an ihm gesehen. Aber sie machte ihm keine Vorwürfe über sein langes Ausbleiben und mochte ihn auch nicht mit Fragen bedrängen.

Vor dem Schlafengehen fing er von selbst zu reden an. Er fiel ihr um den Hals und dankte ihr wieder und wieder, daß sie ihn herbegleitet hatte.

Wie gut, daß wir gleich gereist sind! Wie gut, daß du nachgabst, als ich sagte: morgen! Jetzt weiß ich erst, warum so viel daran lag, daß wir gestern schon in Bozen waren, daß ich gerade heute, diesen zwanzigsten März, Schlag acht Uhr vor unsrer alten Wohnung war.

Warum lag denn so viel daran? fragte sie erstaunt. Hättest du eine Begegnung dort?

Er drückte lächelnd die Augen ein und antwortete nicht.

Darf ich nicht wissen, mit wem?

Er schwieg aufs neue; nach einer Weile sagte er: Mit dem Glück.

Woran erkanntest du, daß es das Glück war?

Ich sah es ihm an.

Und wie hieß es denn?

Das wollte er nicht sagen, aber er faßte die Mutter zärtlich in die Arme. Sei nicht böse; sieh, diese Blumen hat es für dich gebunden. Gib mir ein Glas, damit ich sie gleich ins Wasser stellen kann.

Er wickelte das Seidenband von dem Strauß und strich es mit liebevollen Fingern glatt. Dann beschnitt er sorglich jeden einzelnen Stengel und besprengte die müden Kelche mit Wasser, das er in den Mund nahm und geschickt mit hohlen Backen auf sie ausblies.

Warst du denn nicht mit Gerlach? fragte sie unruhig.

Er sah sie listig von der Seite an und antwortete nicht, sondern bemühte sich eifrig um die Blumen, wobei er mehrmals leise aufachte, denn er dachte sich jetzt Gemma mit dem Geschmeide in der Hand bei ihrem Blumenstrauß stehend.

Der roten Rose widmete er eine besondere Sorgfalt und stellte sie in ein eigenes Glas neben sein Bett. — Denn diese eine ist mein, sagte er mit Stolz zu der Mutter.

Daniela hatte schon in seinen klaren Zügen gelesen, daß nichts Unreines an ihm vorübergestreift war. Dennoch suchte sie ihn mit unbewusster Eifersucht auf andere Gedanken zu bringen.

Sieh, was unterdessen für dich gekommen ist, sagte sie, ihn in die Ecke des Zimmers führend. Die Staffelei, die Leinwand, schon aufgespannt, und ein ganzes Kistchen voll Farbentuben.

Walther ging umher und fuhr mit der Hand über die Gegenstände, die der freundliche Onkel geschickt hatte, wie ein Kind, das sein Spielzeug liebkost. Aber er betrachtete nichts genauer, vor seinem Geiste stand nur sie. Er sah sie wieder auf die Wasser-

terrasse treten und hörte sie: Kommst du endlich? rufen, und wieder und wieder sagte er zu sich selber: Es geschehen Wunder. Das war das Glück.

Sonst war ihm die Mutter des Abends beim Entkleiden behilflich, weil ihm das Bücken wehe tat, aber heute ließ er es nicht zu. Er wollte an diesem glücklichen Tage nicht an sein Siechtum erinnert sein.

Als er zu Bette lag, wickelte sie ihn nach ihrer Gewohnheit fest in die Decken ein, stellte den Schirm vor das Nachtlicht und setzte sich neben sein Bett, aber sie redeten nicht mehr zusammen.

Nur einmal richtete er noch den Kopf in die Höhe und sagte mit triumphierendem Tone: Weißt du, Mütterchen, ich werde doch noch ein Maler.

Dann entschlief er. Sie saß noch lange und horchte auf seine leisen Atemzüge, bevor auch sie zur Ruhe ging.

Doktor Treu war der erste, der am nächsten Morgen im Gasthof erschien, um zu fragen, wie die beiden Reisenden geruht hätten. Man sagte ihm, daß Sohn und Mutter noch schliefen.

Als er zwei Stunden später wiederkam, fand er Daniela auf ihrem Zimmer mit einem Strauß köstlich duftender Blumen auf dem Tisch, die sich in der Nacht völlig aufgerichtet hatten.

Wir haben beide herrlich geschlafen, Walther und ich, antwortete sie auf sein Befragen.

Und wie fühlt er sich jetzt?

Ich habe noch nicht mit ihm gesprochen. Um acht Uhr war ich in seinem Zimmer, da lächelte er mich so selig an, ohne die Augen zu öffnen, daß ich ihn nicht in seinen Gedanken stören mochte.

Sie plauderten eine Zeitlang, dann wünschte der Arzt seinen Patienten zu sehen. Sie erhob sich sogleich und huschte ins Nebenzimmer. Der Arzt hörte sie leise den Namen ihres Sohnes nennen.

Ich weiß nicht, ob er schläft oder sich verstellt, flüsterte sie dann an der halb offenen Türe. Er hält die Augen geschlossen und lächelt immerzu.

Walt her! rief sie noch einmal lauter, aber keine Antwort kam.

Jetzt trat auch Doktor Treu ins Zimmer und näherte sich dem Bett.

Der goldene Morgen drang durch die geschlossenen Läden und verbreitete einen milden Schein, noch ohne das in Dämmerung schlummernde Zimmer der Wirklichkeit zurückzugeben.

Treu beugte sich tiefer über den Schlafenden, indem er leise bat, die Läden zu öffnen, und legte ihm die Hand aufs Herz. So stand er eine Zeitlang laut- und regungslos, während die Sonne unwiderstehlich das Gemach durchflutete und alle die im Schatten des Nichtseins begrabenen Gegenstände, die Bilder an der Wand, das Teppichmuster, die rote Rose im Glas und die seidene Börse, die daneben lag, ins Leben erweckte.

Erst als die Mutter herankam und ängstlich fragte: Was ist ihm? trat er schweigend zurück und ließ ihr den Platz frei.

Marmorblässe lag über dem Gesicht des Schlafers wie ein dichter weißer Schleier, den keine Hand mehr heben kann. Sie faßte nach seiner auf der Decke ruhenden Rechten und fuhr zurück, denn sie fühlte eine Hand, die schon seit Stunden erkaltet war.

Drei Tage später fuhren ihn die Freunde in einer ganz mit Blumen zugeschütteten Gondel nach jener stillen, von Möwen umflogenen Insel, nach der die letzte Reise aller Venetianer geht.

Seine Prophezeiung war erfüllt: er hatte auf venetianischem Boden die Genesung gefunden.

Als sie unter dem Sonnenhimmel seinen Sarg noch einmal öffneten, schien sein Lächeln noch strahlender geworden zu sein. Die rote Zentifolie, die noch immer nicht welken wollte, hielt er in den gefalteten Händen, und unter seinen breiten Lidern lag ein ganz eigener Ausdruck von freudiger List, als wollte er sagen: Wenn ihr wüßtet, was ich weiß —.

Auch der Vater war zur Beerdigung aus Deutschland eingetroffen. Ihn hatte die Nachricht nicht unvorbereitet gefunden, nur daß er sie nicht so früh erwartete. Aber er wunderte sich, seine Frau so ruhig zu sehen. Daniela weinte nicht, sie schien nicht einmal zu trauern, es war, als gönnte sie ihren Liebling der südlichen Erde, nach der er so glühend begehrt hatte.

Sobald sie Walther in sein Marmorgrab gebettet hatten, kehrten die Eltern zu ihren Pflichten nach Deutschland zurück.

Der Konsul blieb wieder allein, um in der großen, stillen Wohnung am Canal grande sein altes Leben fortzusetzen. Er hat nie erfahren, wer es war, den er an jenem sonnigen Märztag auf San Michele zur ewigen Ruhe betten half. Nach Walthers Begräbnis hatte er sich zwei Tage lang eingeschlossen. Es war eine ganz neue Erfahrung, die er gemacht hatte, denn trotz seiner fünf- undfünfzig Jahre hatte er den Tod noch niemals so nahe gesehen.

Aber am dritten Abend erschien er wieder im Klub der 'Unerreichbaren' und erzählte mit der ihm eigenen psychologischen Schattierungskunst die Gedanken und Empfindungen, die ihm dabei gekommen waren.

Das bist du

Im Hofe von Montefeltro herrschte Bestürzung. Es waren nämlich verschiedene geheimnisvolle Verhaftungen vorgenommen worden, und unter den Gefangenen befand sich der Neffe des regierenden Herzogs. Man sprach von einer Palastverschwörung, an deren Spitze Herr Gastone gestanden haben sollte, und sein Geschick bekümmerte alle Herzen, denn der junge tapfere Prinz, der unter den Augen der Montefeltriner aufgewachsen war, genoß das allgemeine Zutrauen, während man es dem Oheim noch immer nicht vergessen hatte, daß er vor dreißig Jahren an der Spitze einer fremden Söldnerschar, das Schwert in der Faust, in die Herzogsburg eingezogen war.

Um das mißtrauische, grüblerische Wesen des alten Herrn zu sänftigen, hatten seine Räte ihn erst kürzlich bewogen, ein junges Weib zu freien; aber die Hoffnungen, die sich an diesen Ehebund knüpften, sollten schneller verwelken als die zur Vermählung geflochtenen Kränze.

Schon beim Hochzeitsturnier hatte das Unheil begonnen, als der neuvermählte Herzog, der vor der jungen Gattin noch einmal die Kraft seines unbefiegten Armes hatte erproben wollen, von dem eigenen Neffen in den Sand gestreckt worden war, daß man an seinem Aufkommen zweifelte.

Zwar hatte die eiserne Natur des Herzogs sich wieder aufgerafft, und die Freudenfeste mußten ihren Fortgang nehmen, aber mitten hinein fiel die Entdeckung des Komplotts, und seitdem lebte der ganze Hof in Zittern. Der Herzog war finsterner und unzugänglicher als je, die junge Herzogin lag schwer erkrankt danieder, —

aus Schreck, so hieß es, über die Gefahren, in denen der Herzog geschwebt hatte.

Ganz leise aber und nur in abgerissenen Andeutungen wurde noch etwas völlig anderes gemunkelt: daß Prinz Gastone in den Gemächern der Herzogin verhaftet worden sei und daß die schöne Fiordalisa schwerlich von ihrer Krankheit genesen werde.

Aus den verborgensten Räumen des Schlosses drangen unheimliche Gerüchte von Folter und Blururteilen an die Öffentlichkeit und erregten im Volke einen dumpfen Schrecken.

Um jene Zeit hielt sich ein Fremder in Montefeltro auf, der, wie es hieß, aus dem fernen Osten gekommen war und der bei allen öffentlichen Vorgängen als stiller Beobachter gesehen wurde. Er aß kein Fleisch, ging stets in weißen seidenen Gewändern und sollte im Besitze magischer Geheimnisse sein.

Der Fürst ließ den Fremden vor sich rufen und sagte: Ich weiß, daß man in deiner Heimat verborgene Wissenschaften und vielerlei geheime Künste kennt. Willst du dir meine Gunst erwerben, so nenne mir die schärfste und langsamste Qual, mit der ich einen Verbrecher zu Tode foltern kann.

Der Fremde sah dem Fürsten ruhig ins Gesicht und antwortete ohne Besinnen: Laß ihn die Größe seines Verbrechens erkennen und übergib ihn seinem eigenen Gewissen.

Der Fürst lachte zornig auf. Bei euch gibt es also ein Gewissen! Hierzulande weiß man nichts von einem solchen Ding. Die grauen Haare seines Oheims verspotten, das gilt dem Jüngling hier für ein Heldenstück, nicht für eine Schmach. Höre: ein Blutsverwandter hat mich in meinem Leiersten gekränkt, und ich kann nicht wieder froh werden, ehe die Beschimpfung gerächt ist. Ich habe über die größte Marter nachgedacht und keine gefunden, die meinem Zorn genügt. Darum rief ich dich, denn ihr Männer des fernen Ostens steht den Geheimnissen der Natur näher.

So wirst du auch ferner keine finden, die dir genügt, entgegnete der Fremde. Denn durch keine Marter kannst du das Verbrechen

selbst oder den, der es begangen hat, aus der Welt schaffen. Darum ist es deiner Weisheit einzig würdig, zu verzeihen.

Daß ich das Geschehene nicht ungeschehen machen kann, weiß ich. Aber warum sagst du, ich könne den Verbrecher nicht aus der Welt schaffen? Hängt sein Leben nicht am Hauch meines Mundes?

Der Fremdling schüttelte mit stillem Lächeln das Haupt.

Wie? Ich, Gianpaolo, Herzog von Montefeltro, kann meinen Todfeind, der in meiner Gewalt ist, nicht aus der Welt schaffen? Niemand kann das, o Herr, antwortete jener gelassen.

Bei Christi Blut! rief der Herzog mit heftiger Gebärde, hier vor deinen Augen will ich ihn zerschmettern, gleich wie ich jetzt diese Lampe zerschmettre, daß sie nie wieder einen Schein gibt.

Der andere sagte mit seinem ruhigen Lächeln: Die Lampe hast du wohl zerschmettert, aber nicht das Licht, denn das Licht ist überall, wo es brennt, dasselbe Licht und ist auch noch für sich im All vorhanden. Du kannst deinen Gefangenen nicht töten, denn der Gefangene, den du töten möchtest, der — bist du selbst.

Mensch, du redest Tollheit.

Ich rede Wahrheit, Fürst, die dem Uneingeweihten Tollheit scheint. Der Gefangene ist dein Neffe, dein Bruder, dein Vater, dein Weib, und er ist du selbst.

Der Herzog sah ihn eine Weile scharf an, dann verzog er höhnisch die Mundwinkel. Mein Lustigmacher ist vor ein paar Tagen gestorben. Ich habe ihm keine Träne nachgeweint, denn er fing in letzter Zeit an, langweilig zu werden. Du kannst an seine Stelle rücken, ich sehe, daß du mir eine ganz neue Art von Unterhaltung bereiten wirst. Ich bin also selbst mein Neffe Gastone und habe mich selbst beleidigt, als ich mich ins Zimmer der Herzogin schleichen wollte? Ich brauchte nur mich selbst aus dem Wege zu räumen, so wäre der Frevel gesühnt.

Nicht also, Fürst, kein Frevel wird gesühnt durch Blutvergießen; ich hab' es dir schon gesagt, du müßtest die ganze Menschheit

vernichten, denn die ganze Menschheit ist die Schuldige. Und auch dann würde, was dich kränkt, noch fortbestehen, denn, wie du vorhin richtig sagtest, das Geschehene kann niemals aufhören, geschehen zu sein.

Jetzt wurde der Fürst nachdenklich. So wunderbar deine Reden klingen, sagte er nach einer Pause, sie haben einen Kern von Wahrheit. Sprich weiter, erkläre deutlicher, was du sagen willst.

Erinnerst du dich des fremden Sängers, begann der Morgenländer wieder, der vor wenigen Wochen dir vor versammeltem Hofe die Taten des großen Alexander vortrug? Ich stand mit verhülltem Haupt unter dem Hofgesinde ganz unten an der Saaltür, nicht um den Sänger zu hören, sondern um dich zu sehen, denn ich wußte, du würdest mich einmal rufen lassen, und ich wollte deine Züge kennenlernen.

Der Herzog nickte.

Ich behielt dich fest im Auge, fuhr der Fremde fort. — Warum färbte sich dein Angesicht, als er die Schlacht bei Issos sang? Warum trieb dir Alexanders Großmut gegen die Familie des Darius Tränen in die Augen? Warum wurdest du bleich, als du vom Tode des Klitus hörtest? — Weil du selbst der Held dieser Gesänge bist.

Wie, ich bin Alexander der Große?

Du sagst es.

Und bin vielleicht auch der trunkene Klitus?

Du sagst es.

Ich bin der große Alexander, bin der Säufer Klitus, bin der heimtückische Prinz Gastone und bin zugleich ich selbst, Gianpaolo, Herzog von Montefeltro?

Du bist das alles, antwortete der Weise.

Und du — du bist ein Narr!

Höre mich, Fürst. Wenn du nicht die Großmut Alexanders in deinem Herzen fühltest, nicht seine Tapferkeit, wie könnte die eine dich begeistern, die andere dich rühren? Wie könntest du ein Lied

verstehen, das von seinem Zorn und seiner Rache handelt, wenn nicht beides in dir wäre? In einem Menschenleben haben so wenig Dinge Raum, und doch umfaßt ein Menschenbewußtsein das Bewußtsein aller Lebenden und aller Toten. Du verstehst die Taten, die der Fürst von Montefeltro nie getan hat, durchschaust Dinge, die er nicht erlebte. Wie könntest du das, wenn du nicht in allen wärest und alle in dir? Betrachte jegliches Lebendige um dich her, und angesichts jeglichen Lebendigen sage zu dir selber: Das bist du.

Der Fürst versank in ein langes, grübelndes Schweigen. Plötzlich sagte er auffahrend: Sprich weiter!

Der Morgenländer begann wieder: Eure Religion lehrt, daß alle Menschen Brüder seien. Das ist ein edles Wort, aber für die Menschlichkeit nicht genügend. Denn wenn euer Bruder euch erzürnt, so tötet ihr ihn, und euer heiliges Buch selber beginnt mit einem Brudermord. Ihr alle nennt euch die Abkömmlinge des Brudermörders. Wir aber lehren eine noch reinere und tiefere Lehre — wer die begriffen hat, der kann kein Böses mehr tun: alle Menschen sind ein und derselbe Mensch. Vor der höchsten Gerechtigkeit gibt es keine ungestraften Frevel: wenn du deine Hand erhebst gegen deinen Feind, so triffst du dein eigenes Angesicht, denn der Beleidiger und der Beleidigte sind einer.

Mensch, ich verstehe dich nicht. Als ich den Qualen meines Feindes zusah, da freute ich mich und spürte keinen Schmerz, wie ich doch gemußt hätte, wenn ich eins mit ihm wäre.

Wahr. Aber wir besitzen auch geheimnisvolle, schmerzbetäubende Mittel; wenn wir die eingeben, dem kann man den Arm abschneiden, die Zunge durchbohren, ohne daß er es empfindet. So lagst auch du in Betäubung und fühltest nicht, was an deinem Leibe geschah, als du den Gehafteten quälen ließest; aber erwache, so wirst du alle seine Schmerzen fühlen. Dieses Betäubungsmittel, dieses Nichtbewußtsein nennt man das Ich, aber glaube nur nicht, daß dadurch der Schmerz genommen sei, er wüthet weiter, und an der Pforte des Bewußtwerdens erwartet er dich.

Über diesen letzten Worten war der Fürst unruhig geworden. Das klingt wie eines Tollen Rede, sagte er, und doch — es ist etwas darin, das mich zwingt, dir zuzuhören. Mach es mich fühlen und mit Händen greifen, daß ich eins bin mit meinem Beleidiger, wenn du nicht als ein Verrückter eingesperrt werden willst.

Was du verlangst, ist schwer, aber ich werde suchen, dich zu befriedigen. Setze dich und sieh mir unverwandt in die Augen.

Der Herzog tat, wie ihm geheißen war. Sobald er die Blicke fest in die ruhig glänzenden Augen des Morgenländers gesenkt hatte, legte sich der Sturm in seiner Brust. Er fühlte eine geheimnisvolle Macht, die ihn fest und tief umspann und über sich selbst hinausrückte. Aber er wehrte sich, er wollte sich losreißen von dem Banne dieser glänzenden Augen, um sein Ich, das er wegschwinden fühlte, festzuhalten. Doch die Augen gegenüber ließen ihn nicht mehr los, sie zückten gegen ihn heran und bohrten sich wie mit blinkenden Widerhaken in die seinigen. Ihr Glanz wurde immer mächtiger, sie vergrößerten sich und rückten näher zusammen, bis sie nicht mehr zwei waren, sondern nur noch ein einziges, eine runde, durchleuchtete Kugel von ungeheurer Größe und unerträglichem Licht wie eine strahlende Himmelskugel.

Der Herzog machte noch einen Versuch, die seinigen zu schließen, aber er vermochte es nicht, und bald konnte er auch nicht mehr wollen. Sein Ich war auf den engsten Punkt zusammengezogen. Dann verlor er auch das Körpergefühl und das Bewußtsein seiner Person. Allmählich schwächte sich die Lichtempfindung, bis sie ganz geschwunden war und eine graue Dämmerung ihn umfing, worin gar nichts zu unterscheiden war.

Aber dennoch war etwas Geistiges in ihm wach geblieben, und dieses dehnte sich über den ganzen Weltraum aus. Dann schien es ihm, daß ein Kopf sich über ihn neigte und daß eine Stimme ihm ins Ohr raunte, doch die Worte verstand er nicht.

— — — — —
Erst nach längerer Weile verdichteten sich die Elemente seines

Wesens wieder zu etwas Festem, Körperhaftem, das sich um einen Mittelpunkt sammelte. Das Ichgefühl kehrte zurück, aber es war ein von dem früheren ganz verschiedenes. Er fühlte leichte, jugendliche Glieder, und ein innig-leidenschaftlicher Wille führte ihn. Es schien ihm, als eilte er nach einem Ort, wohin heftige Sehnsucht ihn zöge. Eine Gartenmauer tauchte vor ihm auf, die er geschmeidig wie eine Kasse zu erklettern glaubte.

Dort bei den Zypressen steht sie, sagte eine Stimme neben ihm. Da sprang er hinab und schloß eine weibliche Gestalt, die sich ihm entgegenbewegte, in die Arme. Sie lag an seiner Brust, als wäre sie mit ihm zusammengewachsen, Lippen preßten sich auf Lippen, und er fühlte zwei eiskalte zitternde Hände, die sich um seinen Hals verschlangen.

Das alles geschah dem traumentrückten Herzog so wirklich und überzeugend wie nur je ein Ereignis seines eigenen Lebens. Er war sich völlig klar über das Verhältnis, in dem sein neues Ich zu diesem Mädchen stand. Auch daß sie ihn Gastone nannte, entsprach der Vorstellung, die er von sich und den Dingen hatte. Er war ja der junge tapfere Prinz, und sie seine Fiordalisa, seine ihm verlobte Braut, die er binnen weniger Wochen vor den Altar führen sollte. Nur ihre eiskalten Hände und das Zittern ihrer Glieder waren ihm befremdlich.

Was fehlt dir, was bekümmert dich? glaubte er zu fragen, während aus seinem Munde abgerissene, lallende Laute kamen.

Da schlug es wie Stimme des Gerichts an seine Ohren: Nimm Abschied auf ewig von ihr, du wirst sie niemals wieder in die Arme drücken. Ihre Brüder — der Herzog — man entreißt sie dir.

Der Schläfer stöhnte wild auf.

Wer kann es wagen? Habe ich nicht ein Schwert? Wissen sie nicht, wie ich heiße?

O stille, Prinz, stille! Einer kann es wagen, einer, der alles kann, der Herzog selbst. Dein Oheim wirbt um sie, sie ist die Braut des Herzogs.

Ein Schrei der Wut rang sich aus der Brust des Träumenden. Seine Blume, seine Giordalisa dem Herzog, seinem Oheim, dem alten Mann! War das der Lohn für die Siege, die er ihm erschochten hatte, für die Narben, die er um seinetwillen trug?! Hatte nicht der Alte noch erst kürzlich die Verlobung des Neffen mit einer Landestochter gebilligt, weil sie den Zwecken der Politik entsprach? Und nun kam er selbst, der unersättliche Greis, der alles an sich riß, was ihm gefiel, und streckte die Hand nach seinem Kleinod aus. Durfte der Herzog so aller Ehre und Treue vergessen, wo gab es dann noch eine Sohnes- und Untertanenpflicht, die heilig war?

Diese Vorstellungen folgten sich mit Blitzesschnelle im Geiste des Träumers, und er war so völlig eins mit seinem neuen Ich, daß jener Oheim ihm als der hassenswerteste aller Menschen erschien.

Ich leide es nicht, röchelte er mit wutersticker Stimme. Giordalisa folgt mir — ich führe sie fort — weit fort —

Umsonst, Prinz, Ihr seid von Spähern umstellt, und Giordalisa ist die Gefangene ihrer Brüder, bis der Herzog sie heimführt.

Das soll er nicht! Eher strecke ich ihn tot zu Boden. Ich rufe mein Kriegsvolk, ich stürme die Burg — Blut soll fließen, sein Blut. Er ballte die Fäuste, und seine Zähne knirschten wild aneinander.

Ergebt Euch, Prinz, die Macht ist sein. Seht Eure Giordalisa, die im Schmerz erstarrt, und sagt ihr Lebewohl, ihr seid einander auf ewig verloren.

Mit lautem Schluchzen streckte er die Arme nach der Geliebten aus. Da ertönte ein Pfiff durch die Dunkelheit, und aus der Ferne rief eine gedämpfte Stimme: Trennt euch!! Ihr seid belauert! Sie kommen!

Bleib, bleib, stammelte der Träumende und wollte die Geliebte festhalten, aber seine suchenden Arme griffen in die leere Luft. Giordalisa war verschwunden, er stand in Nacht und trostloser

Einsamkeit. Schon vernahm er Tritte und Waffenklirren in seiner Nähe, und er tastete wild nach seinem Schwert. Aber die Stimme, die sein Leben regierte, raunte ihm dringend zu: Tor, du bist ja waffenlos. Fort, fort, verkrieche dich in dem Gebüsch, sie dürfen dich nicht finden, sonst ist es um euch beide geschehen.

Wer das gesehen hätte von den Kämmerern draußen im Vorzimmer, wie in diesem Augenblick der Herrscher von Montefeltro auf höchst eigenem Knien sich hinter den Fenstervorhang verkroch, der ihm als eine scharfe, seine Glieder rigende Dornenhecke erschien!

Dann umspann ihn tiefe, drückende Finsternis. Er wußte wenig von sich, nur daß ihm das Beste genommen und daß sein Leben wertlos geworden war. Jene Stimme sprach noch immer auf ihn ein, er verstand nicht, was sie sagte, aber es war, als ob alles, was er dachte, von der Stimme ausginge, als ob sie ihm eingäbe, was unmittelbar darauf geschehen mußte. Und dennoch folgten sich die Ereignisse auf das natürlichste, jeder Vorgang entsprang aus einem andern wie das Ruchlein aus dem Ei.

Er fand sich in der geschmückten, von Kerzen strahlenden Kirche. Dicht umgaben ihn die Reihen der Höflinge in Festgewändern, die im Mittelschiff Spalier bildeten; in den Seitenschiffen drängte sich die Menge Kopf an Kopf. Vor dem Altar stand die Braut, er sah sie neben dem Herzog niederknien und den Ring empfangen, der sie zur Herzogin machte.

Sieh, wie schnell sich ein Weib ergibt, wenn eine Krone zu gewinnen ist, flüsterte eine häßliche Stimme in ihm, und der Träumer gab einen dumpfen, grollenden Zorneslaut von sich wie ein gereizter Löwe.

Aber nun kehrte sie ein ganz entstelltes Gesicht herüber, und ihre angstvollen Augen schienen zu sagen: Vergib mir, ich konnte ja nicht anders. — Vor diesem Blicke schwand der Groll, und die heiße, unbezwingliche Liebe quoll mächtiger als je empor.

Fior—da—lisa! stöhnte der Schläfer qualvoll in abgebrochenen Lauten.

Da erbrausten gewaltige Orgeltöne, die Schar der Höflinge setzte sich in Bewegung und schwemmte ihn wie eine Welle hinter den Neuvermählten zur Kirche hinaus.

Dort wurde sie hingeführt, und er mußte es geschehen lassen! Daß er sich nicht auf den gekrönten Bräutigam werfen und ihn in Stücke reißen konnte! Die ohnmächtige Wut preßte ihm ein Brüllen aus wie einem verwundeten Raubtier. Er wand und krümmte sich in seiner Pein, er knirschte mit den Zähnen, grub sie in die geballten Fäuste, bis seinem grimmigen Schmerz allmählich die bestimmten Vorstellungen entschwanden und ihn ein grauer Ozean von Jammer, das Elend der ganzen um ihr Glück betrogenen Menschheit, umfing.

Erst als die Stimme wieder zu reden anhub, formten sich neue Bilder in seinem Geiste.

Unglücklicher, was hast du getan! Du hast deinen Herzog und Oheim verwundet. Da tragen sie ihn ohnmächtig hinaus.

Als bald sah er sich in einer festlichen Arena voll schön geschirrter Rosse und geharnischter Reiter, er erkannte die teppichbehangene Tribüne mit den geschmückten Damen, darunter sie in herzoglichem Pomp, seine bleiche abgepfückte Lilie, und sein Herz zog sich in einem neuen, noch nie gefühlten Mitleidsweh zusammen bei ihrem Anblick. Durch die Reihen der Damen ging eine erschrockene Bewegung, sie drängten sich alle nach vorn und spähten ängstlich über die Balustrade, denn unten wurde eben der neuvermählte Herr von dem bestürzten Hofgesinde wie leblos aus den Schranken hinausgetragen.

Was war geschehen? Hatte er ihn absichtlich töten wollen, war's nur die blinde Wut der Verzweiflung gewesen, daß er ihn mit diesem wuchtigen Stoß in den Sand gestreckt hatte, um ihm das Küssen und Rosen zu vertreiben? Gastone wußte es selber nicht, er war vom Roß gesprungen und starrte zu der Tribüne

hinauf, wo Fiordalisa zitternd von ihren Damen weggeführt wurde.

Schnell wechselte das Bild.

Es war Abend. Eine Zofe der Herzogin streifte an ihm vorüber, sie lud ihn mit den Augen nach einer Stelle im Garten und flüsterte ihm dort eine Botschaft zu. Fiordalisa wollte die Verwirrung, die des Herzogs Unfall erregt hatte, benutzen, um ihn zu sprechen; sie war allein in ihren Gemächern und erwartete ihn. Ihrem Rufe konnte er nicht widerstehen. Er wollte hören, was sie ihm zu sagen hatte, und dann weit hinwegfliehen, sie niemals wiedersehen. Oder nicht? Was wollte er denn? An sich reißen, was ihm von Rechts wegen gehören sollte, was ihm mit Gewalt entrisen worden war? Er wußte es selber nicht; schwindelnd folgte er dem Mädchen über Gänge und Treppen und hatte schon die Tapetentür erreicht, die ins Zimmer der Herzogin führte, als sich ein schwerer Arm auf den seinigen legte. Ha, da stand er schon wieder auf seinen Füßen, der schreckliche Greis, er hatte seine Ohnmacht abgeschüttelt und sah ihn aus starren, unheil-drohenden Augen an.

Im nächsten Augenblick war der Prinz von den Wachen umringt, entwaffnet und gefesselt. Dann lag er allein in einem dunklen Gefängnisloch. Doch nicht lange, so vernahm er Schritte, die schwere Eisentür ging knarrend auf, Fackelschein fiel in das Verlies, und der Herzog erschien auf der Schwelle. Zwei Knechte begleiteten ihn, scheußliche Gestalten, wie von der Natur zum Henkershandwerk geschaffen.

Bleibe fest, raunte ihm die Stimme zu. Er wird dich fragen, ob du aus eigener Kühnheit oder geladen den Weg zu Fiordalisas Zimmer gefunden hast. Sei standhaft! und rette die Herzogin.

Der Träumer straffte jeden Nerv zum Widerstand. Er murmelte mühsam unverständliche Worte. Ein dumpfes, furchtbares Ringen

ging in seinem Geiste vor sich, der nicht zu denken vermochte und sich doch bewußt war, daß er eine Antwort finden mußte, um die Geliebte zu retten. Es war ihm, als stritte er sich mit der Jose, die als Zeugin gegen ihn vorgeführt würde, und als nannte er sie eine Lügnerin.

So schreib es dir selber zu, wenn ich schärfere Mittel anwenden muß, hörte er die Stimme seines Oheims sagen, und kaum gedacht, war schon das Entsetzliche zur Wirklichkeit geworden.

Die Knechte hatten sich auf ihn gestürzt, sie schnürten ihm die Arme fest, und vor den kalten, grausamen Augen des Herzogs wurden ihm unter unsäglicher Pein die Glieder auf der Folter auseinandergerenkt. Angstschweiß quoll von des Träumers Stirn, stöhnende, gräßlich gurgelnde Laute kamen aus seinem Hals, aber über all der Qual schwebte siegreich die große, allmächtige Liebe.

Dann verwirrte sich sein Bewußtsein, und gleich darauf fand er sich allein, der Qual entrückt, bei verlöschender Ampel, mit gebrochenen Gliedern auf einer harten Lagerstatt.

Nun ruhe, sagte die Stimme, und oben an der Decke löste sich etwas Schweres ab, das langsam auf ihn niedersank und ihn mit einem dichten Geflecht umspann. Ein Fluch gegen den Tyrannen war sein letzter Gedanke, dann entschlief er ohne Traum.

*

Als der Herzog wieder zu sich kam, war der Rest des Tages und eine ganze Nacht verflossen, und ein neuer Tag brach soeben an. Der Mann aus dem Morgenlande war verschwunden, und er selber war wieder der Herzog von Montefeltro. Aber er war es nur durch den Dienst seiner Wachen und den Gruß seiner Hofleute. In seiner Seele war noch der Traumwille durch das wache Bewußtsein hindurch tätig und versetzte ihn in den allerwunderlichsten Zwiespalt, denn noch immer haßte er diesen Herzog Gianpaolo, der er nun wieder selber war, und zugleich peinigte ihn die unerträgliche Empfindung, sich selbst in den Gegenstand seines

Haffes verwandelt zu finden. Es tat ihm leid, nicht mehr der junge Gastone mit seiner Liebe und seinen Schmerzen zu sein, und die ganze Welt erschien ihm alt und kalt. Er wußte nicht, wohin er gehörte, noch was er wollte.

Erst nach vielen Stunden wuchs er allmählich wieder in sein altes Ich zurück, aber er konnte seine alten Leidenschaften nicht mehr empfinden, und seine Tatkraft war gänzlich aufgehoben. Das Geschehene erschien ihm in einem völlig anderen Licht, und je mehr er sich die Zustände, die er soeben durchgemacht hatte, zurückrief, desto unmöglicher wurde es ihm, auch nur noch eine Spur von Groll gegen seinen Neffen aufzubringen.

Als er mit sich ins reine gekommen war, ließ er den Morgenländer aufs neue rufen. Es ist dir gelungen, sagte er, mich auf Stunden zu dem zu machen, den ich haßte, und ich sehe jetzt, seine Schuld wiegt federleicht gegen seine Leiden. Wohlan, er werde frei, und die ganze Strafe falle auf die Verführerin.

Herr, antwortete jener, du bist gerecht und weise, aber ehe du ein Urteil sprichst, tue noch einen letzten Blick in das Herz der Dinge.

Er ließ ihn niedersitzen und versetzte ihn durch festes Unblicken und Streichen über die Stirn aufs neue in den Zauberschlaf.

Diesmal schloß sich der magische Kreis noch viel schneller um den Herzog als das erstemal, und als die Stimme wieder zu murmeln begann, fühlte er seine Glieder von einem langen faltigen Gewand umflossen und seine Brust in einen hohen Schnürleib eingezwängt. Sein Kinn deutete ihm glatt und seine Haare in lange Flechten aufgewunden.

Es war gut, daß keiner seiner Hofleute ihn sehen konnte, wie er züchtig dasaß, bemüht, die Spitze des Fußes unter dem vermeintlichen langen Gewande zu verbergen.

Was machst du, Fiordalisa? fragte der Magier laut.

Ich sticke, antwortete der Herzog mit einer hohen und feinen Stimme, und er bewegte die Hände zierlich und vorsichtig, als

ob er mit Bedacht seidene Fäden durch einen Stickrahmen zöge.

Woran denkst du? fragte die Stimme weiter.

An Herrn Gastone, kam die leise, zögernde Antwort, und ein verklärtes Lächeln ging über die Züge des greisen Herrschers. Er fühlte sich ganz zum Weibe geworden. Ein dumpfer Zustand umgab ihn, in dem jeder Wille aufgehoben und jede Bewegung durch den Zwang der Sitte gehemmt war.

Die Zeit schien endlos unter den Stichen seiner Nadel, sie brachte keine Thaten, keine Ereignisse. Nur wie ein fernes Licht schien in diese Dämmerwelt der Name des Verlobten, von dessen Ruhm ganz Montefeltro widerhallte. Um ihn drehen sich die Gedanken der Braut in einer stillen, stetigen Bewegung; das ganze Leben war nur ein Warten auf die Zukunft, die sie von ihm empfangen sollte.

Unter dem Gemurmels der fernen Stimme erwachte in dem Schläfer allmählich das deutlichere Bewußtsein seines Ichs. Als Giordalisa erkannte er sich im Frauengemach, von dienenden Mädchen umgeben, die ihm den Stickkorb reichten, das Garn wickelten und der Erröthenden zuflüsterten, daß soeben Prinz Gastone am Haus vorüberreite. Der Träumer machte eine Bewegung, wie um ans Fenster zu eilen, aber die Stimme bannte ihn fittsam auf dem Stuhle fest. Er fuhr fort, die Fäden zu ziehen, und um jeden Stich der kunstfertigen Nadel tanzten entzückende Bilder der kommenden Seligkeit.

Jetzt aber murmelte die Stimme stärker und stärker, und das friedliche Traumleben erhob sich mit einem Male zu stürmischen Wellen. Ein Bruder erschien, der mit väterlicher Gewalt bekleidet war, und kündigte der Braut Gastones an, daß sich ein neuer Freier gefunden habe, ein größerer, der ihr eine Herzogskrone auf den Scheitel setzen, sie zur Stammutter eines regierenden Hauses machen wolle.

Du kennst ihn, Giordalisa, diesen anderen, sagte die Stimme, die ihre Gedanken lenkte, und im Nu stand es vor ihrer Seele, wie

sie jüngst dem Herrn des Landes, den sie sonst nur aus der Ferne mit scheuer Ehrfurcht betrachtet hatte, unter der Kirchentür begegnet war. Ganz nahe war er da an ihr vorbeigeschritten, auf einen Kämmerer gestützt, mit Pagen, die ihm die Mantelschleppe trugen.

Plötzlich hatte einer der Kämmerer ihm etwas zugeraut, worauf er den Kopf drehete, und unter grauen buschigen Bräuen hatte ein rascher Blitz wie unter einem Wettergewölk hervorgeflammt. Und dieser Blitz hatte der Braut seines Neffen gegolten! Dann war er weitergeschritten, ruhig und majestätisch, Fiordalisa aber war jenes Tages an allen Gliedern zitternd nach Hause gekommen, und eine dunkle Furcht vor den begehrenden, tyrannischen Augen des Greises war ihr seitdem in der Seele geblieben. Jetzt wußte sie, warum sie vor diesen Augen gezittert hatte.

Was half's, sich auf das gegebene Treugelöbniß berufen? Vor dem Willen des Herrn lösten sich alle Eide, und kein Widerspruch konnte aufkommen, wo Er sich herabließ, zu werben. Über ihr Haupt hinweg wurde über sie verfügt wie über eine leblose Sache.

Gastone! Gastone! wimmerte der Träumer und streckte die Arme hoffnungslos nach dem verlorenen Glücke aus.

Er fühlte, wie die Ereignisse über ihn hingingen, ihn wie in einen dunklen Gang hinunterzogen. Er empfand denselben Trennungsschmerz wie tags zuvor, nur noch zerreißender und angstvoller, denn er fühlte sich wie gefesselt. Sein Widerstand war nur wie ein verzweifelter Stoß gegen dumpfe Kerkerwände.

Dann schien es ihm, als würde er mit prunkhaften Frauengewändern angetan und vor den Altar geführt, um die Hand des aufgezwungenen Bräutigams zu empfangen. Diesen aber sah er nicht, er sah nur durch einen Nebel hindurch die geliebten Augen Gastones mit stummem Vorwurf auf sich gerichtet, dann schwächte sich das Ichgefühl, und er empfand nur noch einen dumpfen Zustand unendlichen Elends.

Noch einmal rief das Gemurmel der Stimme den Schläfer zum Bewußtsein zurück. Er fand sich in einem mit Gobelins behangenen Schlafgemach, wo auf hohen bronzenen Kandelabern feierliche Wachskerzen brannten. Über teppichbelegten Stufen erhob sich der mit einer goldenen Krone geschmückte Alkoven, den schwere damastene Vorhänge verhüllten. Frauen waren beschäftigt, ihm das Brautgeschmeide aus den Haaren und vom Busen zu lösen.

Und jetzt erblickte er auch sein altes Ich, den herzoglichen Bräutigam, mit Giordalisas Augen: durch den Korridor, zu dem die Türe offenstand, kam er herangeschritten, eine hohe, ehrfurchtheischende Gestalt mit eisengrauem Haupt und wallendem weißem Barte, Diener mit Fackeln in den Händen schritten ihm voran. Entsetzen nahm dem Schläfer den Atem. Immer näher der Schwelle kam die Gestalt, unabwendbar wie das Verhängnis, schrecklicher als die Vernichtung. Da mit einem erstickten Schrei auf des Magiers Geheiß erwachte der Herzog.

*

Viele Tage vergingen, während deren niemand den Herrscher in seinen Gemächern sprechen durfte. Er saß unbeweglich, die Augen starr auf einen Punkt geheftet; wenn jemand das Wort an ihn richten wollte, winkte er den Störer unwillig mit der Hand hinweg. Der Hof geriet in Unruhe und Verwirrung, die Staatsgeschäfte stockten.

Der Prinz, der schon früher aus dem Gefängnis geholt worden war, wurde nur noch lässig auf seinem Zimmer bewacht und hätte mit Leichtigkeit entfliehen können, wenn ihn nicht der stärkste Magnet gehalten hätte.

Endlich ließ der Herzog den Jünder wieder zu sich rufen und hatte eine lange Unterredung mit ihm. Alle Leidenschaften, die ihn erst wachend, dann träumend bewegt hatten, waren aus seiner Seele

geschwunden; die Personen, deren Innenleben er durchlebt hatte, verblaßten für ihn ebenso wie sein eigenes Ich.

Soll ich dir sagen, wie mir zumute ist, Sohn der Morgensonne?

Sprich, Herr!

Mir scheint, ich sehe wie durch einen Schleier die Wahrheit. Hinter diesem Schleier steht die ganze Menschheit als ein einziger Leib. Prinz Gastone, die schöne Fiordalisa sind Glieder davon wie du und ich. Wer sie verletzt, der verletzt uns beide mit und verletzt die ganze Menschheit.

Der Jünder neigte sich tief. Das ist, o Herr, die Wahrheit, die ich dir zeigen wollte, die eingeschlossen ist in dem Sage: Das bist du.

Der Herzog versank in Nachdenken. Plötzlich sagte er lebhaft: Vielleicht wenn du mich in das Seelenleben des Straßenräubers versetzt hättest, den ich neulich hängen ließ, so wäre mir auch die Sache des Straßenräubers als eine gerechte und gute Sache, seine Richter als Schurken und Mörder erschienen.

Wenigstens hättest du erfahren, welch mächtiger Zwang, welch eine Kette von inneren und äußeren Gewalten, Leidenschaften, Zufällen, unglücklichen Einflüssen der Geburt und der Verhältnisse ihn seinem Schicksal entgegentrieben.

Wieder schwieg der Herzog. Nach einer Weile begann er langsam: Wie soll ich nun ferner richten und strafen in einer Welt, wo alle recht haben? Ich habe erkennen gelernt, ich bin aus meinen Grenzen herausgetreten. Ein Wissender kann nicht mehr Herrscher sein.

Du sprichst es aus, antwortete der Morgenländer mit einer neuen, noch tieferen Verbeugung. Der Knecht diene, der Krämer feilsche, der Krieger schirme das Reich, und der Fürst regiere, ein jeder hat seinen zugewiesenen Kreis, denn es ist gut, daß Ordnung auf Erden sei. Aber ein Erkennender hat nichts mit allem diesem gemein. Was für die andern hohe Tugend in ihrem Kreise ist, das

wäre für den Erkennenden Frevel und Torheit. Heute, o Herr, bist du ein Erkennender geworden. Du hast von dem Lichte, das allen scheint, aber nur von wenigen wahrgenommen wird, einen Stahl aufglänzen sehen, und du kannst nun nicht mehr in die Finsternis zurück.

Laß mich das volle Licht finden. Weihe mich in die tiefsten Geheimnisse eurer Lehre ein. Ich will nicht mehr und ich kann nicht mehr Ich sein, und ebensowenig kann ich ein anderer sein. Laß mich alles schauen, wissen, erkennen, nichts mehr fühlen, nichts mehr wollen, nichts mehr leiden, zeitlos und ichtlos sein wie du.

Herr, was du verlangst, geht über meine Macht. Das volle Licht wird nur von wenigen Vollendeten geschaut. Ich selbst stehe nur als ein armer Suchender und Einlaßbittender auf der Schwelle des Vorhofs. Aber ich habe einen Lehrer, der zu den großen Erleuchteten gehört. Er weiß zur Stunde schon von dir, wenn er gleich Tausende von Meilen entfernt ist, denn er hat in jedem Augenblick Kunde, wo ich bin und was ich tue, ja er hört alle unsere Reden. Dieser sieht in voller Helligkeit den Weg, den ich selbst nur tastend suche.

Wohlan, so führe mich zu deinem Lehrer. Meine Staaten gebe ich in Gastones Hand, er soll Herzog sein an meiner Statt und soll durch seine Liebe Fiordalisa für die geopfertete Blüte ihrer Jugend entschädigen.

So gelobe mir, keine tierische Kost mehr zu berühren, hülle deine Glieder in ein fleckenlos weißes Gewand, laß dein Volk, deine Schätze, deine Siege, deinen Namen selbst zurück und folge mir.

An demselben Tage noch verschwand der Herzog Gianpaolo auf immer aus seinen Staaten.

Statt seiner führte nun Herr Gastone an der Seite der schönen Frau Fiordalisa das Szepter. Der neue Herrscher schaltete schlecht

und recht, je nach Umständen und Leidenschaften, gerade so wie es vordem der alte getan hatte, und die Montefeltriner waren bei ihm nicht besser noch schlechter bestellt.

Von Gianpaolo aber und dem Brahmanen, der ihn entführte, hat man in Montefeltro niemals wieder vernommen.

Prinz Rika

Maloja, Kurhaus Maloja, 8. August 1903.

Liebe Cloth! Heut abend wird es gerade eine Woche, daß wir auf dem winddurchsausten Malojapass eingezogen sind. Mir kommt diese Woche schon wie eine kleine Ewigkeit vor, denn die Tage haben hier ungefähr doppelt soviel Stunden wie in Heidelberg. Wie das zugeht? Sie sind ausgefüllt mit dem Warten auf die Post, die täglich zweimal kommt und die mir jetzt die baldige Ankunft meines Liebsten zu melden hätte! Noch nie, solange wir verlobt sind, waren wir auf mehr als vierundzwanzig Stunden voneinander getrennt, und dieses Warten ist entnervend. Nach meiner Berechnung hätte er gestern hier sein können. Nur das Kolleg Deines Vaters über Völkerrecht müsse er noch zu Ende hören, hatte er mir bei unserer Abreise gesagt. Nun, seit vorgestern ist der Becher der juristischen Gelehrsamkeit bis zur Nagelprobe geleert, das wissen wir alle. Was munkelt er nun in seiner letzten Postkarte von Semesterschluß? Was geht uns denn der amtliche Semesterschluß an? Nach dem 6. August wird doch im ganzen Deutschen Reich nirgends mehr Kolleg gelesen. Also? — Solltet Ihr am Dienstag noch einmal Euren Musikabend haben, so sag' ihm, bei meiner höchsten Ungnade — nein, sag' ihm nichts, ich will's ihm selber sagen.

Aber die Welt ist groß und weit, und du sitzt nun mitten drin, höre ich Dich einwenden, so suche doch unterdessen etwas Anziehendes zu erleben. Ach, liebste Cloth, eine Braut, die verliebt ist, erlebt nichts Anziehendes mehr. Und sie soll es ja auch nicht,

wehe, wenn ich dächte, daß Arnold unterdessen etwas erlebte! — Wie fremd und gleichgültig ist mir auch dieses ganze Getriebe ohne ihn, diese lackierten und vor lauter Lack unbeweglichen Menschen, die sich bei Tisch mit einer ernsten Zurückhaltung, als ob sie bei einem Trauermahl säßen, über die Vorzüge der Bachforelle vor der Makrele oder umgekehrt unterhalten. Wäre ich nicht von Dir vereidigt, nach reizvollen Erscheinungen Umschau zu halten und sie Dir wohlverpackt und gepreßt im Herbarium dieser Briefblätter zu übersenden, so würde ich an der Tafel den Kopf nicht vom Teller erheben. Und dazu bist Du noch so schwer zu befriedigen. Die zwei reizenden Burinnen, von denen ich Dir im letzten Briefe schrieb, haben Dich augenscheinlich gar nicht angezogen. Sie sind hübsch, grazios, geschmackvoll, gar nicht wie man sich Burinnen denkt, aber sie ziehen Dich nicht an, denn der anziehende Mensch ist für Dich immer ein Maskulinum. Ihr Bruder hätte Dich vielleicht angezogen, der am Spionskop gefallen ist, sie haben mir sein Bild gezeigt, ein schönes männliches Gesicht — doch was nützt Dir das, da es nun schon Staub ist? Das männliche Geschlecht hat bis jetzt nur einen noch leidlich jungen Vertreter hier gestellt, einen Mr. Findley, der am obersten Ende der Tafel sitzt, sehr vornehm, auch nicht häßlich trotz einer zu rötlichen Hautfarbe, und von Beruf Kunstliebhaber. Aber von ihm soll ich Dir erst recht nicht sprechen, weil er schon einen Ring am Finger hat. Männer sind nur anziehend, solange sie unverheiratet sind. Sonst würde ich Dir erzählen, daß sie hier bereits versucht haben, ihm einen Filippo Lippi für fabelhaftes Geld anzuhängen. Ausgerechnet einen Filippo Lippi auf dem Malojapaf! Sie haben ihn aus Sankt Moritz herübergebracht, ein ganz wurmstichiges Ding, das aus einem Graubündner Schloß stammen sollte. Aber Mr. Findley warf die Leute zur Thür hinaus. Das Bild sei eine Fälschung allerneuester Herkunft, die Wurmlöcher durch Schrotkugeln hergestellt; eine sienefische Prellbude versorge alle vornehmen Kurorte mit dieser Ware. Aber leider, leider! Mr. Findley,

so findig er ist, hat keinen Anspruch auf Deine Beachtung, denn wie gesagt, er trägt schon den verhängnisvollen Ring am Finger. Zwar Du brauchtest gar nicht so weit zu suchen, denn das Gute liegt so nah, und unser liebes altes Heidelberg mit einer Studentenzahl von zwölfhundert Köpfen und einer ganz erklecklichen Anzahl jüngerer Privatdozenten böte Dir eine genügende Auswahl, aber Du hast nun einmal mehr Sinn für das Erotische, und es ist ja richtig, daß nicht alle anziehenden jungen Männer nach Heidelberg kommen und daß hinterm Berg auch noch Leute wohnen. Hoffen wir also, daß einige von ihnen den Weg auf den Maloja finden und mir so die Gelegenheit geben werden, sie Dir wenigstens aus der Entfernung vorzustellen. Vielleicht kann ich Dir schon das nächstemal besser dienen, denn seit gestern abend habe ich einen neuen Tischnachbar, einen jungen lustigen Advokaten aus Bologna, der mich durch ein vorzügliches Deutsch überraschte und der eine unerschöpfliche Suade, aber, wie er mir gleich bekannte, vorerst noch keine Prozesse hat. Er heißt Benivieni, ist hübsch wie die meisten Italiener, nur leider ein bißchen klein, wenigstens im Vergleich zu Deiner junonischen Gestalt. Auch ein Prinz Mika avec suite aus Rumänien steht heute im Fremdenbuch, ist aber bis jetzt noch nicht sichtbar geworden.

Nun muß ich mich zum Spaziergang rüsten. Papas Lieblingsweg nach Tisch, den wir auch heute wieder machen, ist der Chemin des Artistes. Warum er so heißt, weiß ich nicht, jedenfalls bin ich noch keinem Künstler mit Wissen darauf begegnet, sonst hätte ich ihn dir abkonterfeit zu Füßen gelegt. Er windet sich — der Weg nämlich — hübsch bequem, ja allzubequem zwischen Bäumen und Gebüsch tändelnd und ausweichend in zahllosen Kehren zum Gipfel hinan, als ob es ihm gar nicht ernst sei, jemals ankommen zu wollen. Die Ruine, die so drohend über das Thal blickt, als habe sie in kriegerischen Zeiten einst den Paß gesperrt, entpuppt sich leider schon unterwegs als eine ganz dürftige, ich möchte sagen durchsichtige Täuschung, denn ihre Mauern, die nichts als

eine Stirnseite darstellen, sind dünn wie Pappe. Ist man endlich auf der Höhe, wo die Winde sausen, so lohnt sich die Verzögerung durch einen ungeheuren Blick über das ganze waldbewachsene Bergell. Unter uns in schwindelnder Tiefe liegt die Talschlucht der Maira mit der Malojastraße, auf der ein keuchender Postzug von acht Pferden die Reisenden aus Italien bringt. Doch Du hast Dir alle schriftlichen Fernsichten verboten, und ich kann Dir nicht unrecht geben. Denn wenn ich Dir alle die Schneegipfel, die der Blick hier oben umfaßt, vom Fornogletscher bis zum Fexberg einzeln nenne, von der unermesslichen Weite, die sich austut, können Worte doch keinen Begriff geben. Es kommt am Ende alles auf eine physische Empfindung hinaus: die Größe der Welt, die erweiternd durch unsere Brust zieht. — Dagegen will ich Dir von den Gletschermühlen erzählen. Ich wette, wenn Du von Gletschermühlen hörst, so denkst Du an unzugängliche Steinmassen und Felsentrümmer, durch die ein solches Naturwunder zu erklettern sei. Hier werden sie einem hinter wohlbeschnittenen Hecken auf weichem Rasengrunde dargeboten. Ich hätte sie für eine Spielerei gehalten, eine Erfindung der Gasthofbesitzer, ebenso wie die künstliche Ruine, wenn der Vater sie nicht mit so ernster Miene betrachtete und ihnen zuliebe jeden Tag den Chemin des Artistes erstiege. Ein grünliches Wasser steht darin, in dem noch die Steine liegen, die durch jahrtausendelange Umwälzung diese Trichter zustande gebracht haben.

Ein paar Stunden später.

Wieder ist die Poststunde vorüber ohne ein Zeichen von ihm. Ich fange an ernstlich unruhig zu werden. Papa sucht mir einzureden, daß ein Brief verlorengegangen sei, aber dieser Trost verfängt nicht. Ich weiß, die Post ist so eingerichtet, daß sie nur Briefe verliert, die nie geschrieben worden sind. Was geht denn nur vor? Die Dissertation muß seit Tagen eingereicht sein, die Hörsäle

sind geschlossen. Was zögert er denn noch, zu kommen? Warum rufen ihn meine sehnsüchtigen Briefe vergebens?

Sei gut, meine Cloth, erkundige Dich, was er treibt, und schreibe sogleich

Deiner von hundert ängstlichen Gedanken umhergetriebenen

Ilka.

9. August.

Beste, Dein heute eingetroffenes Schreiben hat sich mit dem meinigen gekreuzt. Hab' Dank für die guten Nachrichten. Ich weiß nun doch, daß Arnold lebt und gesund ist. Die Schloßbeleuchtung, mit der die gute Stadt Heidelberg zum Semesterluß den scheidenden Prinzen August geehrt hat, muß ja ein wildphantastisches Schauspiel gewesen sein. Und ich mit meiner Freude am Phantastischen habe nun das gerade versäumen müssen! Das Schloß in Flammen, Türme und Ruinen in roten Rauch gehüllt, die Bäume am Ufer grün durchleuchtet vom bengalischen Feuerschein — siehst Du, was ich alles weiß! — und das ganze wilde Flammenspiel von unserem alten Neckar zurückgespiegelt wie Anno dazumal, wo das Schloß wirklich brannte, — um diesen Anblick hätte ich sogar den Chemin des Artistes mitsamt den Gletschermühlen und dem Blick ins Mairatal hingegeben. Am Ufer aber die Musik und auf dem dunklen Fluß die beleuchteten Boote mit der geschmückten Jugend — und in einem dieser Boote unter bunten Lampen und Blumengehängen, versteht sich in Gesellschaft des gestrengen Herrn Vaters, meine schöne Base und mein Bräutigam! Denn siehst Du, auch das habe ich erfahren, wiewohl Du in deinem Brief über den herrlichen Abend nur mit einer halben Wendung hinschlüpfst und Arnold sich noch immer nicht ausgeschwiegen hat. Aber man hat ja Freundinnen, die an einen denken! Cloth, Cloth, was soll diese Heimlichuerei bedeuten? Ich will nur hoffen, daß Du nichts Lückisches im Schilde führst!

Aber Spaß beiseite, es war lieb von Dir, daß Du so schnell geschrieben hast, und zum Dank fahre ich fort, unter den Gästen Musterung zu halten, ob kein Gestirn darunter ist, das wert wäre, von Dir gekannt zu sein. Die Burinnen, nach denen Du Dich wohlwollend erkundigst, sind leider schon weitergereist. Ihren Platz am Tisch hat jetzt eine Rentnerstochter aus Berlin mit ihrem sehr beleibten, sehr unbeweglichen Vater, der an einem Fetzherzen zu leiden scheint. Ich nenne sie zuerst, denn sie ist die Hauptperson. Sie hat rote Haare, wasserblaue Augen, eine dünne Figur, heißt Staar und plappert wie ein solcher. Sie ist bei weitem nicht so anziehend wie meine hübschen Schwestern vom Oranjeßuß, aber dafür um so mittheilsamer. Sie kommt nun schon den dritten Sommer nach Maloja, in der Absicht, hier oben einen Lebensgefährten zu finden, denn sie hat sich ausgerechnet, daß diese dünne, harte Luft das rechte Klima für rüstige Leute, Bergsteiger und Heiratskandidaten sei; in Sankt Moritz und Pontresina, behauptet sie, gebe es nur Invalide oder doch wenigstens Ehekrüppel. Ihr Vater hat ihr aber erklärt, daß dies der letzte Sommer auf Maloja sein müsse; bringe er sie auch diesmal unverlobt nach Hause, so spiele er nicht weiter auf diese Nummer, sondern trage das nächste Mal seinen schweren Leib lieber nach Karlsbad. Fräulein Erna wird somit alle Minen springen lassen. Sie war so unfroren, mich schon am zweiten Tage unserer Bekanntschaft zu fragen, ob der Ring an meinem Finger eine Verlobung bedeute, ich fand dies taktlos und verweigerte die Antwort, sie hat mich aber so geängstigt, ihr die Wahrheit zu sagen, weil sie, falls ich frei wäre, sich einem solchen Wettbewerb nicht gewachsen fühle und lieber augenblicklich aufbrechen würde, daß ich mich erbarmte und ihr beruhigende Versicherungen gab. Sie besitzt sehr schönen alten Schmuck, den sie mir zeigte, den sie aber nicht anlegt, bevor sie verheiratet ist, um nicht Freier bescheideneren Geschmacks durch Luxus abzuschrecken. Jetzt scheint sie ein Auge auf den Italiener geworfen zu haben, doch muß ich ihr nachsagen, daß sie sich trotz

ihrer so offenherzig ausgesprochenen Absichten in Herrengesellschaft durchaus zurückhaltend und taktvoll benimmt. Des Abends, während Papa Billard spielt, pflegen wir uns noch im Lesezimmer oder in den Gesellschaftssälen zu treffen, dann findet sich immer auch Benivieni hinzu, der uns den ganzen Abend mit seiner ausgezeichneten Laune unterhält. Er ist ein glänzender Anekdotenerzähler. Das Heiterste aber ist, wenn er seine eigene Prozeßlust ironisierend aus irgendeinem zufälligen Vorkommnis einen Streitfall erfindet, die Sache mit Eifer verfolgt, entwickelt, ihr alle juristischen Seiten mit tausend Spitzfindigkeiten abzugewinnen weiß, sich für seinen erdichteten Klienten ins Zeug legt, dann plötzlich die Parteien verwechselt und für die gegnerische spricht, wobei er mit Taschenspielergeschwindigkeit alle eben vorgebrachten Beweise wieder verschwinden läßt oder in ihr Gegenteil verkehrt und endlich in einer ergreifenden Rede die Billigkeit und Milde der Geschworenen anruft, um ein günstiges Urteil für beide Teile zu erlangen, wobei ihm jedesmal die Tränen über das Gesicht laufen. Eine richtige italienische Harlekinade, aber im geläufigsten Deutsch. Dabei versammelt sich natürlich ein großer Hörerkreis um uns, und das Lachen schüttert durch den halben Saal.

Heute morgen habe ich aber gesehen, daß Benivieni auch seine ernstesten Seiten hat. Ich hatte mich heute einmal freigemacht und war ganz frühe, solange Papa noch schlief, durch die tauigen Wiesen, an dem kleinen Friedhöfchen vorüber, nach Maloja-Kulm hinaufgewandert. Als ich oben war, überraschte mich ein wunderschöner, ganz vollkommener Dunstregenbogen, der bei klarem Himmel gerade über der Schlucht auf der Paßhöhe stand, verschwand und wiederkehrte, je nachdem der Himmel sich bewölkte oder aufklärte. Ich sah ganz entzückt dem zauberischen Schauspiel zu, als Benivieni mich einholte, der heute gleichfalls Natur genießen wollte. Der Leichtfuß war augenscheinlich von der Gottesfrühe und dem wunderbaren Anblick zur Ergriffenheit gestimmt. Er verglich dieses Spiel der Sonnenstrahlen im Dunststaub mit

dem Täuschungsbedürfnis des menschlichen Herzens, das sich aus einem Gemisch von Phantasie und Liebe mit den Bestandteilen der Wirklichkeit ein über dem Leben stehendes, regenbogen-schimmerndes Traumglück bauen muß. Ich kann es Dir nicht mit seinen Worten wiederholen, es war so hübsch gesagt, und ich freute mich an der beweglichen südlichen Phantasie, die für Scherz und Ernst immer ein anmutiges Wort findet. Wir gingen zusammen nach Hause; ich fühlte unterwegs, wie er vorsichtig die Laster ausstreckte, ob meine Seele ihm entgegenkommen wolle, und wie er sie leise, leise wieder zurückzog, als er an eine verschlossene Tür geraten war.

Er hat übrigens eine Deutsche zur Mutter und bringt jedes Jahr ein paar Monate im Norden zu, daher das gute Deutsch. Ich glaube, er würde Dir doch gefallen. Er ist auch nicht so klein, wie es mir zuerst schien, nur ein ganz Weniges unter meinem eigenen Wuchs, und ich gehöre ja schon zu den Großen.

Ich werde unterbrochen, die Post ist da . . .

Endlich ein Brief von Arnold, aber welch ein seltsamer Ton ist dies! Knapp, verlegen, als ob er meinen Augen ausweiche! Der Festbeleuchtung, von der die Blätter voll sind, mit keiner Silbe gedacht. Und noch immer nichts Gewisses über sein Kommen, nur über die Hindernisse seines Kommens. Über die gesellschaftlichen Verbindlichkeiten und Abhaltungen. Gesellschaftliche Verbindlichkeiten in der Ferienzeit! Und an der Doktordissertation noch zu feilen! Ich staune. In einer Nachschrift, die sich scheu an die Seite gedrückt hat, steht noch ein Wörtchen von Eurem nächsten Trioabend, wo man seine Violine nicht entbehren kann, und daß er noch täglich üben müsse, um neben Dir und Deinem Vater keine zu schlechte Figur zu machen. Mein Gott, sollen denn diese Trioabende nie ein Ende nehmen? Ich weiß ja, die klassische Musik ist der einzige Weg zu Deines gestrengen Herrn Papas Seele. Aber muß Arnold sich denn sein Doktordiplom ergeigen? Und bei 32 Reaumur! Ich sehe Dich in Eurem Gartensalon sitzen,

Du gefährliche Lorelei mit dem goldschimmernden Scheitel, das Cello zwischen den Knien, wie Du mit dem wunderbaren weißen Arm, der aus wallendem Ärmel nackt hervortritt, den Bogen führst, ein Bild zum Vergöttern. Und Arnold unbeschützt an Deiner Seite, von den Wogen der Musik hilflos zu Dir hin verschlagen!

Eloth, nun laß uns ein ernstes Wörtchen zusammen sprechen. Sieh, alle Deine Freundinnen, mich, Deine arme Base eingerechnet, sind immer willig vor Dir zurückgetreten. Mit Deiner Schönheit durfte sich keine in die Schranken stellen, Du hattest die geschmackvollsten Gewänder, den reichsten Schmuck. Daß Dir bei jeder Einladung der anziehendste Partner zuteil werden mußte, verstand sich ganz von selbst; schon Deines Vaters Stellung als berühmtester Jurist Deutschlands gab Dir diesen Vorrang. Ich arme, bescheidene Tochter der Geologie stand immer in der zweiten Reihe und habe Dir alles von Herzen gegönnt, Schönheit und Vorrechte und Triumphe. Wenn Du aber die Hand ausstreckst nach dem einzigen, was ich habe, nach dem, was mir lieber ist als alle Deine Vorrechte und Triumphe, dann, Eloth, hüte Dich! Klug wie die Schlange und sanft wie die Taube, pflegtest Du von mir zu sagen. Nimm Dich in acht, die Schlange beißt, und auch die Taube hat ihren Schnabel zum Picken.

Nein, sei nicht böse, liebe Eloth, ich scherze ja nur, wie auch Du mit Deinen Eroberungsanstalten nur Scherz machst, nur ein bißchen Umtrieb gegen die Langeweile. Wozu brauchtest Du auch ein neues Zeugnis für Deine Macht über Männerherzen? Man weiß ja, wenn Du den Ballsaal betrittst, daß Du gleich ein ganzes Korps auf einmal wirfst, wie Dein Bruder, der Kriegsschüler, Dir nachsagt. Du zählst Deine Verehrer gar nicht mehr nach Einzelnen, sondern nach ganzen Korporationen oder lieber gleich nach Fakultäten. Welcher Jurist in den ersten Semestern wäre Dir nicht verfallen? Auch Arnold hat Dir die ersten Winter auf der Eisbahn seinen Tribut bezahlt. Damals war er Dir nichts —

Du machtest Dich über die Form seiner Kragen und die Farbe seiner Krawatten lustig — was sollte er Dir heute sein? Könnte es Dich freuen, mich gequält zu sehen? Was kann Dir an diesem einen liegen, da Du das ganze Geschlecht zu Deinen Füßen siehst?

Es läutet zu Tische, und ich muß mich eilig umziehen. Gute Nacht, meine schöne, stolze Prinzessin, vergib, wenn eines meiner Worte Dir mißfallen hat. Und da ich Dich Prinzessin nenne, fällt mir zugleich der Prinz ein, der heute an der Tafel erscheinen soll, — Du erinnerst Dich doch, jener Rumänenprinz, von dem ich Dir schon geschrieben haben muß. Ich sah ihn diesen Morgen im Nachen. Aus der Entfernung schien er mir jung und schön zu sein, jedenfalls eine sehr vornehme Erscheinung. Die Kellner bücken sich tief, wo er vorübergeht, und Son Altesse le Prince Nika heißt es auf Schritt und Tritt.

Ob er nahe genug sitzen wird, daß man sein Gesicht betrachten kann?

Jlka.

Nachschrift: Zwei Schachteln mit Alpenblumen habe ich heute morgen abgesandt, eine für ihn, die andere für Dich. Sie sollen Dir den balsamischen Hauch des Hochgebirgs zuführen. Die Alpenrosen, die jetzt in letzter Fülle blühen, sind leider sehr vergänglich. Dagegen wird Dich die rötlich blühende, fliederduftende Daphne noch ganz frisch erreichen. Laß Dir ihren köstlichen Duft nicht verleiden durch die Mitteilung, daß sie zu deutsch den widerwärtigen Namen Kellerhals führt. Die samtrote Blume, die nach Vanille riecht, heißt Männertreu. Nach ihr kletterte ich auf jeden Abhang und hole sie mir nötigenfalls mit Lebensgefahr herunter, hörst Du, mit Lebensgefahr!

Den 12. August.

Aber liebste, beste Cloth, wie kannst Du mich nur so verkennen? Hinter meinem scherzhaften Tone, schreibst Du, verberge sich nur schlecht die innere Erregung der Eifersucht. Ich und eifersüchtig!

Kennst Du die mutwillige Ilka so wenig? Siehst Du nicht, daß ich durch die gespielte Erregung nur Dich und mich über die Leere dieser Tage wegtäuschen wollte? Nichts natürlicher, als daß ein abgehender Jurist dem gestrengen Dekan der Fakultät, der im Herbst ihm Herz und Nieren prüfen soll, prüfen mit jener durchdringenden Schärfe, für die mein Herr Onkel gefürchtet ist, daß er dem sich noch angenehm zu machen sucht, wo er kann. Und wenn er nebenher auch der Tochter, seiner künftigen Base, ein wenig den Hof macht, nun, nützt es nichts, so kann's nicht schaden, denkt er wohl im stillen, und ich, ich denke ebenso. Und ein bißchen Unterhaltung mußt Du doch auch haben, Du Armste, die Du in der heißen Stadt zurückgeblieben bist, Dich in der Entsagung und im Cellospiel zu üben und von den Erinnerungen der italienischen Frühjahrsreise zu zehren, während die Nordsee vergebens wartet, wie sonst Deine stolzen Glieder zu baden. Aber hättest Du doch Papas Einladung angenommen und wärst mit uns gekommen! Denn jetzt ward der Winter unsres Mißvergnügens glorreicher Sommer durch die Sonne Rumäniens! Denke Dir, wir haben den Prinzen an unserer Tafel, und die anderen Tische blicken mit Neid auf uns. Die ersten Tage saß er zwischen meinem Vater und Mr. Findley; diesen Platz hatte er sich selbst gewählt, weil die beiden Herren — ich darf es mit Stolz für unseren Teil sagen — das distinguierteste Aussehen hätten. Er war in dieser Zeit äußerst zurückhaltend. Später erfuhren wir, daß er auß tiefste niedergeschlagen war über die grauenvollen Ereignisse in Serbien, die noch täglich alle Zeitungen füllen. Er hielt sich gerade in Italien auf, als die Nachricht von dem Belgrader Königsmord durch die Welt flog. Da er ein entfernter Verwandter der Obrenowitsch ist — durch Heirat verwandt, wie er Papa sagte, — wurde er von den Zeitungsreportern auf Schritt und Tritt belagert, die gern von ihm erfahren wollten, ob er für den serbischen Thron kandidieren werde. Später nach der Königswahl überliefen sie ihn wieder, um seine Ansicht über die wahre Stel-

lung des serbischen Volkes zu der neuen Dynastie zu vernehmen. Der arme Prinz mußte sich mehrere Wochen lang vor der Neugier der Presse und der Öffentlichkeit verborgen halten. Dies ist auch der Grund, weshalb er hier in der ersten Zeit allein in seinen Gemächern speiste.

Er sei Privatmann, sagte er Papa, nur mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, er treibe gar keine Politik. Was die europäischen Mächte guthießen, dagegen habe er keinen Einwand zu erheben.

Den Ton mußte man hören, womit er das sagte. Ich glaube nicht, daß irgend jemand an unserem Tisch sich jemals herausnehmen wird, ihm über die Ereignisse auf dem Balkan auf den Zahn zu fühlen; der so junge Mann hat bei aller Verbindlichkeit seiner Formen eine Art, die auch den Dreiftesten in Schranken hält. Advokat Benivieni, der nicht schüchtern ist, hat es nur einmal versucht und wird kein zweites Mal darauf zurückkommen, obgleich er vor Neugierde vergeht.

Du fragst mich, ob Rika wirklich so schön sei. Ja, Cloth, er ist wirklich schön, so schön, daß ich ihm gar nichts zu vergleichen weiß, nicht eine bloße körperliche Schönheit, die würde ich ja nicht so hoch anschlagen, sondern es scheint bei ihm durch den Adel der Gestalt ein ebenbürtiger Adel der Seele hervor. Ich hielt sonst Arnold für den schönsten Mann, er ist auch der wohlgestaltetste unter den jungen Leuten, die wir kannten; Du hast es mir selber oft bestätigt. Aber dies hier ist etwas anderes, es ist Rasse. Ich will suchen, Dir den Unterschied klarzumachen, wie ich ihn verstehe. Wenn ein Deutscher schön ist, so reicht es nur eben aus für seine Person, die als besonders wohlgeraten auffällt, seine Brüder, seine Schwestern könnte man sich auch häßlich denken. Er ist gerade durchgedrungen, er ist, ich möchte sagen: eine self made beauty. Das verhält sich bei den südlichen Stämmen ganz anders, bei ihnen ist Schönheit ein vererbter und durch lange Zeit angesammelter Besitz. Wer Rika sieht, der fühlt,

er stammt von Eltern, die jedes in seiner Art körperlich vollkommen waren. Seine Schwestern müssen die Krone der Schöpfung sein. Hat er Brüder, Vettern, niemand wird zweifeln, daß sie gleichfalls schön sind. Die Schönheit ist in diesem Stamme so mächtig durchgeschlagen, daß nichts sie unterdrücken könnte. Wenn er einmal Kinder hat, müssen sie ebenso schön werden wie er, das leuchtet dem Stumpffsten ein. Auch mein Vater sagt, eine solche Vererbung der Rasse, wenn sie einmal erworben sei, gehe nie wieder verloren, das sehe man an den Italienern, wo der Dienstmann auf der Straße einen Wuchs und Anstand hat wie anderwärts kaum der Graf.

Und bei seiner bräunlichen Männlichkeit gefallen dem Prinzen die zarten Blondinengesichter. Er fand gestern anläßlich eines Kunstblattes, das im Lesesaal auflag, die Gelegenheit zu einer sehr fein angebrachten Schmeichelei über meine Haut- und Haarfarbe. Was würde er erst sagen, wenn er Dein leuchtendes Goldhaar sähe?

Du wunderst Dich, daß man ihn Hoheit betitelt? So ein rumänischer oder walachischer Prinz oder Fürst, schreibst Du, sei doch nicht anzusehen wie ein richtiger Prinz. Darin magst Du schon recht haben, aber Hoheit nennen sie ihn deshalb doch. Ich weiß nicht, was der Gotha'sche dazu sagen würde, die Hotelwirte nehmen das jedenfalls nicht so genau. Dagegen hat er sicher seine Vortheile über so einen richtigen europäischen Fürsten von Geblüt, zum Beispiel, daß er heiraten kann, wen er will. Sein Vetter Milan Obrenowitsch hat eine russische Oberstentochter zur Königin gemacht, von dessen Sohn und Nachfolger blutigen Andenkens ganz zu schweigen. Wer wird da einem simplen Prinzen aus dieser Sippe Standesschranken auferlegen! Ich bin übrigens herzlich froh für unsern Prinzen, daß er so gar keinen politischen Ehrgeiz hat und am Studium der Staats- und Rechtswissenschaften sein Genüge findet. Er hat in Oxford und Paris studiert, den nächsten Winter denkt er auf einer deutschen Universität zu verbringen,

und denke Dir, Cloth, der Vater ist so entzückt von ihm, daß er sich alle Mühe gibt, ihn für unser Heidelberg zu gewinnen. Da seine einzige Tochter versagt ist, kann er ja, ohne Mißdeutung zu fürchten, einem jungen Mann sein Wohlgefallen zu verstehen geben. Die beiden sind trotz des großen Altersunterschieds auf dem besten Weg sich anzufreunden, denn wir haben in Rika die rührend liebenswürdige Eigenschaft entdeckt, daß er sich nicht nur mit Rechtswissenschaft, sondern auch mit Gletschermühlen beschäftigt, und seitdem begleitet er uns zuweilen auf den Chemin des Artistes. Und daß ich's gestehe, diese sonderbaren Dinger machen mir auf einmal ein viel bedeutenderes Gesicht, seitdem der Prinz sie mit so großer Aufmerksamkeit betrachtet.

Heute aber gingen wir zur Abwechslung an den Cavlocciasee, den der Prinz noch nicht kannte. Hab' ich Dir noch nicht vom Cavlocciasee erzählt? Er erinnert mich an den Mummelsee unseres heimatlichen Schwarzwalds; er ist ebenso geheimnisvoll und weltverloren wie dieser, nur um vieles großartiger. Der Weg zu diesem verborgenen Wunder führt an hängenden Felsengärten voll blühender Alpenrosen hin, im Hintergrund schimmert hinter den schroffen grünen Berghängen wie durch einen Spalt der Fognogletscher. Das Wasser des Sees ist schwarz wie das des Mummelsees, mit tiefgrünen Flecken und Streifen durchzogen, die sich an den Ufern ins Lichtgrüne aufhellen. Große und kleine Felsblöcke liegen darin wie Inselchen verstreut, worauf ebenso wie am Ufer die schönsten Blumen wachsen. Und der leuchtend grüne Rasen, den das sanftbewegte Wasser bespült! Ich war schon mehrmals mit Papa allein da gewesen, aber es war doch noch viel schöner, das alles in des Prinzen Gegenwart zu genießen. Ich weiß nicht, wie es zugeht, daß alle Dinge schöner werden in seiner Nähe!

Ein kleines Abenteuer bestand ich auch.

Papa hämmerte am Gestein so eifrig, als müßte er ein Tor in das unerforschte Innere des Berges brechen. Der Prinz sah ihm

mit Anteil zu, meine Wenigkeit, mit der sich niemand abgab, sprang auf den im Wasser liegenden Felsbrocken umher, um die schönen Blumen zu pflücken, da, als ich eben nach einer herrlichen gelben Anemone greife, rutscht mir der Fuß aus, und ich gleite ins Wasser. Papa schreit, der Prinz springt behende zu, aber ehe er mich erreicht, bin ich schon wieder in der Höhe. Ich war nur bis ans Knie in das seichte Wasser gekommen, und es geschah aus bloßer Höflichkeit, daß ich die Hand des Prinzen annahm, um ans Ufer zu springen. Aber von der Kälte dieses Bergsees machst Du Dir keinen Begriff. Er ist ja unmittelbar vom Gletscherwasser gespeist, und kein wärmender Sonnenschein findet zwischen den engen hohen Felsenwänden den Weg zu ihm. Die Kälte kroch mir von den Füßen aufwärts durch alle Glieder. Papa regte sich so auf an dem Gedanken, ich könnte mich erkälten, daß er zu zanken anfang, was mir des Prinzen wegen sehr peinlich war. Natürlich blieb nichts übrig, als augenblicklich den Heimweg anzutreten; ich hatte noch zum eigenen Schaden den Kummer, den andern den Spaziergang verdorben zu haben. Der Prinz, der sich sehr teilnehmend zeigte, sagte einmal uns andere: *Faut marcher plus vite — plus vite* (er spricht zwar ganz geläufig Deutsch, aber sobald er lebhaft wird, fällt er ins Französische). Wir liefen endlich so rasch, daß mein guter schwerer Papa uns gar nicht mehr folgen konnte, er gab auch gern den Wettlauf auf und winkte uns, nur immer voranzueilen, da er mich in Gesellschaft des Prinzen wohlbehütet sah. Ich glaube, so kurz ist mir noch nie ein Weg geworden. Die Schnellfüßigkeit des Prinzen gab auch mir Flügel, meine Schuhe wurden trocken, und die Füße brannten mir, lange bevor wir das Kurhaus erreichten. Die Nähe dieses schönen, edlen Menschen hat wirklich etwas Elektrisierendes; es war das erstemal, daß ich Gelegenheit hatte, ein eingehendes Gespräch mit ihm zu führen, und ich begreife nun wohl, daß die andern ganz verzaubert sind. Der schnelle Lauf, wobei sich der Adel seiner geschmeidigen Gestalt aufs glän-

zendste zeigte, nahm ihm dafür etwas von dem Schimmer der Hoheit, der ihn sonst umgibt, so kam es, daß ich mich ihm auf einmal viel näher fühlte. Ich wollte Dir gern erzählen, was wir gesprochen haben, es umrauschte mich wie eine fremde zauber- volle Musik, aber da ich's zu Papier bringen will, ist es weg. Der Zauber liegt auch weniger in den Worten als im Tonfall, in den Mienen, sogar in den kleinen Sprachfehlern, die mit unter- laufen, und seinem flüssigen aber ungewöhnlich gebauten Deutsch etwas so reizvoll Fesselndes, zuweilen auch liebenswürdig Kind- liches geben; das dunkle, kühn geschnittene Gesicht wird durch diese unbewußt durchbrechende Kindlichkeit nur um so anziehen- der.

Als wir den Inn erreichten, der an dieser Stelle nur die Größe eines Bächleins hat, blieben wir auf dem kleinen Steg eine Weile stehen und blickten hinab.

Liegt er nicht wie ein Kindlein in seiner Wiege? sagte mein Be- gleiter. Aber schon ahnt man seine Kühnheit und seine Kraft. Schon sieht man ihm an, er wird ein Führer seiner kleineren Brüder sein. Von allen Bergen eilen sie zu ihm, dem Starken, und wo er zieht, da bricht er Täler durch, und aus allen Seiten- tälern nimmt er die kleineren Flüsse mit und trägt sie in die Ebene. Und doch ist auch er nur der Basall eines Größeren. Denn end- lich empfängt ihn selbst die Majestät der Donau, und er trägt nicht mehr seinen Namen, wenn er das Meer erreicht.

Ich habe diese Rede wörtlich hergesezt, weil sie Dir von seiner Art zu sprechen einen Begriff gibt. Aber die Stimme, die reiz- voll fremde Aussprache mit den offenen Vokalen und den seltsam klingenden Diphthongen, wenn ich das alles nur auch hersezen könnte! Und ist es nicht echt fürstlich, so mit seinen Gedanken gleich die halbe Welt zu umspannen? Was habe ich armes Schaf mir je beim Anblick des neugeborenen Stromes gedacht, als daß er nun eben wächst und groß wird wie die Menschen auch. Der Prinz aber schwebt wie ein Adler über der ungeheuren Weite,

sieht unter sich die Berge und die Täler mit ihren Seitentälern und die Ebenen mit dem ganzen Wassersystem bis hinab zum Meere! Und dabei war mir's, als hätten seine Worte zugleich noch einen tieferen Sinn, den ich nicht fähig bin zu verstehen. Ist vielleicht er selber ein solcher geborener Führer der kleinen Brüder, der sie schützend an sich nimmt, um sie ihrer Bestimmung zuzuführen? Ich glaube, Cloth, der Prinz ist ein bedeutender Mensch. Wie froh bin ich für ihn, daß er keinen politischen Ehrgeiz hat und sich nicht um die blutige Krone der Obrenowitsch und Karageorgiewitsch reißt, sondern friedlich in unserm Heidelberg die Rechtswissenschaften studieren will!

Jetzt sitze ich auf meinem Zimmerchen bei einer Tasse heißem Tee mit wollenen Strümpfen an den Füßen, wozu Papa mich gezwungen hat, — nimm das beschämende Geständnis — und schütte Dir nach alter Gewohnheit mein Herz aus. Aber dieser Brief soll offen liegen bleiben, denn die letzte Post ist schon abgegangen, und wer weiß, ob es morgen nicht noch eine Nachschrift gibt. Gute Nacht, liebe Cloth!

— Die Nachschrift kommt wirklich, aber anders als ich gedacht hatte. Mein wässeriges Abenteuer hat eine kleine Mandelschwelung zur Folge gehabt, wegen deren ich von Papa ins Bett gesprochen bin. Du kennst ja seine Ungütlichkeit, ich muß mich fügen. Aber gerade heute macht es mich verdrießlich. Die Sonne scheint so schön auf den blauen Malojasee, die Jugend gondelt darauf umher in hellen Kleidern, singt und lacht, daß ich es durchs Fenster hören kann, und ich muß mich mit Brieffschreiben unterhalten. Eine angenehme Überraschung hat mir aber die kleine Unpäßlichkeit doch gebracht. Vor einer Stunde schickte mir Prinz Nika einen herrlichen Alpenstrauß. Es ist hier unter den Kurgästen bräuchlich, solche Sträuße zu kaufen und einander zuzuschicken; wir sprachen gestern über diese aus den Großstädten eingeführte Sitte und nannten sie eine poesielose Verkehrtheit. Deshalb ließ der Prinz mir sagen, die se Blumen habe er selbst

gepflückt; die Zusammenstellung bestätigt das auch. Alpenrosen bilden nur die Umrahmung, es gibt jetzt deren wenige ganz frische mehr, der Strauch ist schon im Verblühen. Aber da ist mein Liebling Daphne mit dem Syringenduft und die tiefblaue metallisch-glänzende Genziane, Cenerarien in den wunderbarsten Schattierungen und in der Mitte eine Gruppe jener feinen Berganemonen, um deretwillen ich gestern zu Schaden kam. Ist das nicht eine reizende kleine Aufmerksamkeit? Wenn ich nicht Arnold so innig liebte — aber was sollen diese dummen Gedanken?

Nach der Mahlzeit, die ich allein im Bett verzehren mußte, hat mir Fräulein Staar aus Berlin ein Stündchen Gesellschaft geleistet. Sie hat den Strauß des Prinzen sehr bewundert, sie findet auch, daß in der Anordnung etwas Geschmackvolles und Ritterliches liege. Natürlich schwärmt sie für den Prinzen, aber in ganz uneigennütziger Weise, denn so hoch versteigen sich ihre Hoffnungen nicht. Sie hat sich mir anvertraut und mich gebeten, ein wenig bei Benivieni auf den Busch zu klopfen. Ich bin als glückliche Braut eine Art Schutzpatronin für sie. Aber kann ich denn noch sagen glückliche Braut? Sieh, Cloth, wenn dieser Zweifel mich anfaßt, dann fühle ich, daß ich zu — ich weiß nicht was, aber gewiß zu etwas Erschütterndem imstande wäre; ein Vulkan will losbrechen in meiner Brust. Aber ich halte den bösen Zweifel nieder, für den Vulkan ist es Zeit genug, wenn das Gefürchtete Wahrheit wird. Deshalb ist mir die neue, fremdartige Erscheinung, die so unvermutet meinen Weg gekreuzt hat, eine willkommene Ablenkung. Ich habe ihm für seine Blumen durch einen kleinen gereimten Gruß gedankt, du weißt ja, daß ich zu dergleichen einiges Geschick habe. Die Staarin will es ihm bei der Abendtafel übergeben, sie ist, wie ich sehe, eine gutartige Person und für eine kleine Gefälligkeit zu jedem Gegendienst willig. Papa lasse ich dabei ganz aus dem Spiel, ich fürchte, er könnte den kleinen Scherz unpassend finden, und ich habe mir vorgenommen, nun einmal ganz meinen eigenen Eingebungen zu folgen.

Durch Fräulein Staar erfuhr ich übrigens, daß unser Palasthotel seit gestern abend um einen anziehenden Gast reicher ist, eine Russin, Fürstin Wjäsenskij (Du mußt die erste Silbe betonen). Ganz große Dame, nicht mehr in der ersten Jugend, aber sehr schön und, wie man sagt, mit ihrem Mann in einen Scheidungsprozeß verwickelt. Sie kommt schon seit mehreren Jahren jeden Sommer nach Maloja, Fräulein Staar kennt sie von früher her, obwohl sie nicht ihres Umgangs gewürdigt worden ist. Es soll ein Schauspiel gewesen sein, als sie und der Prinz einander gestern abend im Lesesaal zum erstenmal ansichtig wurden. Wie zwei Magnete aufeinander wirken, man sieht nicht, welcher den andern zieht, plötzlich sind sie zusammengeschossen, so müssen die beiden sich angezogen haben. Dann seien sie am Abend noch lange im Hotelgarten spazieren gegangen in sehr angeregter französischer Unterhaltung.

Ich war so neugierig, die Fürstin zu sehen, daß Fräulein Staar sie mir vom Zimmer aus zeigen mußte, als sie aus dem Nachen stieg. Ich wickelte mich in eine Decke und sprang ans Fenster, um sie zu sehen, aber ich wurde ihrer leider nur von der Seite ansichtig. Eine wahrhaft vornehme Erscheinung. Welch ein Anstand, und wie sie sich kleidet! Ach Cloth, was ist dagegen eine deutsche Kleinstädterin wie unsereins! Denn eine Kleinstadt ist unser gutes altes Heidelberg doch, und wenn man sich dort auch große Gelehrsamkeit aneignen kann, sich so bewegen wie die Fürstin Wjäsenskij, das lernt man in Heidelberg nicht.

Ich muß schließen, denn das Stubenmädchen kommt, meinen Brief abzuholen.

Deine Ilka.

Gegeben zu Maloja, am 13. August im Stubenarrest.

den 16. August, vormittags im Lesesaal.

Liebe Cloth! Du stellst in Deinem heutigen Brief so viele Fragen auf einmal, daß ich nicht weiß, ob mir die Zeit ausreichen wird, sie alle zu beantworten. Vor allem will ich Deine Besorgnis

wegen meiner Gesundheit zerstreuen. Die Halsentzündung war zwar nicht ganz so geringfügig, wie sie mir zuerst erschien, ich mußte sogar vom Sankt Moritzer Arzt zweimal gepinselt werden, aber jetzt ist das Übel völlig gehoben, seit gestern bin ich außer Bett, und heute bin ich zum erstenmal wieder an der Mittagstafel erschienen.

An unserem Tisch hat es durch die Abreise des Mr. Findley Verschiebungen gegeben. Diesen Umstand hat meine schlaue Berliner Freundin sich zunutze gemacht und es durchzusetzen gewußt, daß ihr Gedeck jetzt neben dem des italienischen Advokaten aufgelegt wird, so können sie sich besser unterhalten als über den Tisch hinweg; natürlich ist der Vater mit ihr nach der anderen Seite ausgewandert. Dadurch sind bei uns zwei Plätze freigeworden, die mein Vater und der Prinz erhalten haben, aber so, daß ich in der Mitte zwischen beiden sitze. Wer dies angestiftet hat, weiß ich nicht. Übrigens scheint der Prinz mit dem Wechsel nicht unzufrieden zu sein, und was mich betrifft, so finde ich es besonders angenehm, ihn zur Linken zu haben, denn Du weißt, mein linkes Profil ist das bessere. Ein bißchen Eitelkeit wird ja auch mir erlaubt sein. Der Prinz ist zuvorkommend wie immer, er hat mir unzähligemal das zu glatt gestärkte Mundtuch aufgehoben, das mir zu meiner größten Verlegenheit immer wieder vom Schoß rutschte. Aber er hat nicht mehr das Jugendlliche, Sonnige von neulich, er sieht ernst, zuweilen fast düster aus. Papa sagt, die kriegerischen Nachrichten vom Balkan hätten ihn in diesen Tagen so trüb gestimmt.

Du wunderst Dich, daß ein rumänischer Prinz in Deutschland Rechtswissenschaft studieren will. Genaue Angaben über seinen Studienplan kann ich Dir freilich nicht machen. Gibt es nicht auch ein internationales Recht? Ich glaube, Prinzen müssen das kennen und studieren. Wenn ich aber einen Irrtum begangen haben sollte, so verzeih; ich kann ihn ja sehr leicht mißverstanden haben, schon der Aussprache wegen. Die Braut eines Juristen

sollte freilich in solchen Dingen besser Bescheid wissen, aber was willst Du, Arnold hat mir von allem anderen mehr gesprochen als von Jurisprudenz.

Jedenfalls ist es nicht ausgeschlossen, daß Nika wirklich nach Heidelberg kommt. Zwar scheint auch Berlin große Anziehung für ihn zu haben wegen der Geselligkeit in den diplomatischen Kreisen, aber Berlin entgeht ihm ja nicht, wenn er in Heidelberg ein Semester lang Rechtsphilosophie hört, — Verzeihung, Geschichte des römischen Rechts, wie mich Papa soeben berichtet. Übrigens, wird nicht dieses Kolleg von Deinem Vater gelesen? Das wäre ja eine herrliche Anknüpfung — wiewohl, an Anknüpfung würde es ja auch sonst nicht fehlen. Der Prinz hat sich bei uns aufs genaueste nach allen Heidelberger Verhältnissen erkundigt. Von Deinem Vater sprach er als von einer europäischen Berühmtheit. Daß er in diesem Jahre Dekan der Fakultät geworden ist, wußte er noch nicht. Er fragte mich auch, ob es in Heidelberg viele schöne Mädchen gebe. Ich bejahte und sagte, die schönste sei meine Base Clothilde. Er wollte wissen, ob Du mir gleichst, ich antwortete, wir glichen einander sehr, nur seist Du viel, viel hübscher und auch viel majestätischer. Da sah er mich lange an, ich weiß nicht, was er dachte.

Du wünschtest jetzt vielleicht, daß ich ihm die Photographie zeigen solle, die Du mir heute geschickt hast, aber ich werde mich wohl hüten. Hinter der Beschreibung, die ich ihm von Dir gemacht habe, bleibt die Photographie allzuweit zurück. Ja, wenn er Dich selber sehen könnte!

Nun beunruhigst Du Dich gar über die „alte Ruffin“, die auf unseren schönen jungen Prinzen Jagd mache. Aber Cloth! Die Fürstin Wjasemsky ist ja nicht alt. Man sieht ihr an, daß sie Schicksale gehabt hat, das macht sie nur fesselnder. Und schön ist sie, mein Gott, wie kann ein Menschenkind so schön sein! Ein Wuchß wie von einer Göttin. — „Abenteurerin“? Das Wort dürfte schon eher zutreffen. Wenigstens erzählt Fräulein Staar,

daß sie fast immer ganze Schwärme von Diplomaten und Finanzgrößen um sich gehabt habe und daß sie nicht im besten Rufe stehe. Aber was geht das uns an? Mit uns gibt sie sich ja ohne hin nicht ab. Beim Prinzen scheint sich übrigens das erste Feuer schon abgekühlt zu haben, denn heute, als wir im Vorraum des Speisesaals die ganze Gesellschaft vorbeiziehen sahen, und ich meine Bewunderung für die Schönheit der Fürstin aussprach, da sagte er: C'est une fleur qui a déjà été belle pendant plusieurs jours. Und wieder sah er mich so lange und so seltsam an und summte dabei vor sich hin:

Mir ist, als ob ich die Hände
Aufs Haupt dir legen sollt'!

Was mag ihm nur dabei durch den Kopf gegangen sein? Wenn er mich so ansieht, dann wird mir immer ganz wunderbarlich dabei zumut, als ob gar nichts an mir zusammenhielte, als ob ich mich gleich in meine Elemente auflösen müßte.

Zehn Stunden später auf meinem Zimmer.

Cloth! Cloth! Freue Dich mit mir! Zur Entschädigung für mein Stillsitzen in den letzten Tagen hat mir Papa einen Ausflug auf den Fergletscher für den nächsten schönen Tag versprochen. Der Prinz wird auch dabei sein. Ich freue mich ganz unvernünftig. Es ist der erste Gletscher, den ich aus der Nähe sehe, denn ein Ausflug auf den Forno ist uns schon zweimal verregnet worden. Möge uns der Himmel diesmal günstig sein. Herr Staar hat uns gebeten, seine Tochter mitzunehmen, weil er selber nicht an Besteigungen denken dürfe. Natürlich schließt sich nun auch der Italiener an, denn die beiden sind seit einiger Zeit unzertrennlich, und ich zweifle nicht, daß es in Bälde zwischen ihnen richtig werden wird. Herr Benivieni hat mir das AufdenBuschklopfen nicht schwer gemacht. Mit einer erstaunlichen Offenherzigkeit erzählte er mir, als ob ich seine älteste Freundin wäre, daß auch er auf

Freiersfüßen gehe und daß er es trotz seiner etwas mißlichen Vermögenslage oder vielmehr wegen dieser für nötig gefunden habe, im Palasthotel abzustiegen, weil nur an solchen Orten die Mitgift zu finden seien, wie er sie brauche. Die gemeine Seele, höre ich Dich sagen. Aber wenn Du gehört hättest, mit welcher vollkommener Naivität und Unschuld diese nüchterne urprosaische Gesinnung von den sonst so phantasievollen Lippen fiel, Du wärest wie ich verwundert und zugleich halb versöhnt. Da nun Herr Staar, wie die anderen hier anwesenden Berliner versichern, gut ist, so wird sich wohl der Bund der Herzen in Bälde offenbaren.

Um aber nicht so prosaisch zu schließen, will ich Dir von einer rumänischen Ballade erzählen, die mir der Prinz heute abend am Seeufer sang. Es war eine schwermütige eintönige Melodie, die ihren ganz besonderen Zauber hatte. Ich ließ mir den Inhalt übersetzen, der sehr merkwürdig ist. Das Mädchen steigt jeden Abend in die Ebene hinunter und gibt sich dort ein Stellbichen mit einem Toten. Beim Schein des Mondes hat der Tote das Kreuz seines Grabes zwischen sich und sie gestellt, damit sie ihn nicht berühre. Endlich kommt der Vater und vereinigt sie dem Geliebten, indem er sein Kind aus Erbarmen tötet. Etwas so unvergleichlich Zartes bei so tiefer Tragik habe ich nie gehört. Und die Stimme, die tiefe, von Klang gesättigte, die das Lied sang! Ich höre sie, wo ich gehe und stehe.

Du Seltsame schreibst, daß es meine Pflicht wäre, den Prinzen von meiner Brautschaft in Kenntnis zu setzen. Aber wie käme ich dazu? Er hat mich ja nie gefragt, ob ich frei sei, und ich kann doch nicht mit der Tür ins Haus fallen.

Nimm mit diesem wenigen Vorlieb für heute. Ich muß noch an Arnold schreiben. Seine letzten Nachrichten haben mich völlig beruhigt. Ich begreife sehr gut, daß er seine Angelegenheiten nicht übers Knie abbrechen kann, und freue mich auf seine Ankunft ohne Ungeduld.

Deine getreue Ilka.

Nicht zu vergessen: das Gefolge des Prinzen, nach dem Du fragst, besteht aus einem einzigen Kammerdiener. Er gibt sich ja auch ganz einfach, ohne alle Ansprüche. Ich glaube, Cloth, wenn er einmal heiratet, so wird er gewiß nur aus Liebe heiraten.

Ach, Cloth, schlage den Daumen ein, daß wir gutes Wetter behalten. Mein Herz tanzt in mir, wenn ich an den Fergletscher denke! Nicht des Prinzen wegen, nur wegen der Gletscherfahrt.

den 18. August.

Soeben sind wir vom Fergletscher zurückgekommen. Auf meinem stillen Stübchen lasse ich den wunderbaren Tag noch einmal an mir vorüberziehen, und Du sollst die Wonne mit mir teilen, meine liebe Clotho!

Früh um acht Uhr fuhren wir weg im Zweispänner, der uns bis Sils Maria brachte. Entzückend war die Fahrt an dem großen blauen Malojasee hin, den der junge Inn wie ein kühner Knabe durchschwimmt. Jenseits des Wassers grüßten die schön geformten Schneeberge herüber, der Fergberg mit der tiefen Schneemulde, der Corvatsch, der Dvafotschna mit der eiförmigen Kuppe (er ist schöner als sein Name, vergib ihm den). Diesseits aber, zu unserer Linken, ragte der Julier, bis tief herab mit Schnee bedeckt, über die grüne, mit Lärchen bewachsene Halbe, die die Straße begleitet, empor. Die Julierstraße, auf der ich nun so lang' schon Arnold erwartet habe, ist vom Wege unsichtbar.

Bei Sils Maria verließen wir den Wagen und stiegen die schöne, einsame Schlucht hinauf, an leichtgebauten Chalets vorüber, die mit bunten Fähnchen zur Einkehr laden, ins grüne blumige Fergtal; ein Junge aus Sils Maria trug uns die mitgenommenen Vorräte.

Hier ist die Heimat des Frühlings, rief der Prinz entzückt, als wir den grünen Rasenflaum betraten. Das ganze Tal lachte. Eine

mildere Luft empfing uns trotz der Höhe, denn der lange Talzug zwischen zwei steilanstrebenden Bergflanken war ganz von Sonne durchflutet und durchwärmt. An den hohen, lichtgrünen Hängen kletterte allerlei Menschenvolk herum, das Edelweiß suchte; die farbigen Kleider der Mädchen leuchteten wie große Blumen aus dem Grün zu uns herunter. Aus der schroffen Welt des Maloja tritt man hier in ein heiteres Sommeridyll, auf das die beschneiten Häupter der Gewaltigen wie mit gerührtem Lächeln niederblicken.

Zwischen den Schneegipfeln schwebte eine kleine dunkle Wolke, die einen Augenblick unbeweglich in der Luft ruhte, sich dann plötzlich drehte und pfeilschnell am Himmel hinschoß, bis sie im Äther verschwand.

Ein Adler! riefen Papa und der Prinz aus einem Munde. Mir wurde ganz feierlich, als der Prinz nach einigem Schweigen sagte: Das war der Adler Zarathustras. Hier oben ist nämlich, wie man mir sagt, das unbegreifliche Buch geschrieben worden, hier, wo warme Lüfte die Füße der Eisriesen umschmeicheln, wo phantastische Blumen sie kränzen und die hohen Adler drüber schweben. Wo anders als hier könnten auch die wundersamen Verse entstanden sein:

Warm atmet der Fels.

Schließ nicht auf ihm das Glück seinen Mittagschlaf?

Ja, hier oben oder nirgends muß das Glück zu Hause sein. Oh, wer mir sagen könnte, auf welcher dieser Felsplatten es soeben geruht hat, daß ich hineinlen könnte, um mein von tausend Ungewissheiten zitterndes Herz an den erwärmten Stein zu pressen und ein wenig auszuruhen!

Wir gingen unterdessen dem Lauf eines eilenden Bergwassers, des Fexbachs, entgegen, einen fast ebenen Weg, der sich später über Geröll und blumige Matten und festeingewachsene Felsplatten fortsetzte. In geringer Entfernung vom Gletscher, dessen eisige

Luft jetzt die liebliche Sommertwärme verdrängte, lagen zwei herabgestürzte Bergbrocken, die ganz genau einen natürlichen Steintisch mit seiner Bank darstellen, mitten im Wege. Dort ließen wir uns zunächst nieder, wir Damen packten die Körbe aus, es war wahrhaftig wie im Märchen vom Tischlein deck dich. Aber der Prinz und ich verspürten geringe Eßlust, Papa hatte es eilig, an den Gletscherausfluß zu kommen, und fand, daß man sich für einen solchen Gang nicht den Magen beschweren dürfe. Er mahnt deshalb in Bälde zum Aufbruch, der Prinz und ich sind sofort bereit. Das andere Pärlein aber, das sich auf dem ganzen Weg zusammengehalten hat, erklärt, zurückbleiben zu wollen. Meine arme Staarin hat sich nämlich den Fuß zerstoßen — *se non è vero, è ben trovato* — und kann auf dem Geröll nicht gehen, der Advokat ist der Ansicht, daß man den Gletscher von der Bank aus ebenso bequem sehe, und zieht es vor, Erna Gesellschaft zu leisten. Der Junge geht voran, um uns den Weg zu zeigen.

Du hast noch keinen Gletscher gesehen, Cloth, erwarte darum nicht, daß ich imstande sei, Dir ein Bild von der Zauberwelt des Eises zu entwerfen. Der Gletschermund ist mit Geröll verschüttet, aus dem ein dünner eisiger Wasserfaden hervorsickert, auch aus den breiten Schneestrecken am Berghang rinnt Wasser, das sich mit dem dünnen Faden vereinigt; nicht weit davon braust ein Wasserfall nieder; das alles zusammen bildet den Anfang des munteren Fербachs. Papa, den vor allem die Bewegungen des Gletschers beschäftigen, blieb untersuchend und Bemerkungen eintragend am Gletschermund zurück. Der Prinz und ich stiegen über große Schneeflecke und Geröll noch höher hinauf, wo man einen guten Blick in die traumhafte Welt des Eises gewann. Seltsam geformte Zacken und Nadeln, bläuliche Eisgrotten, eine regellose Architektur von weißen Türmen und von grünschimmernden Portalen, die in geheimnisvolle Tiefen zu führen schienen. Unter uns öffnete sich ein bläulicher Eisschlund, mit Schnee wie mit Dau-

nen ausgefüllt, er sah aus wie das phantastisch beleuchtete Bett einer Schneekönigin. Wir standen und schauten und lauschten. Denn der Gletscher ist nicht tot: da ist eine ewige leise Veränderung, ein unsichtbares Riefeln und Tröpfeln, Steine, die rollen, große Massen, die irgendwo herunterpoltern und ein ungeheures Echo wecken. Wenn eine Eislawine in der Ferne niedergeht, so ist es, als ob ein Bahnzug über den Gletscher donnere. — Wir schwiegen beide, überwältigt von der Größe der Natur, es war, als ob unsere Seelen zusammen hinabsanken durch die bläulich schimmernde Kluft in eine unbekannte abgründliche Tiefe. Der schrille Ruf eines Murmeltiers hinter unserem Rücken riß uns endlich aus der verzückten Betrachtung. Unten stand Papa und winkte, daß es Zeit sei, umzukehren. Wir stiegen vorsichtig wieder abwärts, der Prinz hielt unterstützend meinen Ellbogen, sobald ich zu rutschen drohte, denn meine Schuhe waren nur leicht benagelt, und ich bin ja noch ein Neuling im Bergsteigen, kann mir also etwas Hilfe wohl gefallen lassen. Reden konnten wir beide kein Wort mehr, mein Begleiter war blaß, mir aber brannten die Wangen von der scharfen Gletscherluft.

Als wir unsere zwei Zurückgelassenen wieder aufsuchten, saß Erna noch immer auf der Steinbank, und der Italiener stand mit südllicher Leidenschaft gestikulierend vor ihr. Der Prinz und ich lächelten uns verständnisvoll an, wir glaubten, die Welt sei um ein glückliches Paar reicher. Doch beim Näherkommen bemerkte ich, daß Erna die Flügel hängen ließ wie ein krankes Vögelchen. Der Advokat hatte augenscheinlich die schöne ihm gebotene Gelegenheit zu einer Erklärung versäumt, und die zwei waren sich trotz der Einsamkeit nicht näher gekommen. Ob es Zufall war oder Absicht? Er hatte den Wink übersehen und sich in eine seiner Schnurren hineingeredet, womit er noch nicht fertig war, als wir anderen zurückkamen. Dieser junge Mann spricht nämlich so viel, daß er sich selber nicht zu Worte kommen läßt, wenn er einmal etwas zu sagen hat. Diesmal hatte er sich in die Erfindung verstrickt,

daß die Pforte unseren Prinzen Mika angeklagt habe, an den mazedonischen Umtrieben beteiligt zu sein, er verteidigte ihn mit Feuer vor einem eingebildeten Gerichtshof, den die umliegenden Felsbrocken vorstellten, und als wir hinzukamen, hörten wir ihn eben noch sagen: Betrachten Sie, meine Herren, diesen edlen jungen Mann mit der fürstlichen Stirn und den Adleraugen, der das internationale Recht der Universität Heidelberg dem nationalen Unrecht der Balkanstaaten vorzieht —

Erna saß vor ihm wie das Bild der aufgegebenen Hoffnung und lächelte matt zu den Pöffen, die sie sonst so gut unterhielten. Wenn sie mich nicht erbarmt hätte in ihrer Enttäuschung und Niedergeschlagenheit, ich hätte wahrhaftig lachen müssen über diese närrische Verfassung. Das Komischste aber war, daß das unverlobte Paar in unserer Abwesenheit, er in rhetorischer Zerstreuung, sie aus Bekümmernis, die zurückgelassenen Vorräte rein aufgegessen hatte.

Ich will Deinem teilnehmenden Herzen gleich verraten, daß Benivieni im Lauf des Tages die Versäumnis doch noch gut gemacht hat. Auf dem Rückweg zeigte er eine lobenswerte Geseßtheit, und als wir später in einem der kleinen Chalets im Fextal rasteten, um Tee zu trinken, und Erna sich Blumen pflückend von der Gesellschaft entfernte, da ging er ihr auf die Wiese hinter der Bretterwand nach, und beim Zurückkommen hatten beide verklärte Gesichter. Sie winkte mir strahlend mit den Augen zu: Es ist erreicht! Auf dem Rest des Weges machten sie auch gar kein Hehl aus ihrem Glück, sie gingen Arm in Arm, und Benivieni sang mit überschwenglichem Ausdruck eine italienische Liebesarie. Dieser junge Mann hat eine merkwürdige Fähigkeit, den praktischen Sinn mit dem Idealismus zu vereinigen, ich mußte dabei an jene alte Anekdote vom Heiratsbüro denken, die immer wieder einmal als neue irgendwo auftaucht: Aus Liebe? Haben wir auch!

Um so einsilbiger war der Prinz. Die Posse des Advokaten hatte ihn erstaunt, ja betreten gemacht.

Wie kann Herr Benivieni auf den Gedanken kommen, daß ich in politische Untriebe verwickelt sei? sagte er zu mir.

Dann aber verriet sich sein Inneres in einer schmerzvollen Schilderung der Leiden, denen unsere christlichen Brüder unter türkischer Herrschaft ausgesetzt sind. Sein ganzes Herz hängt an den Macedoniern.

Sie sind der edelste griechische Stamm, sagte er, ihre Sitten sind unverdorben, ihre Herzen sind tapfer, es ist noch das Geschlecht, das die Schlachten Alexanders schlug. Wenn sie einen Führer hätten, sie würden auch heute noch Wunder der Tapferkeit vollbringen. Und dieses herrliche Volk schmachtet in der Nacht der Knechtschaft und Unwissenheit. Keine der großen Kulturmächte hat je daran gedacht, daß es noch eine Dankeschuld abzutragen gibt an die Enkel jener Sieger am Granikos, die die fernen Wunderländer des Ostens mit dem Schwert erschlossen haben.

Nun erzählte er mir von dem Leben der mazedonischen Bauern, von ihren Trachten und Bräuchen und von dem unerträglichen Druck des Pascharegiments, daß mir die hellen Tränen in die Augen traten.

Soll ich Dir auch noch den Schluß dieses bedeutungsvollen Tages erzählen? Bei Sils Maria tritt der Inn aus dem Malojasee und bildet eine breite, mit Binsen bewachsene Ausbuchtung, dann faßt er seine Wasser wieder zusammen und strömt rasch durch ein enges, tief eingeschnittenes Rasenbett auf Silvaplane zu. Auf der Brücke, die dort über den jungen Strom führt, standen wir beide und warteten auf die anderen, die noch zurück waren. Beim Abstieg durch die Schlucht hatte der Prinz ein Rohr geschnitten und eifrig Zeichen hineingerist. Jetzt ließ er sie mich sehen, es waren ein S und J, die Anfangsbuchstaben seines und meines Namens, Stephan und Ilka. Dann schleuderte er das Röhrchen in das eilende Wasser und rief: Inn, trag es in die Donau, Donau, sag' es meinem Schwarzen Meer, was diese Botschaft bedeutet.

Dabei faßte er meine Hand und küßte sie mit Feuer, bevor die anderen uns erreichten.

Jetzt sitze ich allein auf meinem Zimmer mit den Bildern des heutigen Tags. Niegebachte Gedanken, schwindelerregende Möglichkeiten sind um mich her. Ich bin nicht imstande, über mich selber nachzudenken, immer sehen zwei dunkle Augen mich an mit tiefer, leidenschaftlicher Frage. Es wäre hohe Zeit, daß Arnold käme. Doch lassen wir alles gehen, wie Gott will, und möge die Vorsehung es zum besten lenken.

Deine Ilka.

den 20. August.

Verräterin, was hast du getan! Du hast meine Briefe über den Prinzen in Arnolds Hand gegeben. Er kommt, er schäumt, er will sich mit dem Prinzen schlagen. Wie ein rächender Engel kommt er. Clothilde, was werden wir erleben! Dich trifft die Schuld, wenn etwas Entsetzliches geschieht.

Du wirfst mir vor, ein kokettes Spiel getrieben zu haben — Du — mir? Sagt Dir denn Dein eigenes Gewissen nichts? Oder glaubst Du, alle anziehenden Männer müßten von Rechts wegen Dir gehören? Erst hast Du an meinem Verlobten Deine Künste erprobt, und jetzt tust Du, als ob der Prinz Dein Eigentum sei! Warte ab, was von dem Schönen, Herrlichen übrig sein wird, wenn Arnolds Wut gekühlt ist. Ich zittere.

Ilka.

den 21. August.

Er ist hier, wir halten uns in den Armen, wir sind versöhnt und glücklich.

Liebst du mich noch? — Und du, liebst mich du? Das waren unsere einzigen Worte. Wir lagen Brust an Brust und weinten beide.

Dann hat Arnold mir gebeichtet und ich ihm, und in die beiderseitige Verzeihung bist auch Du miteingeschlossen, liebe Clothilde. Er hat ja nur mich Abwesende in Dir gesehen, als er zu Deinen Füßen saß. Und nun Wahrheit gegen Wahrheit: der Prinz muß

unerbittlich in die Versenkung zurück. Ich kann ihm nicht helfen, denn er ist nur das Werk meiner Phantasie gewesen. Nichts an ihm ist wirklich als der Name, der unterm 8. August im Fremdenbuch steht. Gesehen habe ich ihn niemals, weder ihn noch sein Gefolge, er verbrachte nur eine Nacht im Hotel. Ich war auch so klug nicht nach seinem Äußeren zu fragen, denn wenn man mir gesagt hätte, daß er alt und glasköpfig sei, so weiß ich nicht, woher ich die Eingebung zu dieser Idylle hätte nehmen sollen. Gesegnet sei der edle Rumänenprinz, gleichviel ob jung oder alt, der durch seinen bloßen Namen mich instand setzte, mein Glück in Sicherheit zu bringen. Die Zeitungen und ein Buch über die Balkanstaaten, das ich auf dem Lesezimmer fand, gaben mir den Stoff für das übrige.

Dagegen sind der Advokat und seine Erna greifbare, leibliche, Wirklichkeit. Sie wollen schon in einigen Wochen heiraten und haben uns eingeladen, sie auf unserer Hochzeitsreise in Mailand zu besuchen.

Schade, daß der Prinz nicht länger leben konnte, ich hatte mich während des Schreibens selber in ihn verliebt. Es war ihm noch eine glorreiche Laufbahn zugebach, und wenn Ihr mir Zeit gelassen hättet, so wäre er nach dem Kriegsschauplatz geeilt und hätte an der mazedonischen Grenze als Befehlshaber eines Komitatschi den Heldentod gefunden.

Run sei nicht böse, liebe Cloth. Wenn ich einmal einem exotischen Prinzen von Fleisch und Bein begegne, so will ich ihn Dir ganz gewiß zur Entschädigung schicken.

Mein Liebster aber, den ich jetzt wieder fest in Banden habe, muß mir den Vers auswendig lernen:

Wie soll weiter sich ins Land
Lieb' von Liebe wagen,
Als sich blühend in der Hand
Läßt die Rose tragen.

Deine glückliche Ilka.

Das Liebesidyll des Herrn Registrators

Seit dreißig Jahren wandelt der Herr Registrator Lebrecht jeden Morgen, mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage, von seiner Wohnung in der Kronprinzenstraße nach der Regierungskanzlei auf dem Schillerplatz.

Er nimmt mit peinlicher Genauigkeit jedesmal denselben Weg, und es wird behauptet, daß er dazu täglich die gleiche Zahl von Schritten gebrauche. Wenn er aus der Haustür tritt, hält er sich zuerst eine Zeitlang links, überschreitet dann bei trockenem wie auch bei nassem Wetter jedesmal auf dem gleichen gepflasterten Übergang die Straße und wandelt den rechtsseitigen Gehsteig entlang bis zur Ecke der Färbergasse weiter. Dort biegt er ein, durchkreuzt den Grünen Markt und erreicht durch einen Torweg die Kaiser-Wilhelms-Brücke, wo er bei Sonnenschein zwei Minuten stehen bleibt, um dann mit beschleunigten Schritten die verlorene Zeit wieder einzubringen. Ist es aber trübe und regnerisch, so geht er, ohne sich aufzuhalten, die lange Gasse hinunter, die ihn geradezu wegs auf den Schillerplatz führt.

Dies ist der einzige dehnbare Punkt in seinem Tagesprogramm; im übrigen läßt sich sein Erscheinen an jeder einzelnen Stelle seines Weges mit astronomischer Sicherheit vorausberechnen. So unauffällig sein Äußeres ist — denn der Herr Registrator sieht aus wie jedermann —, so kennt ihn doch alt und jung auf seinem Wege. Wo er vorüberwandelt, öffnen schlaftrunkene Krämer ihre Buden, und verspätete Schulkinder setzen sich in Trab, denn alle wissen: im Augenblick, wo der Herr Registrator sein zu ebener Erde gelegenes Büro betritt, wird es acht Uhr schlagen.

Eine Abweichung von dieser Regel könnte unberechenbare Folgen nach sich ziehen, denn mancher verläßt sich auf den Registrator Lebrecht sicherer als auf seine Taschenuhr. Sagt ja sogar die Frau Oberlandesgerichtsbräutlin zu ihrem Gatten, der noch beim Frühstück zaudert: Alter, es ist Zeit — dort kommt schon der Herr Registrator.

Aber selbst der ärmste Philister hat einmal sein Stündchen Poesie im Leben, wie den Ameisen Flügel wachsen, während sie lieben. So gab es auch für den Herrn Registrator eine Zeit, wo er über zwei schönen Augen den Glockenschlag vergaß. Doch von jener Zeit will Herr Lebrecht heute nichts mehr hören, denn die Erinnerung birgt einen Stachel, der ihm noch jetzt die Schamröte ins Gesicht treibt.

Vor einem Vierteljahrhundert nämlich, als der alte Herr Registrator noch ein junger Herr Registrator war, hatte er sich einmal die Extravaganz erlaubt, einen Umweg durch die Gartenstraße zu machen, die ihn mit ihren blühenden Syringen und dem Gesang der Amseln lockte.

Vor einer kleinen einstöckigen Villa, welche die Nummer 7 trug und in verdorbenem italienischem Stil mit allerlei barocken Zieraten erbaut war, blieb er stehen, denn die zwei Karikaturen aus gebranntem Ton, welche die Türpfosten des Vorgärtchens schmückten, hatten seine Aufmerksamkeit erregt. Es war ein Gnomenpärchen in grellbemalter Terrakotta, das sich gegeneinander zu ereifern schien, und von Mutwillen gekitzelt erhob Herr Lebrecht den Stock, um dem kleinen Weibchen vorsichtig auf den geifernden Rachen zu klopfen. Doch schnell ließ er den Arm wieder sinken und sah sich um, ob niemand seine Bewegung bemerkt habe. Die Hausbewohner schienen noch zu schlafen, denn die Rolläden waren alle niedergelassen, und schon wollte Herr Lebrecht seinen Weg fortsetzen, als er an einem seitlichen, von Rosen umrankten Fenster, das auf den schmalen Kiesweg des Gartens hinunter sah, einer jugendlichen Mädchengestalt ansichtig wurde. Der Goldregen

drängte sich mit seinen leuchtenden gelben Trauben bis zu dem ausladenden Gesimse hinauf, was ein gar anmutiges Bild ergab, und es schien Herrn Lebrecht, als ob das Mädchen ihn anlächle; ihr geöffneter Mund ließ die blitzenden Zähne sehen, und unter den aufgestreiften Ärmeln schimmerten die weißen Arme.

Herr Lebrecht, der sehr kurzichtig war, aber auf der Straße keine Brille tragen mochte, scheute sich länger hinaufzublicken und beschleunigte den Schritt. Dabei stolperte er über seinen Stock, der ihm zwischen die Beine geriet, und wäre fast zu Boden gestürzt. Nun kam er noch mehr in Verlegenheit und begab sich mit gemessener Haltung auf den gegenüberliegenden Gehsteig. Aber die Göttin Eitelkeit zupfte ihn leise am Haar, daß er sich nach ein paar Schritten noch einmal umwandte. Da lag die Schöne noch immer am Fenster, ihr roter Mund lächelte, ihr weißer Arm glänzte, und es wollte Herrn Lebrecht scheinen, als habe sie sich weiter herausgebeugt, um ihm nachzublicken.

Dies war der denkwürdige Tag, wo der Herr Registrator um sieben Minuten zu spät auf dem Büro erschien; aber er ließ sich durch die erstaunten Blicke der Schreiber und Buchhalter nicht irremachen. Er stellte sich vor sein Pult, setzte die Brille auf und begann eifrig Akten einzutragen, doch aus den aufgehäuften Papierstößen strömte es ihm wie der Duft von blühendem Goldregen entgegen, und ganze Amselchöre schmetterten in seiner Seele.

Er war zu schüchtern, um sich zu erkundigen, wer das Mädchen sei, und hatte auch mehrere Tage nicht mehr den Mut, seinen kühnen Streich zu wiederholen. Er meinte, jeder Vorübergehende müßte sich nach ihm umdrehen und im stillen fragen: Was hat denn der Registrator Lebrecht in der Gartenstraße zu tun? Sein Weg führt ja durch die lange Gasse auf den Schillerplatz.

Endlich wurden aber die Frühlingslüfte, die ihm aus der Gartenstraße entgegenwehten, Meister, und er schlug abermals den verführerischen Weg ein.

Da lag auch das schöne Mädchen wieder am Fenster, die Haare

kunstvoll geordnet und die Ärmel über den weißen Armen heraufgeschlagen.

Er hielt die Augen fest auf sie gerichtet, um so viel, als ihm seine Kurzsichtigkeit verstatten wollte, von der reizenden Erscheinung zu verschlingen. Diesmal stolperte er nicht, denn er hatte vorsichtshalber den Stock zwischen den Ellbogen durchgeschoben, und im Näherkommen glaubte er zu bemerken, daß sich unter seinen Blicken das hübsche Gesicht mit Purpur färbte.

Das Herz begann ihm heftig zu schlagen, denn noch nie war ein Mädchen um seinetwillen errötet, und das Blut stieg ihm gleichfalls in die Schläfe. Er setzte sogar zum Grüßen an, aber erschrocken über seine Kühnheit verschleierte er die übereilte Bewegung durch einen Griff nach der Krawatte.

Von da an ging der Herr Registrator täglich durch die Gartenstraße, wußte aber seine Schritte so einzurichten, daß er dennoch mit dem achten Glockenschlag sein Büro erreichte. Wie pünktlich er auch bei dem schweigenden Stellbuchein erschien, das Mädchen war noch pünktlicher, denn sie wartete schon jedesmal am Fenster, lächelte und errötete lieblich und verließ ihren Posten nicht, solange noch ein Zipfel von Herrn Lebrechts schwarzem Rock in Sicht war.

Er ging bescheiden und ehrbar vorüber, indem er, um nicht aufzufallen, nur ein wenig nach ihrem Fenster hinaufblinzelte, doch gelang es ihm mit der Zeit, noch einige stille Beobachtungen zu machen, die seine Achtung vor der Unbekannten erhöhten. Das Gefümse, woran sie lehnte, stand ganz voll von blühenden Topfpflanzen, die augenscheinlich den sorgsamten Händen ihren prangenden Flor verdankten, denn als einmal ein Windhauch den Wipfel des Goldregens niederbog, sah er sie mit einem kleinen grünen Gießkännchen beschäftigt, und das freute den Herrn Registrator, der in seiner Junggesellenwohnung gleichfalls Blumen zog. Außerdem war das zierliche, blütenweiße Spizentuch um ihren Hals immer gleich frisch und sauber anzusehen, was auf Reinlichkeit und

einen bescheidenen Wohlstand schließen ließ. Ganz besonders wohlthuend aber war es dem Herrn Registrator zu bemerken, daß sie die Ärmel nicht nach der Mode hoch aufgebauscht, sondern bescheiden an der Schulter anschließend trug, worin er das Anzeichen eines natürlichen, einfachen, nicht auf das Modische gerichteten Geschmacks erblickte.

Daß viele Am-Fenster-Stehen hätte zwar unter andern Umständen seinen Tadel erregt, da er es aber auf sich selbst beziehen zu dürfen glaubte, war es in Herrn Lebrechts Augen mehr als entschuldbar.

Allen, die ihn kannten, erschien der Herr Registrator in diesen Tagen als ein anderer Mensch. Er schaffte sich einen schöneren Spazierstock an, den er zuweilen im Gehen mit einer kühnen Gebärde schwang; seine schwarzseidene Krawatte vertauschte er mit einer farbigen, und er lächelte immer leise vor sich hin, als dächte er an die angenehmsten Dinge.

Aber Herr Lebrecht war kein begehrlisches Glückskind, seine Ansprüche an das Schicksal flogen nicht hoch, und wahrscheinlich hätte er sich auf immer damit begnügt, das schöne Kind jeden Morgen seine Blumen begießen zu sehen und heimlich an sie zu denken, wäre ihm nicht eine leidige Entdeckung in die Quere gekommen.

Auf seinem Büro verkehrte ein junger Referendar und gewesener Korpsstudent, Namens Franke, der mit Herrn Lebrecht zuweilen des Abends eine Partie Tarock spielte und von diesem seines gedrehten Schnurrbarts und der feingewichsten Stiefel halber mit Recht oder Unrecht für einen Lebemann gehalten wurde.

Dieser Herr Franke nahm neuerdings seinen Weg gleichfalls durch die Gartenstraße, und obschon eigentlich kein Anhaltspunkt für eine solche Vermutung vorlag, setzte Herr Lebrecht doch ohne weiteres voraus, daß der Referendar dem gleichen Magneten folge.

Der Verdacht wuchs, als der Referendar, von Herrn Lebrecht über seine Spaziergänge durch die Gartenstraße ausgehört, den

Vorwand brauchte, er habe dort seinen Mittagstisch, was erweislichermassen nicht der Fall war.

Den armen Registrator brachte die Eifersucht aus allem Gleichgewicht, denn trotz der günstigen Meinung, die er von sich selber hatte, fühlte er sich einem solchen Rivalen auf die Länge nicht gewachsen.

Der Wunsch, dem Gegner zuvorzukommen, gab ihm eine verzweifelte Kühnheit ein: er beschloß dem schönen Kinde zu schreiben.

Eine Reihe von Tagen hielt ihn diese Aufgabe beschäftigt, denn er war sich eines trockenen Kangleistils bewußt, der jedem zarteren Inhalt widerstrebte, und bei reiflicherem Nachdenken mußte er auch einsehen, daß seine Beziehungen zu der Unbekannten noch in jenem ungewissen Dämmerchein schwebten, wo sie der Prosa überhaupt nicht anvertraut werden können.

Herr Lebrecht hatte schon früher bei festlichen Anlässen bisweilen Sonne auf Wonne und Triebe auf Liebe gereimt; diese Übung kam ihm jetzt zustatten, und er verfertigte unter fieberhaften Dichterwehen ein paar Bierzeiler, in denen er seine Gefühle bekannte und bescheiden um ein Zeichen bat, daß er der Glückliche sei, dessen tägliches Vorübergehen von ihr mit günstigen Augen bemerkt werde.

Mit diesem Blatte, das, wenn auch kein poetisches, so doch gewiß ein kalligraphisches Meisterstück war, denn der Herr Registrator hatte es dreimal abgeschrieben, bis es ihn befriedigte, begab er sich zur gewohnten Stunde unter ihr Fenster, und nachdem er lange Umschau gehalten, ob niemand des Weges komme, befestigte er es mit bebenden Händen an den Eisenstäben des Vorgärtchens. Natürlich verfuhr er dabei so hastig und ungeschickt, daß das Briefchen ein paarmal herunterfiel, ehe es haften blieb. Herr Lebrecht zog noch mit blutrotem Kopf die Zweige der Thujahecke darüber her, um es vor ungerufenen Blicken zu behüten, und entfernte sich mit geschwellter Brust und erhobener Stirn, als wäre er durch diese Tat um Haupteslänge gewachsen.

Das Mädchen hatte ihm die ganze Zeit über zugesehen und war gleichfalls rot geworden wie eine Pfingstrose.

Aber der Herr Registrator konnte jenes Tages nicht mehr ruhig auf seinem Stuhle sitzen und schloß die Nacht hindurch kein Auge, ein so heftiger Schreck befiel ihn nachträglich vor seinem Wagnis.

Mit wankenden Knien trat er am Morgen seinen gewohnten Gang an, und in seinem Kanonenfieber beachtete er nicht einmal das aufziehende Gewitter. Zweimal betrat er zögernd die Gartenstraße und wich mutlos in eine Seitengasse aus, erst als noch zehn Minuten bis acht Uhr fehlten, nahm er einen entschlossenen Anlauf und bog um die Ecke.

Da wurde er von einem heftigen Wirbelwind empfangen, der ihn im Sturmschritt die Straße hinunterfegte bis vor Nr. 7, wo er mit einem energischen Ruck Posto faßte, denn der Kampf mit dem Elemente befestigte seinen Mut.

Ein höllisches Konzert wurde über ihm in den Lüften aufgeführt; durch das Rollen des Donners hörte man Glasscheiben klirren und losgegangene Fensterläden schmettern. Doch siehe, am halb-offenen Fenster stand wie sonst sein Mädchen, unbeirrt von dem Schreckenswetter, und lächelte freundlich zu ihm hinunter. Die Jugendliche trug trotz Sturm und Kälte das leichte Spizentüchlein und die bloßen Arme, womit sie ihn zuerst bezaubert hatte, und war so versunken in Herrn Lebrechts Anblick, daß sie den Regen, den der Wind nach ihrer Seite schlug, gar nicht zu fühlen schien, noch im mindesten daran dachte, ihre geliebten Blumentöpfe in Sicherheit zu bringen. Er hätte zwar nicht eidlich versichern können, daß sie ihm wirklich mit Kopf oder Hand ein Zeichen gegeben habe, denn die hin und her gepeitschten Zweige ließen ihn ihre Bewegung nicht deutlich erkennen, aber unter diesen Umständen war ihr bloßes Dastehen Antwort genug.

Eine ganze Weile standen beide unbeweglich, er unten, sie oben, und blickten Aug' in Auge, während Herr Lebrecht Mühe hatte, den Schirm über seinem Kopfe festzuhalten, und ein gewaltsamer

Regenguß, mit feinen Hagelkörnern vermischt, rauschte an ihnen nieder.

Plötzlich wurde dem weltentrückten Liebhaber sein Schirm über dem Kopfe umgestülpt, und da er mit dem Wind um die Beute ringen wollte, verlor er auch noch den Hut und sauste selber, ohne zu wissen wie, die Straße vollends hinunter.

An jenem Morgen ereignete sich auf dem Büro etwas Unerhörtes: durch die feierliche Stille, in der man nie etwas anderes vernahm als das Krizeln der Federn, drang plötzlich die Stimme des Herrn Registrators, der selbstvergessen vor sich hinsang:

Ram' alles Wetter gleich auf uns zu schla'n,
Wir sind gesinnt beieinander zu stahn —

Er stockte, denn er sah sechs fragende Augen auf sich geheftet, und beugte mit verlegenem Husten den Kopf tiefer auf die Akten nieder, aber ein verklärter Schimmer lag für den Rest des Tages auf seinen Zügen.

In dem Unwetter hatte er sich eine Erkältung zugezogen und mußte eine Zeitlang das Haus hüten. Unterdessen waren seine Gedanken unablässig mit der geliebten Rätselhaften beschäftigt, die er in ihren innersten Eigenschaften schon ganz genau zu kennen glaubte, während er leider über ihre Lebensumstände noch so völlig im Dunkeln war, daß er nicht einmal ihren Namen wußte. Die Umwege, auf denen er ihr heimlich nachforschte, hatten ihn nicht ans Ziel geführt. Wohl hatte er sich in einer Apotheke im entlegensten Stadtviertel unter einem sehr weitläufigen Vorwand das Adreßbuch leihen lassen, aber die Bewohner des Hauses Nr. 7 der Gartenstraße waren zum Unglück gar nicht darin verzeichnet.

In dieser Ungewißheit gönnte der Herr Registrator seiner Phantasie die Freiheit, unter allen nur möglichen Vermutungen diejenige auszuwählen, die ihm die zusagendste und schmeichelhafteste war.

Er machte also die schöne Blumenfreundin zu einer wohlgezogenen höheren Tochter, die in früher Stunde ihre häuslichen Geschäfte besorgte, um nachher, während noch der Rest der Familie bei niedergelassenen Rolläden den Morgenschlaf schlief, mit erglühenden Wangen nach dem Manne ihrer Wahl aus dem Fenster zu spähen. Und kein Wunder, daß ihre Wahl auf Herrn Lebrecht gefallen war. Der Herr Registrator war ein hübscher Mann — wenigstens in seinen eigenen Augen —, und man sah ihm die Gediegenheit von weitem an. Er hatte sogar eine Zeitlang auf der Universität studiert, und wäre er nur rechtzeitig zum Examen gekommen, so hätte er Referendar und Assessor werden können so gut wie einer! Mit etwas klingender Unterstützung konnte er noch jetzt seine subalterne Stellung aufgeben und sich zu höheren Staffeln emporschwingen. Längst begrabene ehrgeizige Gedanken erwachten in ihm, und er sah sich schon im Geiste als Herr Regierungsrat am Tische sitzen, während die Frau Regierungsrätin ihm den Kaffee einschenkte.

Sein erster Rekoneszenten-spaziergang führte ihn natürlich wieder in die Gartenstraße. Es war Nachmittag, sie konnte ihn also nicht erwarten, aber er war schon zufrieden, von weitem die Mauern zu sehen, die sein Glück umschlossen.

Doch ein peinlicher Eindruck wartete seiner, denn vor ihm her ging langsam und selbstgefällig im gewählten grauen Sommeranzug der Referendar Franke und sah mit zurückgeworfenem Kopf an den Häusern empor. Der Herr Registrator folgte ihm auf dem Fuße, denn er fand sein Betragen äußerst verdächtig.

Als er Nr. 7 erreichte, schossen ihm die Augen fast aus dem Kopf: am Fenster, das auch zu dieser ungewohnten Stunde offen stand, lehnte das schöne Kind, kokett wie immer, und lächelte auf den Referendar Franke herab, wie es sonst auf den Registrator Lebrecht herabzulächeln pflegte. Oder tat er ihr unrecht, hatte sie um seines willen den ganzen Tag am Fenster gewartet? Jedenfalls mußte

der andere ihr Erscheinen auf sich bezogen haben — warum wäre er sonst so langsam gegangen!

Als der Referendar die Straßenecke erreichte, kehrte er zögernd um und stieß Nase an Nase mit dem Registrator zusammen, der sich hart auf seinen Fersen gehalten hatte.

Wie geht's, Herr Registrator? Sind Sie wiederhergestellt? Wir haben Sie beim Tarock vermißt, sagte jener in leichtem Ton, und der Registrator fühlte sich vor der Stimme und den Augen seines lächelnden Rivalen gleich um einen halben Schuh kleiner werden.

Er zupfte krampfhaft an der Krawatte, um seine wankende Haltung zu befestigen, und stammelte etwas ganz Unverständliches.

Der Herr Registrator war zwar kein Stotterer, aber er hatte von klein auf die üble Gewohnheit, beim Sprechen an der unrichten Stelle Atem zu holen, so daß ein schnapper Laut, der wie hap klang, ihm häufig den Satz mitten entzweiriß. Die Aufregung steigerte jetzt das Übel derart, daß der Referendar mit freundlicher Besorgnis bemerkte, der Herr Registrator scheine doch noch recht angegriffen zu sein.

Dieser erwiderte nichts und hielt sich, nach Luft ringend, an seiner Seite. So kamen sie wieder bis zu Nr. 7 zurück, wo sie wie in gemeinsamem Einverständnis auf dem Gehsteig stehenblieben.

Herr Franke zog jetzt die Uhr, in der deutlichen Absicht, sich der unerwünschten Begleitung zu entledigen, und da der andere ihn nicht verstehen wollte, sagte er kurzweg: Ich bitte um Entschuldigung, Herr Registrator, es wird mich freuen, wenn Sie mir ein andermal Gesellschaft leisten, aber für heute habe ich hier eine Verabredung.

Diese Worte erschienen dem Herrn Registrator als der Gipfel der Unverschämtheit.

Beobend antwortete er: Herr Referendar, Ihre Ei — Ihr Selbstgefühl verleitet Sie zu einer irr — er schnappte auf und fuhr fort: —igen Auffassung, sonst würden Sie sich nicht hierher bemühen.

Reden Sie im Fieber, Herr Registrator? Was geht Sie mein Tun und Lassen an?

Dem Registrator gaben die schönen Augen am Fenster Löwenmut. Ich kann nicht dulden, daß Sie eine junge Dame kom — hier zog er abermals Luft ein — promittieren, vor der ich die größte Hoch —

Wie? fragte der Referendar erstaunt.

— achtung habe, vollendete der Registrator atemlos und blaß wie der Tod.

Von welcher Dame reden Sie? fragte der Referendar mit wachsender Betroffenheit.

Der Herr Registrator stammelte in gedämpften Lauten: Ich mache Sie darauf auf—merksam, daß die Dame soeben am Fenster steht. Es ist nicht passend, daß wir sie zur Zeugin, ha—ap, unsers Gesprächs —

Herr Franke ließ während dieser Rede seine Augen umherschweifen, bis sie auf das seitliche Fenster fielen.

Diese Dame meinen Sie — oh, diese Dame! Er deutete rücksichtslos mit dem Finger hinauf und wand sich vor Lachen. Mein bester Herr Lebrecht, diese Dame verdient nicht, daß Sie sich ihrer annehmen, denn sie sieht nach jedem aus dem Fenster, sie hat ja gar nichts anderes zu tun, sie ist —

Herr Franke! schrie der Registrator außer sich. Ich verbiete Ihnen, solche Beleidigungen auszusprechen.

Ich lasse mir nichts verbieten, sagte dieser und lachte immer unverschämter, indem er bald seinen hilflosen Gegner, bald die Dame am Fenster ansah. Sie nimmt es mir auch nicht übel — ich kenne sie besser, gelt, Schätzchen? rief er hinauf, und eine wahre Fesslichkeit kam über ihn, denn er warf ihr mit beiden Händen Küsse zu und machte eine spöttische Verbeugung um die andere. Und des Mädchens Betragen schien seine Frechheit herauszufordern, denn sie blieb ruhig am offenen Fenster liegen und veränderte während des ganzen Auftritts ihre Stellung nicht.

Dies brachte den unglücklichen Lebrecht aus aller Fassung, aber er wollte sich nicht überwunden geben und wiederholte mit so viel Nachdruck, als er erschwingen konnte, seine vorige Aufforderung.

Machen Sie doch nur die Augen auf, schrie ihn der Referendar an, und sehen Sie, wofür Sie sich ereifern.

Sie werden Abbitte tun, rief der Registrator, mit dem die Rede plötzlich davonlief. Sie sind — und ein beleidigendes Wort war ihm entfahren, ehe er es dachte.

Während des Wortwechsels waren zwei modisch gekleidete Damen, augenscheinlich Mutter und Tochter, um die Ecke gebogen und näherten sich zögernd der Gruppe.

Ich habe jetzt keine Zeit, Herr Registrator, Sie werden morgen von mir hören, sagte der Referendar rasch und eilte den Damen entgegen.

Der Herr Registrator antwortete gefaßt: Ich stehe zu Ihrer Verfügung — und entfernte sich gleichfalls, ohne mehr den Blick nach dem Fenster zu erheben.

Aber innerlich war er völlig zerschmettert. Die Erkenntnis, daß er eine Unwürdige geliebt hatte, war mit furchtbarer Klarheit auf ihn eingedrungen. Darum also wohnte sie so allein in dem leeren Stockwerk, darum zeigte sich nie eine andere Person am Fenster, darum der zierliche Anzug und das ewige Zurschaufstehen! Sie war eine, auf die man mit Fingern deutete, und er, der Registrator Lebrecht, ein Mann im Staatsdienst, der auf seine Person zu halten hatte, war so unvorsichtig gewesen, ihr täglich Fensterparade zu machen, ach, und sein Herz mit allen Fasern an sie zu hängen.

Und sein Ehrenhandel mit dem Referendar! Die Sache war ernst geworden, ehe er sich's versah. Der Referendar Franke galt von der Universität her für einen geübten Pistolenschützen und trefflichen Schläger, der Registrator aber, den sie seiner schlechten Augen halber nicht beim Militär gewollt hatten, war gar nicht imstande, mit einer Waffe richtig umzugehen.

Gewiß, ohne sein Fieber hätte er sich nicht so weit hinreißen lassen, aber geschehen war geschehen, und jetzt konnte er nicht mehr zurück. Er mußte die Dinge gehen lassen, wie sie gingen, aber wenn er tot war, dann sollte die Unglückliche erfahren, wie treu er es mit ihr gemeint hatte.

Herr Lebrecht saß die halbe Nacht an seinem Schreibtisch und schrieb dort Briefe, die nie an ihre Anschrift gelangten.

Des anderen Tages, der ein Sonntag war, wartete er vergeblich auf den Kartellträger seines Gegners. Statt dessen schickte ihm der Referendar gut bürgerlich ein Schreiben durch die Post, welches lautete:

Geehrter Herr Registrator!

Da ich mich oft genug geschlagen habe, um den Vorwurf der Feigheit nicht befürchten zu müssen, stehe ich von allen Weiterungen ab und halte das gestern zwischen uns Vorgefallene Ihrer Fieberanwandlung zugute.

Ferner bestätige ich Ihrem Wunsche gemäß, daß mir nicht das geringste Nachtheilige über Ruf und Charakter der Dame auf Nr. 7 der Gartenstraße bekannt ist. Auch für das fortgesetzte Umfenster-Stehen kann sie billigerweise nicht verantwortlich gemacht werden, da sie gänzlich außerstande ist, sich von da zu entfernen. Diese Unschicklichkeit fällt lediglich dem Hausbesitzer zur Last, der so geschmacklos war, die fragliche Dame auf die Fensterblende malen zu lassen.

Ergebenst

Eduard Franke, Referendar.

Was beim Lesen dieses Briefes in der Seele des Registrators vor sich ging, hat kein Mensch jemals erfahren.

Er getraute sich den ganzen Tag nicht aus dem Hause, denn es schien ihm, als müßte man in der ganzen Stadt von nichts anderem reden als von seinem Abenteuer. Erst gegen Abend, als der Strom der Spaziergänger einer Festmusik nachgezogen war, schlich er

noch einmal den alten Weg nach der Gartenstraße und verschaffte sich mit dem Feldstecher die unwiderlegliche Gewißheit, daß er durch eine auf die Mauer mit Ölfarben dick aufgetragene Malerei getäuscht worden war.

Von dem Krapplack, womit der Maler nicht karg gewesen, ging die brennende Wangenröte aus, die den Herrn Registrator immer aufs neue zu dem schmeichelhaftesten Irrtum verführt hatte. Die Schöne selbst existierte so wenig wie ihre Fensterbrüstung, und auch die blühenden Topfpflanzen, das Gefümse, die Gießkanne, alles war Betrug gewesen. Nichts war in Wahrheit vorhanden als die Wipfel des Goldregens und der Syringen, die an dem gemalten Gefümse emporstrebten, und die Amseln, die neckisch in den Zweigen pfffen. Auf der Vorderseite waren nach wie vor die Rolläden niedergelassen und zeugten von einem völlig leeren Hause.

In der Thujahecke fand Herr Lebrecht auch sein Brieflein noch, das ganz vom Regen eingeweicht war, da niemand daran gedacht hatte, es wegzuholen. Mit einem verstohlenen Griff riß er es herunter, zerriß und zerknüllte es in den Händen und vergrub es in seiner Rocktasche. Auf der Brücke besann er sich anders: er blieb stehen und wartete, bis er sich allein sah, dann ließ er den Liebesbrief, mit einem Steinchen beschwert, ganz heimlich und hinter seinem eigenen Rücken ins Wasser gleiten.

Ein Glück, daß bald darauf der Referendar an einen entfernten Posten abberufen wurde und somit den armen Registrator mit seinem Liebesidyll nicht lange mehr necken konnte.

Dieser fuhr fort, zwischen seiner Wohnung in der Kronprinzenstraße und dem Büro auf dem Schillerplatz hin und her zu gehen und Akten zu registrieren, und wurde darüber ein alter Mann.

Er hat nie wieder die Augen zu einem Mädchen erhoben; die eine große Enttäuschung benahm ihm Lust und Mut zu jedem weiteren Versuch. Wenn in seiner Gegenwart die Rede auf Liebesange-

legenheiten kam, so saß er wie auf Nadeln, und lange Zeit dachte er, so oft ein Vorübergehender ihn ansah: Weiß er . . . ?

Langsam und ununterbrochen fiel der Aktenstaub auf seine Seele und verschüttete alles, was je an Jugend und Poesie dort gewohnt hatte.

In die Gartenstraße setzte er nach der beschämenden Entdeckung keinen Fuß mehr, und er bewahrte dem lächelnden Gesicht einen grimmigen Haß, als hätte es ihn wissentlich betrogen.

Im vorigen Frühjahr wurde ihm die Ehre zu teil, daß der einstige Referendar und jetzige Regierungspräsident von Franke, der vor kurzem nach der Residenzstadt versetzt worden war, ihn unter der Tür des Regierungsgebäudes anhielt und ihm vor aller Augen auf die Schulter klopfte.

Nun, Herr Registrator, fragte er wohlwollend, sind Sie noch immer so unternehmend wie vor Zeiten?

Als bei dieser Anspielung in dem verwitterten Gesicht des Registrators eine dunkle Röte aufstieg, setzte der Gewaltige, der offenkundig in unglücklichen Familienverhältnissen lebt, mit einem melancholischen Lächeln hinzu: Seien Sie getrost, Herr Registrator, es können einem Ehrenmann schlimmere Mißgriffe zustoßen als der Ihre, und mancher möchte vielleicht nachträglich wünschen, seine Dame wäre auch eine gemalte gewesen.

Seit jenem Gespräch fühlt sich der Herr Registrator in seiner Manneswürde wieder hergestellt und denkt sogar mit versöhnlicheren Gefühlen an seine Jugendliebe zurück.

An Sonn- und Feiertagen, wenn das Wetter besonders schön ist, geht er jetzt wieder ab und zu durch die Gartenstraße spazieren. Seine Schöne lehnt noch immer am Fenster, aber sie errötet nicht mehr, wenn der Herr Registrator des Weges kommt, denn auch sie ist alt geworden, der viele Regen hat ihr die verführerischen Farben vom Gesicht gewaschen, und wenn die neuen Hausbesitzer kein Einsehen haben, so wird sie in kurzem ganz von der Mauer verschwunden sein.

Mare

Es gibt Augenblicksbilder, flüchtig gesehene Erscheinungen des Lebens, die eine unverlöschliche Spur in der Seele zurücklassen.

Ein solches Bild begegnete mir jüngst, als ich an einem trüben Novembertage mit ein paar deutschen Freunden von Venedig nach Chioggia fuhr. — Nichts Traurigeres als die Lagune an einem traurigen Tage. Die zahllos zerstreuten Inseln sahen, in Nässe und Nebel begraben, wie lauter Orte der Verdammnis aus. Ein niedriger, bleigrauer Himmel hing über einem bleigrauen Meere, und die rostroten Streifen, welche, die flachen, von der Flut bedeckten Sandbänke bezeichnend, sich weithin durchs Wasser zogen, gaben dem melancholischen Bilde noch eine besonders düstere, fast möchte ich sagen tragische Färbung.

Unsere Schiffsgesellschaft bestand zumeist aus schweigsamen Chioggioten mit schweren Holzschuhen, Mützen, worauf der Schimmel wuchs, und goldenen Ringen in den Ohren. Ein Weib in venezianischer Tracht, einem vielgefleckten, grünlich schillernden Schal, der einst schwarz gewesen, mit Spuren von Schönheit im edel geschnittenen Gesicht saß unter ihnen und zählte gierig wieder und wieder eine Handvoll Centesimi, die aller kleinste Münze des Landes; sie erschien mir wie das lebendige Sinnbild des tiefen Elends, zu dem die einstige Beherrscherin der Meere herabgesunken ist. Nur im hinteren Schiffsraum suchte ein Haufe junger Burschen die traurige Eintönigkeit des Tages durch Gesang und lautes, von Gestikulationen begleitetes Sprechen zu bekämpfen.

Sie sangen mit vollen, wohlgeübten Stimmen das melodische Schifferlied:

Vieni sul mar,
Vieni a vogar . . . ,

in dem sich wie in einer sanft gleitenden Gondel alle Zauber der venezianischen Sommernacht wiegen.

Aber unter diesem Himmel versingen die Zauber nicht. Die graue, unbegrenzte Wasserfläche mit den schwarzen Fahrzeugen, die darüberstrichen, hauchte eine Trostlosigkeit aus, vor der man sich nicht retten konnte. Es war, als schwämme man zwischen Särgen einer feuchten, grauumsföten Ewigkeit entgegen, über der die goldene Erden Sonne niemals wieder scheinen sollte.

Wir glitten so nahe an San Clemente hin, daß das tierische Brüllen der dort eingeschlossenen weiblichen Irren uns zerreißen in die Ohren schlug. Nur in der Nähe von Tierbuden hört man sonst ähnliche Laute. — Wie ein Riesengiftpilz schwamm die Insel des Grauens, auf der kein Halmchen grünt und jeder Fußbreit mit den trostlos kahlen Backsteinbauten übermauert ist, auf dem Wasser. Ihr schwarzes Gittertor müßte die Aufschrift tragen: *Lasciate ogni speranza*, denn keine von den dort Eingemauerten kehrt jemals aus dem traurigen Asyl ins goldene Leben zurück. Und wie unheimlich weit sie sich ausdehnt, diese Feste des Wahnsinns — sie ist wohl zweimal so groß wie das gegenüberliegende San Servilio, das die männlichen Geisteskranken beherbergt. Woher das auffallende Überwiegen des weiblichen Geschlechtes unter den Heerscharen des Wahnsinns? Wirkt die unaufhaltsame Entartung, der dieser schöne Menschenschlag verfallen ist, im Weibe rascher und verheerender? Oder ist es der wirtschaftliche Niedergang mit seinem Gefolge von häuslichem Elend, das schwerer auf dem Gemüt der Frauen lastet?

Der Anblick unseres kleinen Dampfers mußte in diesen Lebendigtoten den Drang nach Freiheit geweckt haben, Köpfe wurden an den Fenstern sichtbar, Hände streckten sich durch die Gitter, und

in dem unartikulierten Geheul, mit dem wir begrüßt wurden, konnten wir die Rufe: Oh andemo! Andemo! unterscheiden.

Vieni sul mar,
Vieni a vogar

schallte es in grausamem Hohne aus dem Hinterraum unseres Schiffes zurück, während wir ins Weite schwammen.

Ein großes schwarzes Schifferboot, von zwei Männern gerudert, kreuzte unsern Weg. Darin saß unbeweglich ein Weib im schwarzen Schal, der ihr Brust und Schultern verhüllte, und neben ihr ein Mann, den der zugeknöpfte Überrock und eine gewisse amtliche Haltung als Angestellten kenntlich machten. Das Boot kam aus der Richtung von Chioggia und fuhr eben hart an einer der Inseln — es war, wenn ich nicht irre, San Piero in Volta — hin, da gellte vom Strand der laute Schrei einer Kinderstimme: Mare!¹ Mare! Mare!

Es klang so schrill und herzdurchdringend, daß alle Blicke sich nach jener Seite wandten.

Ein kleiner, etwa achtjähriger Junge war aus einem der elenden Häuschen am Uferdamm herausgestürzt und rannte schreiend und mit den Armen winkend auf das Wasser zu, das sich hier in einer seichten Bucht landeinwärts schmiegt.

Ein paar Weiber waren hinter ihm her und suchten ihn zurückzuhalten, doch er riß sich verzweifelt los und, immer Mare! Mare! rufend, sprang er geradeaus ins Wasser und watete durch Schlamm und Tang nach der offenen Lagune hinaus. Die Flut stieg ihm allmählich bis zum Hals, aber er ließ nicht ab, sondern rang sich mit Armen und Beinen durch das Wasser, dem Fahrzeug mit dem schwarzgekleideten Weibe nach, indem er mit der letzten Kraft seiner Lungen Mare! Mare! schrie.

Er konnte nicht richtig schwimmen, er zappelte bloß im Wasser und mußte ertrinken, wenn niemand beisprang. Die Weiber

¹ Im venezianischen Dialekt für madre.

freischten untätig am Ufer; von unserem Dampfer, der weiterfuhr, schrie ihm die Mannschaft zu: Kehre' um, du Narr, kehre' um!; aber er hörte und sah nichts als das schwarze Boot, das ihm die Mutter entführte. Schon versank er bis über den Mund, seine Kleider sogon sich voll und zogen ihn hinunter, er verwickelte sich in den treibenden Tang und schnappte mit vorgequollenen, krampfhaft gerollten Augen nach Luft, aber noch immer strebte er mit den Armchen weiter hinaus, und noch immer hörte man den gurgelnden Ruf: Mare!, als endlich am Strand zwei Männer einen Kahn flottmachten, um zu Hilfe zu eilen.

Wir fuhren schon weit und sahen nur noch aus der Ferne, wie sie glücklich zur Stelle kamen und eine triefende, zappelnde Last in ihren Nachen zogen.

Das schwarze Boot mit dem verhüllten Weibe glitt unaufhaltsam, lautlos wie eine Totenfähre, San Clemente zu. Die darin saß, war ein armes Weib aus San Piero in Volta, das wegen Geistesstörung zu seinen Eltern nach Chioggia zurückgebracht worden war und heute von dort als unheilbar nach der Insel der Lebendigtoten übergeführt wurde.

Ihr Knabe hatte sie erkannt, wie sie, in ihren schwarzen Schal gewickelt, in Begleitung eines Beamten der Anstalt teilnahmlos an ihrem Hause vorüberfuhr, und war, da sie seinem Rufen taub blieb, in der Verzweiflung ins Wasser gesprungen, um ihr nachzuschwimmen.

So erklärte mir die Frau im gestickten Schal, die einzige von der ganzen Schiffsgesellschaft, die dem Vorgang mit Teilnahme gefolgt war, denn unsere Chioggioten hatten die ganze Zeit über gleichgültig weiter geraucht.

Ich habe nie etwas Tragischeres gesehen als dieses verzweifende, untersinkende Kind und diese Mutter, die ihr eigenes Fleisch und Blut nicht mehr erkannte, die an seiner Todesangst vorüber stumpf und abgestorben ins Leere sah.

In diesem Bilde lag das ganze Maß von Jammer, das in der

Menschenseele Raum hat, vor allem in der Kinderseele, die von keiner Ergebung wissen kann. Ich zweifle nicht, daß dieser kleine Junge sich schnell genug — vielleicht noch schneller als ein deutsches Kind im gleichen Falle — über seinen Verlust getröstet haben wird. Vielleicht spielte er schon nach einer Stunde wieder ganz lustig unter seinen Kameraden mit den Kieseln und Muscheln am Strand. Die Natur des Südens erlaubt ihren Kindern kein langes Trauern und Grämen. Schnell pflanzt sie über Leid und Tod das Banner der Freude wieder auf; das sollten wir auch an jenem Morgen erfahren, denn als wir uns Chioggia näherten, erhellte sich der Horizont mit einem Ruck, als ob ein Vorhang weggezogen würde. Die Sonne brach hindurch, der Himmel rückte hoch hinauf und wurde leuchtend blau. Hunderte fischender Möwen ruhten als weiße Punkte auf der glitzernden Flut. Die gelbroten Segel standen körperlos wie farbige Erscheinungen gegen den Himmel, die weiße Häuserreihe von Palestrina schimmerte in blendendem Lichte, das auch San Piero in Volta umfloß, und bald darauf war die ganze Lagune nur noch ein einziges, unübersehbares Silbergestimmer.

In meiner Erinnerung aber blieb das Bild des halbertrunkenen Knaben unverwischbar zurück, es sieht mich mit vorgequollenen Augen an, wie ein Bild der verzweifelnden Menschenseele selbst, wenn ihr das Liebste fühllos weggerissen wird, und wie aus den Tiefen der Dinge heraus ruft eine Stimme voll namenlosen Jammers: Mare! Mare!

Wie der Pfarrer Mathesius den Verstand verlor

Ja, das menschliche Gewissen ist ein wunderliches Ding, sagte mir kürzlich Dr. H., der Badearzt eines kleinen Schwarzwaldkurorts, als das Gespräch zufällig auf krankhafte Seelenzustände gekommen war. Bekanntlich hat niemand einen so ruhigen Schlaf wie die großen Verbrecher. Dagegen kann irgendeinem Unglücklichen, der nie ein Wässerlein getrübt hat, eines schönen Tages das Gewissen auswachsen und zur Bucherung entarten, die den ganzen Organismus aufzehrt. Lassen Sie sich einen wunderlichen Fall aus meiner Praxis erzählen.

Der Pfarrer Mathesius war verhältnismäßig frühe an die Spitze einer ansehnlichen, gegen tausend Seelen zählenden Gemeinde berufen worden. Die Herde bedurfte nämlich einer streitbaren Kraft, denn unter ihrem früheren Hirten, der ein alter gebrechlicher Mann war und fünf gerade sein ließ, hatte sich in dem Ort eine starke methodistische Propaganda entwickelt, die die Sorge für die verirrtten Schafe zu übernehmen strebte. Daher hatte das Konsistorium, um den verlorenen Boden zurückzugewinnen, den noch jungen und wegen seines Eifers wohlbekannten Mathesius auf den erledigten Posten gestellt. Mathesius ging mit Feuer ins Zeug, und in zehnjähriger Amtstätigkeit war es ihm gelungen, die verwahrloste Gemeinde völlig zu reformieren und die eingedrungene Sekte Schritt für Schritt zurückzudrängen. Denn mein Freund Mathesius war ein gewaltiges Rüstzeug, und seine kräftigen Predigten, in denen er mit dem Schwefel der Hölle nicht sparte, waren gerade die rechte geistliche Kost für die derben Magen un-

frer Schwarzwaldbauern. Da er aber wußte, daß allzuscharschartig macht, so achtete er darauf, auch im Donnern das Maß nicht zu überschreiten, und dem Kopfhängerischen Wesen der Sektierer gegenüber führte er gerne das 'fröhliche Christentum' im Mund, das Leib und Seele frisch erhalte, denn es war einer der guten Grundsätze, mit denen er sein Amt angetreten hatte, daß seine Schafe dem Herrn mit Freuden und nicht in Trübsal dienen sollten.

An einem Julisonntag des verflossenen Jahres, nach der Kirche, als er noch glühend vom Eifer seiner Predigt auf dem schmalen Wiesenweg gegen das Pfarrhaus zuwanderte, wurde er von einem seiner Pfarrkinder überholt und angeredet. Es war der Löffler-Jakob, ein Tagelöhner, den der Pfarrer vor acht Tagen an fast derselben Stelle tüchtig abgekanzelt hatte, denn der Mann war hinter die Kirche gegangen und hatte sich am hellen Sonntagmorgen beim Ochsenwirt einen Rausch geholt, noch dazu in Schnaps.

Der Löffler-Jakob war sonst, um mit den Dörflern zu reden, 'kein unebener Mann', er galt für den fleißigsten und tüchtigsten Tagelöhner im Ort, aber er hatte die unglückliche Gewohnheit, sich am Samstag, sobald er Feierabend gemacht hatte, einen Rausch anzutrinken, der über den ganzen Sonntag anhielt und meist am Montag mit Kirschwasser frisch begossen wurde. Am Dienstag morgen stellte sich der Mann regelmäßig wieder zur Arbeit ein und hielt sich den Rest der Woche ganz brav, um am Samstag abend in das alte Laster zurückzufallen. Heute aber kam der Löffler-Jakob aus der Predigt und war augenscheinlich vollkommen nüchtern. Der Pfarrer wollte eben seiner Freude über die Rückkehr des verlorenen Sohnes Ausdruck geben, als dieser mit verstellter Demut fragte:

Herr Pfarrer, darf denn das fröhliche Christentum so weit gehen, daß ein Kirchengemeinderat, der noch dazu beweibt ist, eine Witfrau küßt?

Unfinn! Was schwätzt Ihr daher? entgegnete der Pfarrer unwillig. Kein verheirateter Mann darf eine Witfrau küssen, am wenigsten ein Kirchengemeinderat.

So, antwortete der Löffler-Jakob mit einem schadenfrohen Funkeln in den Augen. Dann wär's gut, wenn das der Hofbauer Stoß auch wüßte.

Was soll das heißen? rief der Pfarrer entrüstet. Der Stoß! — So ein würdiger, gesetzter Bauer und nicht wissen, was Gottes Gebot ist! — Was soll das heißen? Wißt Ihr, was Ihr redet?

Ja, Herr Pfarrer, war die hämische Antwort, auch den Würdigen und Gesetzten kann das Malör passieren, daß ihnen was Sauberes in die Augen sticht.

Damit wollte sich der Löffler-Jakob empfehlen, aber der Pfarrer hielt ihn zurück.

Redet, wenn Ihr mir was zu sagen habt! Wie kommt Ihr auf den Einfall, Mann?

An dem Einfall sind meine beiden Augen schuld. Oder vielmehr, der Herr Pfarrer selber ist schuld daran, der mir so einen heiligen Schrecken eingejagt hat vor dem Trinken, daß ich gestern abend, als ich beim Talmüller mit der Arbeit fertig war, den Umweg durchs Mittentaler Wäldchen genommen hab', nur um nicht am Ochsen vorbeizumüssen. Wie ich da so vor mich hingeh', kommt mir mit eins der Stoß entgegen, so breit er ist, mit seinen dicken silbernen Knöpfen an der Weste. Ich drück' mich ins Gebüsch, damit ich ihm nicht zu begegnen brauche, denn von der anderen Seite seh' ich schon die Witfrau Manz herkommen, die einen schweren Korb Holz auf dem Kopf trägt. Den setzt sie bei der Steinbank ab, und ich seh', wie der Herr Kirchengemeinderat mit ihr scharmiert, und wie er sie in den Arm nimmt und küßt. Da hab' ich bei mir selber denken müssen: das wird wohl das fröhliche Christentum sein, das dem reichen Bauern in die Glieder gefahren ist bei der großen Hitze. Und ich hab' bloß den Herrn

Pfarrer einmal fragen wollen, ob das fröhliche Christentum nur für die Kirchengemeinderäte da ist, oder ob unsereiner auch mitmachen darf!

Der Pfarrer donnerte zwar den Hohn des Löffler-Jakob gebührend nieder, aber die Mitteilung des Mannes machte ihm zu schaffen. Ein Kirchengemeinderat und eine Witwe küssen! Sein erster Antrieß war, sofort einzuschreiten und das Ärgernis von der Kanzel herab zu brandmarken. Aber dieser Stoß war einer der angesehensten Bauern, schwer reich und bis dahin gänzlich unbescholten. Erst seit drei Jahren im Amt, das er zu allgemeiner Zufriedenheit verwaltete, war er dem Pfarrer in allen Gemeindeangelegenheiten unentbehrlich. Ebenso bedurfte man seiner bei den Wahlen, um sozialdemokratische Strömungen niederzuhalten, kurz, der Stoß war so recht eine breite und feste Säule des Bestehenden, ein Wächter der Ehrbarkeit, ein Spiegel für die ganze Gemeinde. Durfte man einen solchen Mann bloßstellen? Es war ihm schon, als hörte er die Methodisten schadenfroh sagen: Ei, der Stoß! Der Kirchengemeinderat, die rechte Hand des Pfarrers Mathesius. Wer hätte das gedacht? Wenn solches am grünen Holze geschieht —

Nein, dem Stoß konnte man nicht zu nahetreten, ohne sich selbst und alle Guten mitzuschädigen. Aber hinwiederum, sagt nicht die Schrift: Wenn dich dein Auge ärgert, so reiß es aus und wirf's von dir?

Unter solchen Gedanken ging der Pfarrer Mathesius nach Hause, wo er rastlos im Zimmer auf und ab schritt. Die Eßlust war ihm vergangen, die Ungewißheit zog ihn hin und her, er wußte sich nicht zu raten noch zu helfen.

Unglücklicherweise war die Pfarrerin, bei der er sich sonst Rats zu erholen pflegte, verreist, und als sie zurückkam, hatte sich der Zweifel schon so tief in die Brust des Pfarrers eingefressen, der Fall erschien ihm so schwierig und verwickelt, daß er von dem einfachen Verstand seiner Frau keine Hilfe mehr hoffte. Auf der

einen Seite die Pflicht, den Fehltritt zu rügen, zu verhindern, daß er sich wiederholte, auf der anderen die Furcht vor dem Aufsehen, die Sorge für den Frieden der Gemeinde.

Welche Pflicht ging der anderen vor? Ein halbes Jahr lang besann er sich, und je mehr er dachte, desto minder wurde er schlüssig.

Wenn er fortan den Löffler-Jakob ins Wirtshaus gehen sah, wich er ihm in einem breiten Bogen aus, denn er wagte ihn nicht mehr zu stellen, er fürchtete sich vor des Mannes schadenfrohen Augen.

Endlich konnte er diesen Zustand nicht länger ertragen und wandte sich schriftlich an seinen Dekan um Weisung, wie er sich zu verhalten habe.

Der Dekan antwortete unverzüglich in etwas scharfem Ton: Der Kirchengemeinderat hat dem ganzen Ort das Exempel zu geben. Ein unwürdiges Mitglied kann nicht geduldet werden. In solchem Falle heißt es: einschreiten, je schneller, desto besser! Ich begreife nicht, was der Herr Kollege hierbei zu bedenken findet.

Dieser Brief traf den Pfarrer Matthesius wie ein Peitschenhieb. Ohne Zeit zu verlieren, begab er sich in das Haus des Stolz und machte ihm Vorhaltungen.

Ein Kirchengemeinderat, sagte er, muß der ganzen Gemeinde als Beispiel voranleuchten und darf nicht mit der bösen Tat den Anfang machen. Von Ihnen geht die Rede, daß Sie es mit der Witwe Manz halten.

Der reiche Bauer probierte eben einen neuen Gaul auf seinem Hof. Als er des Pfarrers ansichtig wurde, gab er das Pferd seinem ältesten Jungen zum Wegführen und ging, das Köppchen in der Hand, dem Besuch entgegen.

Bei den strengen Worten des Pfarrers aber machte er ein Gesicht, als ob er vom Himmel fiel.

Ich mit der Witwe Manz! Herr Pfarrer, das wär' ja gegen Gottes Gebot.

Sind Sie nicht an einem Samstag abend im verflossenen Juli da hinten im Mittentaler Wäldchen bei der Steinbank der Wittve Manz begegnet, haben mit ihr geredet und sie geküßt?

Herr Pfarrer! Auf Ehr' und Seligkeit, rief der Bauer mit der ganzen Entrüstung der Unschuld, indem er die Hand auf die Brust legte, wer Ihnen das gesagt hat, mag sehen, wie er die Lüg' vor unsrem Herrgott verantwortet. Ich hab' mit der Wittve Manz nie anders als in Ehren zu tun gehabt.

Die ehrliche Empörung des Bauern und sein biederer Aussehen wirkten mit solcher Überzeugungskraft auf den Pfarrer, daß er sich über seinen Kirchengemeinderat ganz und gar beruhigte. Aber es grub ihm in der Seele, daß er jetzt einen Verleumder in der Gemeinde hatte, und bei der ersten Begegnung setzte er den Löffler-Jakob zur Rede.

Der Löffler-Jakob aber blieb dabei, daß der Hofbauer Stolz an jenem Juliabend die Wittve Manz geküßt habe, und erbot sich, eine Zeugin zu stellen in Person der alten Huberin, die an eben jenem Samstag abend im Mittentaler Wäldchen Erdbeeren gesammelt hatte.

Der Pfarrer ließ die alte Huberin rufen.

Ist es wahr, Huberin, daß Ihr verflossenen Juli im Mittentaler Wäldchen den Hofbauern Stolz gesehen habt, wie er die Witfrau Manz küßte?

Ja, Herr Pfarrer, das ist gewißlich wahr, ich kann's vor unsrem Herrgott beschwören, war die Antwort.

Der Pfarrer war tief erschüttert. Also ein Kirchengemeinderat konnte sich nicht nur soweit vergessen, eine Wittve zu küßen, er war daneben auch noch imstande, seinen Pfarrer zu belügen.

Das durfte nicht so hingehen, wenn nicht Gottes Zorn über die Gemeinde kommen sollte! Hier bedurfte es einer exemplarischen Rüge und, auch wenn der Mann zu Kreuze kroch, der schleunigen Enthebung von einem Amt, das er unwürdig bekleidete.

Aber beim ersten Wort, das er zum Stolz sagte, spie dieser Feuer

und Flammen. Er verlangte den Namen des Ehrabschneiders zu wissen, der ihn bei seinem Pfarrer verdächtigt habe, und als er ihn erfuhr, lief er aufs Amtsgericht und reichte eine Klage wegen Verleumdung ein.

Der Beklagte Löffler-Jakob ließ sich nicht einschüchtern, sondern erbot sich, den Wahrheitsbeweis zu erbringen. Beide Parteien standen sich auf dem Amtsgericht gegenüber. Der Löffler-Jakob hatte die alte Huberin und noch eine weitere Person als Zeugen laden lassen. Die beiden beschworen, es mit angesehen zu haben, wie der Kirchengemeinderat Stolz im Juli an einem Samstag abend im Mittentaler Wäldchen die Witwe Manz küßte.

Für den Stolz dagegen zeugte die Witwe Manz, die den Kuß in Abrede stellte und mit ihrem Eid bekräftigte, daß er ihr nur, als sie bei der Steinbank rastete, den Korb mit Holz wieder auf den Kopf geladen habe. Im Verlauf der Verhandlungen trieben die beiden noch einen Zeugen auf, der unter Vereidigung auf ihre Seite trat.

Ärger als je entsetzte sich der Pfarrer Mathesius. Notwendig mußten da von den vier vereidigten Personen zwei meineidig sein. Daß man bei der angegebenen geringen Entfernung das Aufladen eines Korbes bona fide mit einem Kuß verwechseln könne, schien ihm völlig unglaublich. Also hatten die beiden Zeugen des Löffler-Jakob wissentlich falsch geschworen, oder, was noch schlimmer war, der Stolz die seinigen zum Meineid verleitet. Wohin war es mit der Mustergemeinde gekommen?

Der Amtsrichter jedoch, ein gewesener Korpsstudent, der den Kuß nicht so schwer nahm wie der Pfarrer, redete zum Guten, und es kam ein Vergleich zustande, wonach der Kläger seine Klage zurückzog und die Parteien zu gleichen Teilen die Kosten trugen. Der Meineid wurde nicht untersucht, und eine Zeitlang ruhten die Waffen.

Da wird es auf einmal ruchbar, daß der reiche Stolz dem armen Löffler-Jakob seinen Teil der Prozeßkosten insgeheim ersetzt hat.

Die Sach' steht auf S—federn, sagen die Bauern und lachen, und auch der Pfarrer, der recht wohl weiß, wie stramm sonst der reiche Stotz die Schnüre seines Geldsäckels zusammengezogen hält, sieht wohl ein, daß diese plöbliche Freigebigkeit nicht nach gutem Gewissen schmeckt.

Der arme Mathesius findet sich in größeren Nöten als je zuvor. Wie darf er einen Kirchengemeinderat dulden, der zu dem Vergehen des Ruffes auch noch meineidig geworden ist? Aber soll er den Kampf von vorne beginnen, die Gemeinde in neue Unruhe stürzen, es am Ende erleben, daß der Methodistenprediger sich ans Steuer des Schiffleins setzt, das er, der berufene Steuermann, nicht regieren kann. Und sagt nicht der Herr: Mein ist die Rache?

Sobald er sich aber bei diesem Spruch beruhigen will, mahnt ihn eine Stimme, daß er ja selbst der Diener ist, der den Willen des Herrn zu vollstrecken hat, und er stürzt in neue Zweifelsqualen. Immer sieht er den Stotz vor sich, breitbeinig und vierschrötig, wie er die bildsaubere Witwe Manz im Arm hält und ihre Lippen küßt, die so rot sind wie die Erdbeeren der alten Huberin.

Doch zum Glück erlischt jetzt die Amtszeit des Stotz, wodurch das Uergerniß von selbst ein Ende hat, und erleichtert will der Pfarrer aufatmen.

Aber es sollte anders kommen. Mit Stimmeneinheit wird der Stotz wiedergewählt.

Der Pfarrer ist außer sich. Entweder der Stotz hat mit Unrecht das Vertrauen der Gemeinde, und das darf er, der Seelenhirt, nicht dulden, oder die Gemeinde ist so schwach im Eifer, daß sie sich aus seinen Sünden nichts macht, und das darf er erst recht nicht dulden.

Nach einer schlaflosen Nacht findet der Pfarrer doch einen glücklichen Ausweg. Er begibt sich persönlich zum Stotz und redet ihm zu, freiwillig zurückzutreten.

Ich bin unruhig, Herr Stotz. Sie können mir das nicht übel-

nehmen nach allem, was geschehen ist. Darum wäre es das beste für Sie und alle, Sie brächten die Sache selbst ins reine, indem Sie die Wahl ablehnten!

Der Stolz ließ mit sich reden.

Das Amt sei ja kein bezahltes, meinte er, und auf Ehren sei er nicht versessen, er habe das nicht nötig, er, der reiche Stolz. Ja, wenn das Amt seine zwanzig bis dreißig ‚Märker‘ im Jahr eintrüge, wie etwa das des Kirchengemeindepflegers, dann würde er sich wohl bestimmen, aber so bloß der Ehre wegen — er zuckte die Achseln — seine Mitbürger wüßten ja ohnehin, wie sie mit ihm dran seien, er brauche sich, Gott sei Dank, nicht erst um ihre gute Meinung zu bemühen, und wenn dem Herrn Pfarrer ein Gefallen damit geschehe, sei er bereit, sich zurückzuziehen.

Aber mein armer Pfarrer sollte keine Ruhe finden.

Wenige Tage danach redet ihn eines seiner Pfarrkinder auf der Straße an: Sie, Herr Pfarrer, das war auch nicht schön von Ihnen, wie Sie's dem Stolz gemacht haben! Den Stolz, den hätten wir gern im Kirchengemeinderat behalten. Der hat sein' Sach' verstanden. Der neue, der jetzt da ist, weiß weder hist noch hott — und noch mehr solcher ländlich gewürzter Freimütigkeiten, die dem Pfarrer Matthesius ins Herz schnitten. Ein tiefer Zwiespalt beschlich ihn. Er mußte einsehen, daß er bei aller Mühe es doch niemals recht machen konnte. Womit hatte er sich denn vergangen, daß ihm in dieser Sache alles fehlschlug? Er ging in sich und prüfte die Vorwürfe, die gegen ihn erhoben wurden. War es recht, so scharf gegen den Stolz einzuschreiten? Und wo blieb das Ideal vom fröhlichen Christentum? Heißt es nicht: Wer ohne Sünde ist —?

Hier traf ihn plötzlich eine Erinnerung wie ein Dolchstoß ins Herz. Er selber hatte ja seiner Zeit die Witwe Manz begünstigt, indem er eine Bittschrift für sie einreichte, damit ihr krankes Söhnchen in eine Ferienkolonie aufgenommen würde. Und der alten dünnen Huberin hatte er's abgeschlagen, als sie ihn bat, ihr Gesuch um

einen Aufenthalt im Wildbad zu unterstützen, wo sie ihren Rheumatismus loszuwerden hoffte.

Das hilft ja doch nichts mehr, hatte er ihr rundweg gesagt, so ein alter Sicht in so einem alten Gestell, den bringt kein Wasser dieser Erde mehr weg. Tragt's mit Ergebung, weil's Gottes Wille ist, und behelft Euch vollends, drüben haben alle Gebrechen ein Ende.

Warum hatte er das getan? Er schlug an seiner Brust und sagte sich: Ich hab's getan, weil die Witwe Manz jung und bildsauber ist, die Huberin aber eine garstige alte Schachtel. Ich habe andere richten wollen, da ich doch selbst in Sünden wandle, ich habe den Splitter gesucht im Aug' meines Nächsten und den Balken nicht gesehen im eigenen.

Tiefer und tiefer versank er in seine Grübeleien. Jetzt tauchte ihm die Frage auf, ob nicht die Gedankensünde, deren er sich schuldig finden mußte, anderen schon früher bekannt geworden sei als ihm selbst.

Mußten sie nicht sagen: Warum hat er denn zuerst ein halbes Jahr gewartet, ehe er gegen den Stolz vorging? Natürlich, weil er selber nicht sauber ist. — Und warum hat er dann schließlich doch gesprochen? — Als es nicht länger zu vertuschen war. — Mit tiefem Schrecken glaubte er jetzt zu sehen, in welchem Licht er vor seiner Gemeinde stand.

Ob sie wohl schon alle von ihm sprachen? Soeben gingen zwei Bauernweiber vorbei, die er beide konfirmiert hatte.

Guten Abend, Herr Pfarrer!

Guten Abend miteinander!

Nach zwei Schritten blieb er stehen und sah zurück. Richtig, da steckten sie die Köpfe zusammen und zischelten! Und von wem konnten sie sprechen, wenn nicht von ihm?

An der Ecke der Dorfstraße trieb sich ein Rudel Kinder umher und lachte. Als er näher kam, verstummte das Gelächter, und die Mühen flogen in die Höhe. Der Pfarrer ging weiter, den

nagenden Wurm im Herzen. Er zweifelte keinen Augenblick, daß die Kinder über ihn gelacht hatten. Und mit einem Male fiel ihm auch jene Stelle aus dem Brief seines Dekans wieder ein: Ich begreife nicht, was der Herr Kollege hierbei zu bedenken findet. Die Worte waren nicht unterstrichen gewesen, aber der Pfarrer unterstrich sie sich jetzt in Gedanken. Augenscheinlich hatte schon damals sein Vorgesetzter gedacht, was jetzt die ganze Gemeinde dachte.

Er konnte zur großen Bestürzung der Pfarrerin bei der Abendmahlzeit keinen Bissen hinunterbringen und schlief die Nacht nur wenig; sie hörte ihn oft seufzen und sich im Bette hin und her werfen.

Gegen Morgen entschlummerte Matthesius und wandelte in friedlichen Gefilden ohne Schuld und Reue. Da weckte ihn ein Chor lauter Stimmen von der Straße herüber. Es waren die Chorkinder, die drüben in der Schule einen Bußpsalm sangen. Deutlich vernahm der Pfarrer die Worte:

Jesus nimmt die Sünder an!
Sagt doch dieses Trostwort allen,
Welche von der rechten Bahn
Auf verkehrten Wegen wallen. —

Mit Gewalt fiel der Mühlstein auf seine kaum befreite Seele zurück. Also auch der Schulmeister hatte diesen Choral eigens ausgewählt, um seinen Pfarrer durch die Stimme der Unmündigen zur Umkehr und Buße zu ermahnen. Die Einbildung, daß auch der Schulmeister ihn überwache, wirkte vollends ganz zerrüttend auf sein Gemüt.

Von da an fand der Pfarrer keinen Halt noch Frieden mehr. Alles was geschah, bestärkte ihn in seinem Wahn, überall hörte er Anspielungen, jedes zufällige Wort hielt er auf sich gemünzt. Wo er sich zeigte, glaubte er, die Leute flüsterten hinter seinem Rücken: Das ist der Pfarrer, der es mit der Witfrau hält. Unab-

lässig grübelte er über seine vermeintliche Schuld und die Gedanken der Menschen über ihn. Allmählich verwirrte sich dabei sein Geist und zuweilen schien es ihm jetzt, als habe er an jenem Juliabend im Mittentaler Wäldchen bei der Steinbank die Witwe Manz geküßt.

Erschreckende Anzeichen stellten sich ein. Wenn er auf der Kanzel stand und wie früher gegen die Sünden der Weltkinder donnerte, brach ihm plötzlich am ganzen Leibe der Schweiß aus, und er begann zu zittern. Er neigte zwar überhaupt zur Schweißbildung, aber daran dachte er nicht mehr. Schwitzen auf der Kanzel! War das nicht ein sichtbares Zeichen, daß er unwürdig da oben stand? Er konnte nicht einmal sein Taschentuch ziehen und sich die Stirne trocknen, denn — was hätten seine Zuhörer von einem Pfarrer denken müssen, der auf der Kanzel schwitzte? Hätten sie nicht sagen müssen: Es ist das böse Gewissen, das ihm den Schweiß austreibt, wenn er gegen die Sünden anderer eifert?

Denn er eiferte jetzt stärker als zuvor, weil er fürchtete, daß jede Lauheit ihm als das Bewußtsein eigener Schuld gedeutet würde. Ab und zu kamen ihm freilich doch noch Zweifel an der Wirklichkeit dieser Schuld, aber eine immer wieder aufsteigende innere Angst übertäubte alles.

Als er einem seiner Pfarrkinder die Grabrede hielt und beim ‚Lebenslauf‘ eines kleinen Fleckens erwähnte, blies ihm von hinten etwas kalt in den Nacken, daß er fürchtete, kopfüber in die offene Grube zu fallen. Er trat einen Schritt zurück und redete weiter. Aber nun war es ihm, als ob alle Versammelten sich grenzenlos über dieses Zurücktreten verwundern und sich fragen mußten: Was kommt nur unserem Pfarrer an? Sitzt ihm denn der Böse im Nacken?

Von da an konnte er nie mehr an den Rand eines Grabes vortreten, sondern hielt sich, wenn er die Leiche einsegnete, immer zwei Schritte entfernt, und der Küster mußte hart neben ihm stehen, damit er sich im Notfall halten konnte.

Den besorgten Fragen der Pfarrerin wich er aus, und vor ihren forschenden Augen senkte er die seinigen scheu und schuldbewußt. Und immerwährend verfolgte ihn die Wittve Manz, aber nicht mehr in ihrer verlockenden Evasgestalt mit den erdbeerroten Lippen, sondern wie das Schreckbild der begangenen Sünde, aschfahl und ängstigend. Stand er auf der Kanzel und predigte vom Scherflein der Wittve, so verwickelte er sich, als wollte er sagen ‚der Wittve Manz‘, er sagte es zwar nicht, denn er brach noch rechtzeitig ab, nun aber machte ihn das jähe Steckenbleiben bestürzt, es schien ihm, als müßte die ganze Gemeinde in Gedanken den ausgebliebenen Namen hinzusetzen, und später geriet er sogar in Zweifel, ob er ihm nicht etwa dennoch entfahren sei.

In seiner Gewissensangst beschloß Matthesius, sich vor seiner Ehehälfte zu demüthigen und gemeinsam mit ihr sein Inneres zu durchforschen. Er breitete sein ganzes Leben vor ihr aus wie vor einem Beichtvater. Sein Wandel schien ihm sündig und befleckt von Anfang an. Er ging bis auf die Tage ihrer ersten Bekanntschaft zurück. Ihre heimlichen Zusammenkünfte hinter dem Rücken der Eltern und die Verlobung ohne väterliche Einwilligung beunruhigten nachträglich sein Gewissen.

Die Pfarrerin, eine leidlich kluge, aber nicht mit feinen seelischen Tastorganen begabte Frau war natürlich von diesen Selbstwürfen, die sie mitangingen, wenig erbaut, und da er im Eifer der Demut auch sie in seine Zerknirschung hereinzuziehen suchte, begehrte ihr Tugendstolz auf. Um sich selbst zu rechtfertigen, bewies sie ihm haarscharf, wie sehr von Anfang an in ihm die Wurzel alles Bösen gewesen, und schwärzte noch seine Sünden, statt sie ihm auszureden. Er ließ das alles willig über sich ergehen und gab zu, daß sein Herz im Argen liege, aber er bestand darauf, daß auch sie sich an die Brust schlage, und entzündete damit unerwartet einen Ehehader.

Was, ich? rief empört die Pfarrerin. Soll ich schuld sein, wenn du deine Augen nicht zu Hause hältst und dir andere Frauen besser

gefallen als deine eigene? Das fehlte noch, daß jetzt ich als Sündenbock herhalten sollte! Mein Herz ist rein, ich lasse meine Augen nicht auf unrechten Wegen wandeln.

Das weiß ich, Ernestine, sagte der Pfarrer zerknirscht dagegen. Aber eben, daß du so sicher im Wandel bist und es auch weißt, das hat dazu beigetragen, den meinigen zu beirren. Durch deine Rechtfertigkeit und Herzenshärte hast du mich veranlaßt, das freundliche, anmutende Wesen anderer Frauen mit mehr Wohlgefallen anzusehen, als ich gesollt hätte!

Dieses letzte Bekenntnis versetzte die Pfarrerin in die größte Wut.

Was? rief sie außer sich, das wagst du mir ins Gesicht zu sagen? So steht's mit deiner Pflicht und Treue! Geh — geh zu deiner Witwe Manz!

Das Wort traf den Pfarrer wie ein Keulenhieb. Er schlug sich die Hände vors Gesicht und brach stöhnend vor dem Kanapee zusammen. Die Pfarrerin erschrak heftig über diese Wirkung ihres Ausbruchs. Sie eilte zu ihm und tröstete ihn. Was er nur habe? Es sei ja gar nicht so schlimm gemeint — sie habe ja nur einen Augenblick gedacht — es sei ihr so vorgekommen, als gefalle ihm die leichtsinnige Person, die verfloffenen Juli im Mittentaler Wäldchen einen verheirateten Mann geküßt habe.

Mühsam, zerschlagen richtete sich der Pfarrer in ihren Armen auf. Also auch sie konnte so etwas denken! Das nahm ihm den letzten Rest von Selbstvertrauen.

Der Zufall wollte, daß um jene Zeit ein Prediger der Inneren Mission die Anfrage stellte, ob sein Besuch in der Gemeinde erwünscht sei. Pfarrer Matthesius, der von der Gegenwart des Missionars geistlichen Trost für sich selbst erhoffte, bejahte mit Freuden. Mit Frau und Tochter saß er vorn im pfarrherrlichen Kirchenstuhl, als der Missionsprediger einen heftigen Vortrag begann, gewürzt mit der Geschichte von einem Schneider, der Sozialist, Trinker und Ehebrecher war und dessen Frau solange betete und

gute Werke tat, bis der Mann erleuchtet wurde, den Umgang der Genossen abschwor und statt ins Wirtshaus am Eck ins Gotteshaus ging. Nachdem der Prediger sich in einer schönen Ausmalung des nun blühenden häuslichen Friedens ergangen hatte, fuhr er mit erhobener Stimme fort: Aber, meine Freunde, als das Gebet der Frau Erhörung gefunden hatte, ließ sie selbst im Eifer nach, sie wurde lau und lauer, und siehe, der Mann sank aus dem Stand der Gnade wieder herunter. Gerade, als sie ihren Beitrag für die Innere Mission verweigert hatte, stand sie am Fenster, und da sah sie ihn schräg über die Straße gehen nach jener Eckstube zu ebener Erde, wo —

Der Pfarrer Matthesius hörte kein Wort weiter. Er war fast vom Stuhl gesunken vor Schreck. Die Witwe Manz wohnte in einer Eckstube, die zu ebener Erde lag! Er meinte zu fühlen, daß die Augen der ganzen Gemeinde an ihm hingen; er war zerschmettert, vernichtet. Wie er jenes Tages, von Frau und Tochter gestützt, aus der Kirche kam, wußte er später selber nicht.

Jetzt brach an dem Unglücklichen der völlige Irrsinn aus. Die Pfarrerin ließ sich von dem Wahngebilde anstecken und, statt ihm begreiflich zu machen, daß der Missionsprediger, der desselben Tages von auswärts gekommen war, unmöglich von der Witwe Manz etwas wissen konnte, klagte sie mit ihm über die Schmach, so von dem Amtsbruder vor der ganzen Gemeinde gebrandmarkt worden zu sein. Die Frau jammerte, die Tochter weinte, der Zustand des Pfarrers wurde fürchterlich.

In dieser Not wurde ich telegraphisch herbeigerufen, zugleich als alter Bekannter und als Arzt.

Ich fand meinen armen Matthesius, wie er sich auf seinem Himmelbett wälzte und dabei jammerte und weinte: Sagt von mir, was ihr wollt, es geschieht mir alles recht, ich bin ein Unwürdiger. Nur nennt mich keinen Ehebrecher, denn das hab' ich nicht verdient!

Da kein Zureden half, ließ ich ihn schnell seine Reisetasche packen

und brachte ihn in eine Nervenanstalt. Der Pfarrer folgte gutwillig, es war ihm eine Erlösung, den Ort zu verlassen.

In der ersten Zeit war er sehr aufgereggt, er klagte sich oft mit Heftigkeit an, beteuerte aber stets, wenn er sich auch schwer vergangen habe, bis zum äußersten habe er es nicht getrieben. Das sechste Gebot gebrochen — nein, das habe er nicht, das habe er gewiß nicht. Aber sonst sei er ein armer, elender Sünder — und dabei weinte er jedesmal Ströme von Tränen.

Mit der Zeit wurde er ruhiger, aber es gelang nicht, ihn von seinem Wahne zu heilen. Auf seinen Posten wollte er nicht zurück, auch das Wiedersehen mit Frau und Tochter blieb ohne Erfolg. Man mußte sich entschließen, ihn in der Anstalt zu behalten.

Zugleich mit der nachgesuchten Enthebung vom Amte traf die Nachricht aus seinem Pfarrdorf ein, daß der Hofbauer Stolz zur allgemeinen Befriedigung Kirchengemeindepfleger geworden sei. Pfarrer Matthesius blieb völlig stumpf bei dieser Mitteilung. Daß der Stolz es war, der die Witwe Manz geküßt hatte, schien er ganz vergessen zu haben. Als man ihn daran erinnerte, murmelte er vor sich hin: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet!

Sein Geist ist unheilbar umnachtet. Frau und Tochter leben in Trübsal.

Und das alles um den Kuß, den an einem Juliabend im Mitteltaler Wäldchen ein Kirchengemeinderat einer Witfrau gegeben hat!

Lore

Liebe Cäcilie! Wenn diese Zeilen Dir vor Augen kommen, wirst Du erstaunt und ungläubig nach der Unterschrift suchen, um Dich zu überzeugen, ob es wirklich Dein Bruder Heinrich ist, der solche Worte an Dich richtet. Du hattest es ja mit Deiner Mutterpflicht gegen den verwaisten Knaben so ernst genommen und mich zu einem so ausgelernten Rechner und Streber herangezogen, da dachtest Du nicht, daß ein Tag kommen würde, wo der Schüler Dein mühsam aufgeführtes Lehr- und Lebensgebäude in Trümmer schlägt. Sieh, liebe Cäcilie, als Du mir predigtest: Ein junger Arzt, der es zu etwas bringen will, braucht eine Frau, und eine reiche Frau — da bewegtest Du Dich noch in den ausgetretenen Bahnen der allgemeinen Schwestern- und Vasenweisheit. Ganz wurdest Du erst Du selbst und erstiegst den Gipfel Deiner Ichlehre, als Du mir rietest, die Lore zu nehmen. Du wirst keinen Korb bekommen, sagtest Du, und Du mußttest es wissen. Du hattest ja vorgearbeitet und ihr gläubiges Gemüt so mit dem Genie Deines vergötterten Bruders angefüllt, daß ein gewissenloser Selbstling ihr als der Übermensch erschien, der der Welt das große Heil zu bringen habe. Aber Du wußtest noch etwas anderes, das Du nur durch Mienen und halbe Worte ausdrücken durftest: daß ich, wenn ich sie nähme, sie nicht lange behalten würde. Und Du wolltest ja in allem nur mein Glück. Freilich, sie war nicht schön, die arme Lore, eher häßlich, wenn nicht etwas Schlimmeres: reizlos — aber dafür sollte ich ja in den Stand gesetzt werden, demaleinst mit ihrem Vermögen eine glänzende Schönheit heimzuführen. Das war die Meinung, und ich erriet

sie wohl. Aber wir wollten auch sicher gehen, nicht Gefahr laufen, daß ein Fehler in der Rechnung sei, darum suchtest Du unsern berühmtesten Diagnostiker auf und trugst ihm mit erbeuchelter Freundschaftsorge Lores Fall vor: der Vater an Schwindsucht gestorben, drei Geschwister lebensunfähig zur Welt gekommen, sie selbst, die letzte, nach zahllosen Kinderkrankheiten mit unendlicher Not und Mühe in die Jahre der Reife herübergerettet. Vorsichtig holtest Du ihn aus und gabst ihm alle für die Diagnose wichtigen Anhaltspunkte. Drum fiel auch sein Spruch so rund und glatt: Ihre Freundin kann sich lange hinfristen, wenn sie unverheiratet bleibt. Tritt sie in die Ehe, so mag sie sich fertig halten, in ein paar Jahren die Reife nach der andern Welt anzutreten.

Jetzt hattest Du die Gewißheit, die Du brauchtest, und mit Lores Todesurteil in der Tasche stelltest Du Deinen gehorsamen Zögling seinem künftigen Opfer vor. Die arme Lore! Sie hatte sonst ein so feines Gefühl, wie kam es, daß sie nicht augenblicks ihren Mörder witterte? Sie sah mich mit den Augen, die Du ihr gegeben hattest. Nur die Mutter blickte tiefer, und sie kämpfte wie eine Löwin für das Leben ihres Kindes. Aber Lores eigener Wille stand gegen sie. Mein Gesicht, mein Wesen hat es mancher angetan, aber Lore, die sonst mit so sicherem Blick sich ihrer Freier erwehrt, wie konnte Lore sich in mich verlieben und auf mich vertrauen?

Ich darf mir nachsagen, daß ich, wenn auch kein feuriger, so doch gewiß ein lebenswürdiger Bräutigam gewesen bin. Du pflegtest darüber zu lächeln, wie gut ich meine Rolle spielte, aber es war schon damals etwas in mir, etwas Besseres, dem dieses Lächeln wehe tat. Das Lebenswürdigsein fiel mir ja nicht schwer, denn ganz von selbst, durch inneren Zwang, traten stets in Lores Nähe die besseren Seiten meines Wesens hervor. Und Lore schien so glücklich! Kein Vergleich zwischen sich und den blühenden Mädchen gestalten, unter denen ich hätte wählen können, trübte ihre

Freude. Ihr alle freutet euch — und ich selber mit — über die selbstgewisse Sicherheit der kleinen blassen Braut, die ihren neuen Besitz so ruhig und fest in die Hände nahm. Vor dem Altar erwachte so etwas wie ein Gewissen in mir. Doch nein, Gewissen kann ich es nicht nennen. Du hattest mich ja gelehrt, daß das Leben ein Kampf ist, worin der Stärkere den Schwächeren erdrückt, und ich fühlte mich berechtigt, nach dieser Lehre zu handeln. Es war nur eine Art Spigbubenredlichkeit, die mich denken ließ: Arme Seele, du sollst das Gut, das du so teuer kaufst, die kurze Zeit ohne Abzug besitzen.

Sie hat es mir leicht gemacht, mein Wort zu halten. Zwar anfangs war sie mir nur eine freundliche Zugabe meines neuen Daseins, die ich mir ohne Zwang gefallen ließ. Sie hatte ja nichts von allem, was wir an Frauen zu bewundern pflegen; nur eine Kleinigkeit besaß sie, die ich noch nicht gekannt hatte: eine Seele. Bei ihren kleinsten Handlungen, wenn sie ihren Hund fütterte oder frühmorgens am Gartentor, ehe ich wegritt, meinem Pferde noch ein Stück Zucker reichte, trat diese Seele nach außen und umgab sie mit einer leuchtenden Lieblichkeit. Ihre Stimme, wenn sie „Liebster“ sagte, hatte einen Schmelz, dem nicht zu widerstehen war. Noch immer sehe ich sie vor mir in dem gelben Saal, den sie sich selber einrichtete. Sie liebte das Gelbe, wie sie alles Heitere, Sonnige liebte. In der Ecke, wo sie zu sitzen pflegte, hatte sie die Kopie der Tizianischen Flora aufgehängt und wagte es, sich diesem Vergleiche auszusetzen. Sie hatte recht: nach kurzem sah ich die blühende Pracht der Flora nicht mehr vor dem Frühling, der in der Seele und auf den Lippen meines Weibes wohnte. Man konnte mir auch die größten lebenden Schönheiten zeigen, mir waren sie gleichgültig geworden. Lore mußte mich anstoßen, damit ich schöne Frauen überhaupt noch sah.

Denn ich liebte sie! Ich konnte lieben! Wer mir das vorausgesagt hätte, daß ich eine solche Entdeckung in meiner früh verdorrten Seele machen würde!

Als Lore fühlte, daß sie gesiegt hatte, ließ sie der zurückgedämmten Leidenschaft vollen Lauf. Sie, die mich bisher nur mit gehaltener, vorsorgender Zärtlichkeit behandelt hatte, flog mir jetzt mit Jubel in die Arme. Eine Flamme ergriff und umhüllte uns beide. Wir konnten nicht mehr ohne einander leben. Wenn ich nach Hause kam, stand sie schon wartend am Fenster, und ich brachte ihr alle freien Minuten, die ich zwischen den Krankenbesuchen erhaschen konnte, wie man einen Blumenstrauß der Liebsten bringt. Und ihre Freude über jeden Patienten, der sich meiner Kunst anvertraute, ihr Stolz, wenn mir eine glückliche Kur gelang, die Hoffnung, die sie auf meine Zukunft setzte. Des Abends zog es mich nicht mehr aus dem Hause: der gelbe Saal war ein heimlicher Liebeswinkel geworden, und wir waren beide froh, wenn keine Besuche uns störten. Wir saßen bei angezündeten Kerzen am Klavier und übten vierhändige Sonaten; sie half meinem Gestrümpfer mit ihrer kraftvollen Meisterschaft nach, und an den gewaltigsten Stellen trafen sich unsere Blicke in demselben Schauer der Andacht.

Meinen abscheulichen Pakt mit dem Schicksal hatte ich vergessen; ich meinte, es könne jetzt nur immer so fortgehen. Zuerst wurde ich wieder daran gemahnt, als ich das flüchtige Rot von ihren Wangen verschwinden sah. Als mir die Ursache klar wurde, da fuhr mir der kalte Schrecken ins Herz. Als Arzt wußte ich ja, daß sie nicht die Kraft hatte, ein anderes Leben zu ernähren, und gedankenlos hatte ich gehofft, die Natur würde ein Einsehen haben und ihr den letzten, liebsten Wunsch versagen. Ich verbarg meine Pein vor ihr und vor mir selbst, und wir lebten scheinbar glücklich weiter. Nur ihren Beethoven konnte ich sie nicht mehr spielen hören, er zerriß mir alle Fibern, ich ertrug es nicht, das Schicksal an die Pforte klopfen zu hören. Da holte sie den Mozart hervor und spann mich in ein Feenland ein, wo Schmerz und Tod versöhnt und selig neben dem Glücke wohnen.

Aber der Tag, wo das Kind geboren wurde! Das kleine Ding lag

starr wie eine wächserne Puppe in meinem Arm, und der Kollege, den ich zugezogen hatte, sagte mir bedeutungsvoll: Betrachten Sie es als ein Glück, daß das arme Geschöpf vor einem fiesen Leben bewahrt worden ist. Ich mußte wie ein Verbrecher den Augen dieses schlichten, ehrlichen Mannes ausweichen. Dieses starre, wächserne Ding mein Kind und nur in das Sein gerufen, damit es die Mutter nach sich ins Grab ziehe! Schwester, in dieser Stunde graute mir vor Dir noch mehr als vor mir selbst, denn Du bist Frau und Mutter.

Lore blieb auch jetzt sich gleich. Sie klagte nicht um das Verlorene, das sie nie besessen hatte, sie lebte wieder wie vordem nur für mich. Aber sie kam nicht mehr zu Kräften. Sie ließ sich nach dem gelben Saal tragen. Dort lag sie und lächelte mir des Abends unter der gelbverschleierte Stehlampe, die sie ihre Sonnenblume nannte. Oft hätte ich aufschreien mögen: Lore, Lore, bleib bei mir. Aber ich saß neben ihr, hielt ihre Hand und lächelte gleichfalls.

Wenn ich meine Kranken besuchte und für tausend kleine Schmerzen Abhilfe schaffen sollte, dachte ich in siedender Angst an das geliebte Leben, das sich zu Hause verzehrte. Ich wagte nicht einmal, ihre Brust zu beklopfen, aus Furcht, mein Urteil selbst besiegeln zu müssen. Tag und Nacht raunte eine Stimme mir zu: Du hast's gewußt, du hast's gewollt. Das hattest du nicht bedacht, Schwester, in deiner alles bedenkenden Klugheit, daß es eine solche Stimme gibt.

Aus Lores Mutter sprach der Vorwurf mit Feuerzungen. Wenigstens riß mich das aus meiner schuldbewußten Lähmung. Fachärzte wurden zugezogen und gaben widersprechende Gutachten ab. Ich mußte sogar jene Leuchte zu Rate ziehen, die Du einst über Lores Aussichten befragt hattest. Der Mann durchschaute die Wahrheit und setzte mich höflich vor die Tür. Mir aber glänzte jetzt durch die Entdeckung eines Kollegen ein Hoffnungsstrahl auf, dem ich mit Leidenschaft nachging. Ich übernahm selbst die

Behandlung; im Feuer des neuen Gedankens glaubte ich, die Wissenschaft sei in eine Ara der Wunder getreten. Andere hatten mit dem Mittel Erfolg gehabt, warum sollte nicht auch ich Erfolg haben. Lore gab sich geduldig lächelnd auch zu diesen Versuchen her; sie hätte so gern meinen ärztlichen Ruhm durch ihre Genesung besiegelt. Aber das Mittel schlug fehl, wir hatten nur die erschöpften Kräfte zu einer letzten Anstrengung aufgebraucht und den Ausgang beschleunigt.

Als ich auf ihren Wunsch mit ihr nach dem Süden reiste, war ihr Licht schon im letzten Glackern. Aber Lore hielt es nicht aus unter den fremden Gesichtern und begehrte gleich wieder nach Hause. In dem gelben Zimmer, wo wir so glücklich gewesen waren, wollte sie sterben. Sie sagte tröstend zu mir: Laß dich unsere Liebe nicht reuen; ich weiß ja selbst, ich hätte länger leben können, aber ich wollte einmal glücklich sein. Mir war's, als dürfte ich sie nicht fortlassen, ehe ich ihr alles gestanden hätte. Aber konnte ich das Abscheuliche über die Lippen bringen, konnte ich ihr sagen: Ich habe dich arme, zarte Blume ja nur an die Brust gesteckt, damit du hier verwelken sollst. Ich schwieg aus Feigheit und aus Schonung, und mit der brennenden Lüge zwischen uns schied sie hinüber.

Du weißt, wir pflegten in jüngeren Jahren von der Höhe unserer materialistischen Weltanschauung herab über den Gedanken der Fortdauer nach dem Tode zu lachen. Jetzt schleicht er sich mir bisweilen ahnungsweise in den dunklen Grund der Empfindungswelt ein. In jener Zeit beherrschte er mich mit eifigem Schrecken. Jetzt, dachte ich, ist ihr alle Wahrheit offenbar, und wie stehe ich in diesem Augenblick vor ihr. Ich wußte nicht, wo mich vor ihr und vor mir selbst verbergen. Furcht vor dem Wiedersehen zwang mich, die Pistole, die ich schon an die Stirn gesetzt hatte, wieder aus der Hand zu legen. Ich wagte die Leiche nicht mehr anzurühren, ich überließ sie fremden Händen, und nur gezwungen, von den Freunden geleitet, folgte ich ihrer Bahre.

Welch eine Rückkehr in mein verödetes Haus! Es fiel mir ein, daß dies das Ziel war, worauf Deine Pläne hingearbeitet hatten. Jetzt stand ich da, wie Du mich sehen wolltest, frei, als der Besitzer eines großen Vermögens. Aber was nun mit mir selber anfangen? Ich irrte in den leeren Zimmern umher wie ein Verbrecher auf der Stätte seiner That. Da brachte mir die Wärterin, die das Sterbezimmer reinigte, einen Zettel, den sie unter Lores Kopfkissen gefunden hatte. Er enthielt nur zwei Worte, von Lores Hand geschrieben, die mich zur Fassung ermahnten. Ich glaubte, ihre liebliche Stimme noch einmal zu hören, die aus einer andern Welt herübertönte. Und plötzlich kam mir eine Erleuchtung: ich riß die Polster aus dem Bett, und zwischen Gestell und Matratze fand ich noch ein ganzes Päckchen solcher Zettel eingeklemmt. Sie waren gleichmäßig zugeschnitten und sauber gefaltet, wie jedes Blatt, das aus Lores Hand kam. Sie schrieb sie in ihren letzten Lebenstagen in den wenigen Minuten, wo ich mich aus dem Zimmer entfernte. Was sie schrieb, darüber soll kein fremdes Auge hingehen; es gehört auf ewig nur ihr und mir.

War sie hellsehend in ihren letzten Stunden, oder waren mir Worte entschlüpft, die ihr meine ganze Dual enthüllten? Sie sah mit ihren sterbenden Augen jede Falte meines Inneren und las mein ganzes Leben rückwärts und vorwärts. Jeder Zettel gab Antwort auf die Gedanken, die mich folterten. Daß ich meine Freiheit der Berechnung geopfert hatte, war ihr von je bewußt gewesen, aber sie hatte nie an ihrem Siege gezweifelt. Jetzt wußte sie auch, daß ich die Kranke, dem Tode Verfallene gewählt hatte, um die Fessel nicht ewig zu tragen. Und dennoch vergab sie und hatte nur holde Worte für mich, denn sie wußte auch, daß dann die Liebe gekommen war, die große, alle Frevel tilgende, die ihren Besitz auf ewig festhalten wollte. Diesen Trost, daß sie auch mit sehenden Augen noch die Meine war und sich glücklich pries bis zum letzten Atemzug, wollte sie mir noch von jenseits des Grabes zusenden.

Ja, sie war glücklich in ihrer Unschuld und ihrer allverstehenden Liebe. Aber ich? Vor mir steht die Macht, deren Dasein wir so getrost geleugnet hatten: die ewig gerechte Weltordnung. Sie bedarf nicht einmal einer außerweltlichen Lenkung. Die Vergeltung wächst aus der Schuld so sicher, wie aus dem Keime die Frucht. Ich ahne eine große Harmonie des Weltganzen, in deren Rhythmus alles Gute und Gesunde lebt. Der Frevel, die Willkür, die kleinen niedrigen Zwecke sind nur ein Aus-dem-Takt-Fallen, und über den Frevler weg stellt die gestörte Harmonie sich wieder her.

Mit Dir, Schwester, will ich nicht hadern, Du bist nur ein Kind Deiner Verhältnisse. Aber mit mir selber habe ich Abrechnung zu halten. Ich kann Loes' letzten Wunsch nicht befolgen und ins Leben zurückkehren, von dem Geschenk ihrer Vergebung belastet, um wieder Anteil zu nehmen an dem Getriebe. Aber fürchte darum keine blutige, Aufsehen erregende Katastrophe. Ich will still und tapfer vor ihren Augen stehen, die noch immer auf mich gerichtet sind. Ich will den durchbrochenen Rhythmus im Dienst des Ganzen wiederherstellen.

Ich reise nach Bombay, um das kleine Häuflein europäischer Ärzte zu verstärken, das dort an den Pestspitälern um Gegenmittel gegen die furchtbarste aller Seuchen ringt. Ob ich lebe oder sterbe, ihr werdet nicht wieder von mir hören. Vollstrecke Du die Verfügungen, die auf inliegendem Blatte enthalten sind, und genieße die Vorteile, die sie Dir bieten.

Lebe wohl!

Schlafen

Es war zufällig gerade am Sedantag, daß ich zum letztenmal die Stadt meiner Jugend besuchte. In den besagten Straßen umherschlendend, geriet ich unversehens in den Menschenswarm, der sich hinter dem Festzug her nach dem Kriegerdenkmal auf dem Friedhof wälzte. Wie war das Fähnlein der Veteranen zusammengeschmolzen, das an der Spitze marschierte. Schwere, gedrungene Männergestalten mit ergrauten Häuptern, die einst als behende Jünglinge im Siegeszug mitgeschritten waren, und die stämmigen Landwehrleute von dazumal gebeugte Greise. Sie gingen fest zusammengeschlossen und abgesondert von dem großen Haufen, diese Veteranen mit ihren Ehrenzeichen und den in ihren harten Zügen tief eingegrabenem Erinnerungen, wie wandelnde Monumente inmitten einer neuen Zeit, für die der große Krieg schon fast zum Märchen verklungen war. Selbst ihre Fahne schien nicht mehr so stolz und triumphierend zu flattern, als fühlte auch sie, daß sie nur noch ein Ding der Vergangenheit war. Denn die Errungenschaften des furchtbaren Jahres waren dieser jungen Welt schon ein ererbter Besitz, und von seinen Opfern nannte man kaum noch die Namen. Darum trug auch die Feier, die einst Flammen der Begeisterung entfesselt hatte, jetzt ein kühles und förmliches Gepräge, und in der Tat war es eines der letzten Male, daß sie überhaupt begangen wurde.

Ich ließ mich vom Takte der Musik mit fortreißen, und ehe ich es wußte und wollte, fand ich mich mit den andern auf dem Friedhof. Während die Fahnenkränze niedergelegt wurden und

ein Festredner vortrat, verlor ich mich in die stillen Baumstraßen des Gartens, die zwischen den eingesunkenen Gräberreihen durchführen. Die lange Zeile der Thujen, die ich, selber noch klein, als kleine Bäumchen gekannt hatte, fand ich als stattliche Bäume wieder. Ich entzifferte auf den Steinen manchen wohlbekannten, schon halb verwaschenen Namen, andere, deren Träger ich noch am Leben geglaubt hatte, blinkten mir von frischen Denkmälern als traurige Überraschung entgegen. Tod und Leben sprachen heute von nichts anderem als von dem Wandel der Zeit.

Als ich von meinem Rundgang zurückkam, war die Feier schon zu Ende, und die Versammlung hatte sich aufgelöst; nur wenige Personen blieben bei dem frisch geschmückten Obelisken zurück. Unter diesen fiel mir ein dürftig gekleidetes altes Frauchen auf, das unverwandt, aber mit einem Ausdruck des Vorwurfs zu der goldenen Inschrift emporstarrte, welche die Namen der im Siebziger Kriege Gefallenen der Nachwelt aufbewahrt. Es war nicht möglich, aus ihrem Aeußeren auf den Stand, dem sie etwa angehören mochte, zu schließen, aber jeder Zug ihres vergrämten runzligen Gesichtes sagte mir, daß ich eine trauernde Mutter vor mir sah. Hier war eine, die vom Wandel der Zeit nichts wußte — die Wunde, die sie im Herzen trug, war unverheilt und blutete beim Anblick dieser Marmortafel aufs neue. Als sie sich beobachtet sah, geriet sie in Verwirrung und wendete sich verschüchtert hinweg, wie wenn ich sie auf unrechtlichen Wegen ertappt hätte. Unwillkürlich drängte sich mir die Frage über die Lippen, ob sie unter den Braven, denen dieser Denkstein errichtet sei, einen lieben Angehörigen habe.

Aber gleich bereute ich meine Worte, denn ich sah, daß eine heiße Röte in die welken Wangen des Weibleins stieg und sich bis über die von dünnem weißem Haar umrahmte Stirn verbreitete, während Tränen in ihre Augen traten.

Nein, meines Wilhelms Name steht nicht auf dem Stein, antwortete sie mit vor Unwillen und Kränkung zitternder Stimme —

und er ist doch so gut wie die andern fürs Vaterland gefallen — aber meinen Wilhelm haben sie vergessen.

Dabei rannen ihr die Tränen plötzlich und unaufhaltsam nieder, und sie sah sich wie hilfesuchend nach einem der Veteranen um, die noch bei dem Denkmal standen, einem rüstigen, mit dem Eisernen Kreuze geschmückten Mann, der freundlich zu ihr trat.

Sehen Sie, Herr Inspektor, rief sie ihm mit klagendem Ton entgegen, noch immer steht meines Wilhelms Name nicht auf dem Stein.

Lassen Sie's gut sein, Frau Präzeptorin, die Herren haben jetzt anderes zu denken. Was liegt auch an dem Namen! Deshalb wird doch an dieser Stelle für Ihren Wilhelm so viel und vielleicht noch mehr gebetet als für irgendeinen von diesen braven Gefallenen.

In diesen einfachen Worten und in dem Ton, womit sie gesprochen wurden, lag ein gewisses Etwas, das mich seltsam berührte. Zudem wollte mir das Gesicht des Mannes bekannt erscheinen, ich hatte aber keine Zeit, mich darüber zu besinnen, denn das Gespräch der beiden fesselte meine Aufmerksamkeit.

Ja, das sagen Sie mir jedesmal, Herr Inspektor, entgegnete die alte Frau im vorwurfsvollen Tone eines Kindes, dem der Erwachsene die Erfüllung eines Versprechens schuldig geblieben ist. — Aber das ist ein schlechter Trost für eine Mutter, die ihren liebsten Sohn hat hergeben müssen. Anfangs freilich, solange mein armer Wilhelm noch zu den Vermissten gerechnet wurde, da konnten sie seinen Namen nicht hinaufsetzen zu den anderen, aber jetzt — wo seit so langer Zeit jede Hoffnung verschwunden ist — ein Schluchzen riß ihr die Worte ab. Ich kann's eben nicht verwinden, Herr Inspektor, fuhr sie trostlos fort, daß mein armer Bub allein von allen vergessen sein soll.

Die dabei waren, werden ihn nicht vergessen, entgegnete der alte

Soldat in einem Ton, der tröstlich klingen sollte, durch den es aber wie ein heimliches Zittern lief. Und, setzte er mit sinkender Stimme hinzu, um keinen haben die Kameraden mehr geweint.

Diese letzten Worte schienen die alte Frau ein wenig aufzurichten.

Er war ein so lieber, herzensguter Mensch, mein Wilhelm, sagte sie, zu mir gewendet, alle waren ihm gut, die ihn kannten. Aber man hätte ihn mir so jung nicht nehmen sollen, er war ja gar nicht stark genug für die schrecklichen Strapazen, und wenn ihn auch die Kugel bei Champigny verschont hätte, so wäre er mir doch nicht gesund zurückgekehrt. Sie wissen es ja, was für ein zartes Pflänzchen er war, Herr Inspektor. Er ist eben im Leid zur Welt gekommen, nachdem sein Vater schon gestorben war, und hat nie die rechte Lebenskraft gehabt wie seine Brüder. Dabei war er doch so brav, so fleißig, der Beste von allen. Das Frühaufstehen fiel ihm schwer, und doch war er immer der Erste in der Schule. Abends fand ich ihn oft über seinen Büchern eingeschlafen, es zerriß mir dann das Herz, daß ich ihn wecken mußte, aber der Herr Lehrer war so streng, und die Aufgaben mußten gemacht sein. Und wie er sich dabei noch Mühe gab, mir zu helfen, woran keiner von den andern dachte! Wie er das Wasser für mich schleppte und das Holz klein machte, die Einkäufe besorgte. Einen besseren Sohn hat es nie auf der Welt gegeben. Alles tat er für seine Mutter, wenn er auch oft die Augen kaum offen halten konnte vor Müdigkeit. Ach, was mag er ausgestanden haben bei dem harten Dienst, mein armer Wilhelm! — Daran darf ich gar nicht denken.

Der alte Soldat, an den diese Worte gerichtet waren, hörte ihr geduldig zu, obgleich er dieselben Reden wohl schon hundertmal aus ihrem Munde vernommen haben mochte. Er hatte sie vorsichtig untergefaßt, da ihr beim Herabsteigen der Fuß an dem niedrigen Unterbau des Obeliskens ausgeglitten war, und leitete

die alte Frau über den rauhen Kiesweg sorgsam bis ans Gittertor.

Unwillkürlich schloß ich mich den beiden an, mehr und mehr betroffen von der Aufmerksamkeit des derben Veteranen für dieses zitterige, kümmerliche Mütterlein, an das ihn doch augenscheinlich kein Verwandtschaftsverhältnis knüpfte.

Ja, ja, antwortete er im Gehen auf ihre Reden, er hatte immer die große Müdigkeit und tat alles wie im Traum. Nur wenn die Feldpost kam, wurde er lebendig.

Das Weiblein glänzte auf. Dann kamen die Briefe von seiner Mutter — und die Pakete — sie verlor sich in heitere und traurige Erinnerungen jener verhängnisvollen Tage. — Jetzt darf er schlafen, sagte sie endlich mit ergebener Mutterliebe, die ihrem Liebling das Beste gönnt. Der Veteran drückte ihr die Hand zum Abschied mit einer Erschütterung in den grobgeschnittenen Zügen, die mich überraschte.

Und ich will doch nicht sterben, bis meinem Wilhelm seine Ehre widerfahren ist, sagte sie eigensinnig, sich noch einmal nach dem Obelisken zurückwendend.

Wir müssen eben eine neue Eingabe machen, Frau Präzeptorin, antwortete der alte Soldat und sah ihr mit unbeschreiblichem Ausdruck nach, wie sie gestärkt und gehoben durch dieses Versprechen mit rüstigeren Schritten von dannen ging.

Ich hatte unterdessen Zeit gehabt, mir den Mann zu betrachten, und glaubte in ihm einen Nachbarssohn zu erkennen, der als Unteroffizier im Jägerkorps gestanden hatte und, wenn er sich auf Urlaub bei den Seinen aufhielt, zuweilen auch in mein elterliches Haus gekommen war.

Als ich ihn ansprach, zeigte sich's, daß meine Vermutung mich nicht täuschte. Nachdem wir uns die Hände geschüttelt und die üblichen Erkundigungen ausgetauscht hatten, fragte ich: Warum wird denn der Frau ihr Anliegen nicht erfüllt? Sie ist doch wahrhaftig im Rechte.

Der alte Soldat sah sich um, ob niemand zuhöre. Dann antwortete er in gedämpfem Ton:

Ach, das ist eine traurige Geschichte. Der Wilhelm war so ein lang aufgeschossener schwächlicher Mensch, und sie hätten ihn freilich nicht zu den Soldaten nehmen sollen. Er schlief oft während des Marschierens ein und taumelte hin und her wie ein Betrunkener; einer schob ihn dem andern mit dem Ellbogen zu. Daß er den furchtbaren Gewaltmarsch nach Sedan ausgehalten hat, nimmt mich noch heute Wunder! Die Kameraden halfen ihm durch, wo sie konnten, aber in einer eiskalten Nacht bei Champigny traf ihn sein Schicksal doch. Unsere Feldwache hatte ihre Doppelpostenkette gegen das Marneufer ausgestellt. Der Vorpostendienst in den schaurigen Novembernächten war dort viel gefürchteter als die offene Schlacht. Wir mußten jeden Augenblick auf einen Überfall gefaßt sein und wurden Tag und Nacht, ohne uns regen zu dürfen, von den Kugeln der Zuaven belästigt. Sie dürfen glauben, es war kein Spaß, auf der sumpfigen Wiese bei Schnee und Regen, mit den Füßen im Kot, die Hand beinahe festgefroren am Gewehr, stunden- und stundenlang unbeweglich auszuhalten, nichts zu sehen als die dichteste Finsternis, nichts zu hören als das Rauschen des Wassers und ab und zu eine vorbeisauende Kugel.

Die Reihe kam auch an den Wilhelm, und es fügte sich, daß mit ihm zusammen der schneidigste Bursche aus der ganzen Kompagnie auf den Posten befehligt wurde. Aber beim Morgengrauen, als die Ablösung kam, da gaben die zwei keine Antwort, und erst nach längerem Suchen fand man das eine Postenglied, mit dem Kopf in einer Pfütze liegend, tot, durch eine Kugel vom anderen Marneufer niedergestreckt. Zehn Schritte davon hinter einem Weidengebüsch saß der Wilhelm, gegen einen Baumstumpf gelehnt, auf dem nassen Boden. Der Kopf hing ihm auf die Brust herab, und angerufen regte er sich nicht. Wir glaubten, auch er sei tot, — wär' er's doch gewesen! Aber nach vielem Rütteln kam

er zu sich, er sah ganz verworren umher und konnte auf keine Frage Antwort geben. Er war vor Frost und Übermüdung eingeschlafen, der arme Teufel — eingeschlafen auf Vorposten vor dem Feinde! Die Kameraden hätten ihn gern gerettet, aber da war kein Vertuschen möglich, auch hatte er einen Feldwebel, der ihm auffällig war. Ja, weiß Gott, setzte er nach einer Pause seufzend hinzu, es ist eine harte und schwere Sache um das Soldatenleben im Kriege.

Was ist mit ihm geschehen? drängte ich atemlos.

Das Kriegsgericht trat noch am selben Morgen zusammen. Das ganze Bataillon weinte um ihn. Aber was wollen Sie — die Disziplin —

Erschossen?! rief ich.

Der Veteran sah sich um und machte eine Handbewegung, die um Schweigen bat.

Nach einer langen Pause fuhr er leise fort: Es war die härteste Stunde meines Lebens. Das ganze Bataillon wurde dazu aufgestellt, und die besten Schützen mußten vortreten — ich war auch darunter. Allen zerriß es das Herz, außer dem Wilhelm selbst. Dem war alles gleichgültig, er konnte nicht mehr. Nur schlafen! Nun, dafür ist ihm gesorgt worden.

Aber sehen Sie, so große Tage noch für uns nachkamen, die Gründung des Reichs und der siegreiche Einzug in der Heimat — das Bild des Wilhelm in seiner letzten Stunde, wie er da mit verbundenen Augen an der Mauer lehnte, das bringe ich nicht aus den Gedanken. Und nie faßt seine Mutter meine Hand, daß mich nicht ein Schauer überläuft und ich denken muß: Wenn sie wüßte! — Sie weiß es nicht und wird nie davon erfahren. Sie lebt von der Hoffnung, seinen Namen da droben an der Marmortafel lesen zu können, was doch nie geschehen wird. Alle paar Jahre muß ich eine neue Eingabe für sie machen, die schreibe ich auf Stempelpapier, falte sie schön zusammen und stecke sie daheim in meinen Ofen. Es hülfte ja doch zu nichts, und die alten

Geschichten läßt man besser schlafen. Wir können nur hoffen, daß die Völker endlich zur Vernunft kommen und daß so schreckliche Kriege sich nicht erneuern. Sonst — wie sollte ein Familienvater, der so etwas in seiner Jugend miterlebt hat, je noch eine Nacht ruhig schlafen!

Die Liebenden und der Narr

Zur Zeit der Vizekönige lebten in Neapel zwei vornehme und reichbegüterte Edelleute spanischen Geblüts, deren Paläste nahe aneinanderstießen und die seit ihrer frühesten Jugend engste Freundschaft hielten. Beider Familien waren schon früh mit den Aragonesen nach Neapel gekommen und besaßen große Güter und Lehen im Neapolitanischen wie auch in Sizilien. Wo von edler Männerfreundschaft die Rede war, nannte man nicht mehr Orestes und Pylades, sondern nur noch Don Pedro di Mendoza und Don Alonzo Navarro.

Beide traten sie nach der Sitte der Zeit früh in den Ehestand und beschloßen, daß, falls ihnen Sohn und Tochter geboren würden, diese schon im voraus als Verlobte gelten sollten. Don Pedro wurde zuerst Vater eines kräftigen Knaben, den sie Don Ferrantino nannten, nach dem kriegsberühmten Fernando d'Alva, Marchese di Pescara, der als ein Freund des Mendoza den Kleinen aus der Taufe hob. Die Gattin Don Alonzos genas zwar gleichfalls zuerst eines Söhnleins, das aber durch Schuld der Amme mit wenigen Monaten starb. Danach kränkelte die junge Mutter längere Zeit und gebär erst nach mehreren Jahren ein bildschönes Mägdlein, die kleine Donna Sol, nach der Tochter des Eid so benamft.

Die Kinder wuchsen miteinander auf und spielten täglich zusammen in einem mit hohen Bäumen bestandenen, gartenähnlichen Säulenhof, der die beiden Paläste durch kleine Seitentore verband. Dem Mendoza wurden dann mit der Zeit noch weitere Kinder geboren, die alle in dem Hofraum spielten, wogegen die

Ehe des Navarro fernerhin unfruchtbar blieb. Aber die zwei zuerst Dagewesenen hielten sich nahe zusammen, sie hatten nicht nur all ihr Spielzeug gemeinsam, während die jüngeren davon ausgeschlossen waren, sondern errichteten auch aus zusammengewälzten Steinen einen kleinen Ball, der ihre Burg vorstellte. Hinter diesen Steinen hielten sie als Schloßherr und Schloßherrin abgesondert Hof, und niemand durfte ohne ihre Erlaubnis den Raum betreten. Die Kleinen wußten nämlich, daß sie seit ihrer Geburt verlobt waren: ihre schwatzhaften Wärterinnen hatten ihnen das verraten. Wer nun dächte, sie hätten bei ihren zarten Jahren die Bedeutung dieses Wortes nicht verstanden, der würde irren, denn die Kinder südlicher Zonen bringen die Vorstellung der Geschlechtsliebe mit zur Welt — wie die der kälteren vermutlich auch. Don Ferrantino und Donna Sol wuchsen also im Spiel unvermerkt in die Liebe hinein. Der kleine Gatte betrug sich zart und ritterlich gegen die Gattin, hielt aber auch auf seine Rechte und Würden, und wenn sie sich veruneinigten, sagte er: Du hast mir zu gehorchen, denn ich soll dein Herr sein. — Dafür verstand es sich von selbst, daß er ihr die besten Leckerbissen brachte und alle ihre Wünsche erfüllte. Und es mußte ein sehr schwarzer Tag im Kalender sein oder sie an diesem Tage sehr eigensinnig, wenn er sich einmal im Zorn so weit vergaß nach ihr zu schlagen. Das bereute er auch gleich bitterlich, küßte sie und half ihr weinen.

Don Alonzo und Don Pedro hatten in ihrer Frühzeit gemeinsam als Pagen am Hofe gedient und folgten erwachsen den Fahnen ihres Königs, so oft es gegen die Lilien von Frankreich ging. Sie halfen dem Marchese Pescara Mailand zurückerobern, und zwei Jahre später fochten sie vor Pavia mit, wo sie die Ehre hatten, den König Franz von Frankreich nach seiner Gefangennehmung zu bewachen. Bevor sie aber diesmal ins Feld aufbrachen, wollten sie die Verschwägerung auf alle Fälle sicherstellen und ließen ihre Kinder feierlich vor geladenen Zeugen die Ringe wechseln, was

nach der Sitte der Zeit soviel war wie ein gültiger Eheschluß. Die kleine Braut sah entzückend aus, wie sie in der Hauskapelle neben dem Bräutigam vor dem Altare stand in dem langen goldgestickten Röckchen, das ihr nach damaliger Kindermode bis zu den in roten Atlaschuhen steckenden Füßchen reichte, den dunklen Krauskopf mit Perlenschnüren durchflochten. Don Ferrantino, der gleichfalls ein schönes Kind war, stellte mit dem langen, gescheitelten Haar, das ihm auf den Spizenträgen niederfiel und mit seinem kleinen Degen an der Seite einen ihrer würdigen Gesponsen dar. Damit waren die Kleinen also jetzt rechtskräftig verbunden. Der Knabe zählte wenig über sieben Jahre und Donna Sol stand zwischen dem vierten und dem fünften. Die Zeremonie machte besonders auf Donna Sol einen unauslöschlichen Eindruck und brachte ihr Köpfchen auf sonderbar verfrühte Gedanken. Sie gab sich den Anschein, als wollte sie jetzt in ihrer ‚Burg‘ mit dem kleinen Gatten ein fürstliches Beilager halten, und da Ferrantinos Mutter zur Zeit neuen Familienfreuden entgegensah, reizte der Anblick die Kleine zur Nachahmung, daß sie sich auf den Leib eine Puppe band, ihr langes Röckchen darüber herunterzog, um den nötigen Umfang herzustellen, und erklärte, sie sei gleichfalls guter Hoffnung.

Die Kinderfrauen lachten sich Tränen über diesen Spaß und erzählten ihn den Müttern, die nicht wenig erschrakten und in Abwesenheit der Väter nicht wußten, wie die Kinder künftig auseinanderhalten. Es wurde beschlossen, die Zugänge zu dem gemeinsamen Spielplatz abzusperren und beiderseits die Kinder im eigenen Hause zu beschäftigen. Um aber auch ihre Gedanken von einander abzulenken, erhielt Donna Sol ein allerliebstes kleines Hündchen mit langen schwarz und weißen Haaren und einem bunten Band um den Hals, das sie den ganzen Tag auf dem Arm herumschleppte und des Nachts in ihrem Bettchen schlafen ließ. Don Ferrantino wurde beseligt durch das Geschenk eines kleinen, aber feurigen Zwergpferdchens, auf dem er unter Anleitung

eines Stallmeisters innerhalb eines abgesteckten Rasenplatzes den ersten Reitübungen oblag. Eine Weile hielt der Reiz des Neuen vor, dann aber trat die alte Gewohnheit in ihre Rechte. Die Kinder verlangten wieder miteinander zu spielen, Donna Sol wollte dem kleinen Gemahl ihr Hündchen, das schon allerlei Künste von ihr gelernt hatte, vorführen, er vor ihr als Reiter glänzen. Nun gab es von beiden Seiten Bitten und Tränen, und die Mütter wußten nicht mehr, wie die Absperrung aufrecht erhalten, die ohnehin von den Kinderfrauen heimlich umgangen wurde.

Mittlerweile kamen die Väter sieggekrönt aus dem Felde zurück, und als sie von der neuen Hausordnung und ihrer Ursache hörten, fanden sie die Besorgnisse der Mütter übertrieben und nahmen den verfrühten Liebesdrang des kleinen Ehepaars von der scherzhaften Seite. Um nicht durch das Verbot den Anreiz zu vermehren, entschieden sie, daß der gemeinsame Tummelplatz wieder geöffnet werden und den Kindern das Beisammensein gestattet sein solle, jedoch unter vermehrter Obhut. Don Ferrantino brachte sein Pferdchen mit und Donna Sol ihren Hund; er machte ihr seine Reiterkünste vor und setzte sie auch dann und wann selber auf den Rücken seines Tieres, wobei das Hündchen auf ihrem Schoß nicht fehlen durfte. So hatten sie Kurzweil genug und genossen Tage glückseliger Kindheit.

Doch nicht lange hatten die vereinigten Familien sich der Wiederkehr ihrer Häupter zu erfreuen, da ging der Friede der Halbinsel aufs neue in die Brüche.

Der unglückliche Papst Clemens VII., dem alles mißlang, was er einfädelt, hatte in dem neuaufgeflamnten Ringen zwischen Karl V. und Franz I. die falsche Karte ausgespielt und sollte es furchtbar büßen. Der Kaiser sandte seine Heere gegen ihn, und in dem Rachezug, der sich unter dem Konnetabel von Bourbon auf die Ewige Stadt heranwälzte, befanden sich auch die beiden spanisch-neapolitanischen Edelleute Don Pedro und Don Alonzo. Sie zogen ungern gegen das Oberhaupt der Christenheit ins

Feld, denn sie waren beide gehorsame Söhne der Kirche, aber die Lebenspflicht gegen den beleidigten Kaiser ging allem vor. Sie kämpften wieder Seite an Seite, und wie sie lebenslänglich alle Geschicke geteilt hatten, so teilten sie jetzt auch den Tod. Ein Falkonettschuß von der Mauer riß beide zugleich, da sie beieinander standen, nieder. Don Alonzo blieb auf der Stelle tot. Don Pedro lebte noch lange genug, um ein Paternoster zu sprechen und um Verzeihung seiner Sünden zu beten, dann verstummte auch er für immer.

Beide Häuser waren nun verwaist, aber ganz verschieden wirkte der Verlust der Väter auf die Schicksale der Hinterbliebenen. Donna Sols Mutter war einst wider ihre Neigung auf elterlichen Befehl in die Ehe mit dem Navarro getreten, denn ihr Herz hatte anders gewählt. Da ihr die Großmut ihres Vatten im Testament die zugebrachte Mitgift auf das Doppelte erhöht hatte, genoß sie als Witwe die Freiheit, über ihre Hand zu verfügen, und schenkte sie nunmehr dem einst Geliebten, der unterdessen von einer gleichfalls nicht beglückenden Ehe wieder frei geworden war. Bis zu Donna Sols Verheiratung, die Don Alonzos einzige Erbin war, durfte die Mutter deren große Einkünfte mitgenießen.

Anders stand es um die Witwe und die Kinder Don Pedros. Für diese wurde der Verlust des Familienhauptes verhängnisvoll. Verwandte stellten sich mit unerwarteten Erbansprüchen ein, es kam zu langwierigen Prozessen, die einen großen Teil des Vermögens verschlangen, Güter mußten verkauft werden, der Vormund selbst riß unter allerlei Vorwänden einen Teil der Habe an sich, und der Rest war nicht mehr ausreichend, alle Söhne und Töchter standesgemäß zu versorgen.

Der Nächste, der den Wandel des Geschicks zu spüren bekam, war der Erstgeborene, Don Ferrantino. Er hatte nie anders gewußt, als daß er bei Eintritt in die reiferen Knabenhahre wie einst sein Vater am spanischen Hof Pagendienste nehmen sollte,

um seine ritterliche Ausbildung zu vollenden und sich zugleich dem Thronerben als Jugendgespielen für spätere Tage zu empfehlen. Da rief ihn eines Tages sein Vormund zu sich und kündigte ihm an, daß die Mittel zu dem bisher verfolgten Erziehungsplan erschöpft seien, daß man den Hauslehrer, einen Gelehrten von Ruf, habe entlassen müssen, und daß er jetzt seine Ausbildung in minder kostspieliger, aber fruchtbarer Weise vollenden müsse. Es sei ja ebenso ehrenvoll, seinem Landesherrn mit dem Kopf wie mit der Faust zu dienen, und Don Ferrantino mit seinen vorzüglichen Gaben werde es nicht schwer fallen, sich ein hohes Staatsamt zu erwerben, das ihn berechtige, seine Ansprüche an Donna Sol geltend zu machen, ohne als Bettler neben ihr zu stehen; alsdann würde er mit dem Erbe der Navarro den vorigen Glanz des Hauses Mendoza wiederherzustellen in der Lage sein. Diese Mittheilungen, die alle Aussichten auf eine ritterliche Laufbahn vernichteten, trafen den Sohn des kriegerischen Geschlechtes schwer. Allein sein durchdringender Verstand übersah die Lage vollkommen, mit starkmütigem Entschluß begrub er die lockenderen Wünsche und erklärte, daß er bereit sei, sich der Fügung des Schicksals zu unterwerfen.

Um die Zeit, wo das geschah, hatte Ferrantino das dreizehnte Jahr vollendet, und Donna Sol, die zwischen dem zehnten und elften stand, wohnte im Palast ihres Stiefvaters, des Grafen Angravalle. Dieser, der keine Verschwägerung mit dem verarmten Haus Mendoza wollte, hatte den ferneren Verkehr der beiden Kinder für unstatthaft erklärt, weil Donna Sols Ruf bei ihrem Heranwachsen darunter leiden würde. Die zwei liebten sich aber noch so leidenschaftlich wie je und fanden trotz ihrer Jugend Mittel und Wege, das Verbot zu umgehen. Der Palast Angravalle lag mit der Rückseite in einem wenig begangenen Gäßchen. Dort hinaus ging ein niedriges Gelaß, das zum Aufbewahren von Holz und leeren Fässern diente. An dem einzigen Fenster, das leider vergittert war, erwartete die kleine Verliebte ihren Ritter

allabendlich zu einer Plauderstunde. Ihre ehemalige Wartefrau, eine getaufte Mohrin, die ins Haus Angravalle mitgenommen worden war, stand den Kindern bei und trug die Zettelchen hin und her, worin sie sich die Stunden der Zusammenkunft und ihre frühzeitigen Liebesergüsse, die durch die Trennung noch feuriger geworden waren, mitteilten. Denn Don Ferrantino war schon ein halber Gelehrter und wußte sich trefflich mit der Feder auszudrücken, Donna Sol ging zwar nicht auf die Erlangung von Wissen aus, war aber doch geweckten Geistes und lernte gleichfalls mit Feuereifer Lesen und Schreiben, um sich mit dem kleinen Gemahl, den man ihr fernhielt, wenigstens schriftlich unterhalten zu können. Ihr Äußeres übertraf im Heranwachsen noch die Erwartungen, die ihre reizende Kindheit erregt hatte, und man konnte wohl sehen, daß sie in Bälde zu den schönsten Frauen ihrer Zeit gehören würde.

Sie tauschten also am Fenster ihre Gefühle aus, die der vulkanische Boden, der Blumen und Früchte im Übermaß zeitigte und dann und wann unter ihren Füßen schüttelte, so früh gereift hatte. Und nie verließ der junge Liebesritter das Gäßchen, daß er nicht, behende wie er war, zu dem vergitterten Fenster emporfletterte, wo alsdann das Pärchen seine Gesichter durch das Eisengitter zwängte, um sich Küsse zu tauschen, die immer zärtlicher und immer feuriger wurden. Und hätten die verwünschten Stäbe nicht allem Nütteln und Schütteln widerstanden, so wäre Don Ferrantino mit Donna Sols Hilfe längst in das Gelaß eingestiegen, und alsdann hätte das Haus Angravalle seltsame Überraschungen erleben können.

Don Ferrantino hatte einen mütterlichen Oheim in Bologna, unter dessen Obhut er sich auf einer der dortigen Schulen zum Studium der Rechte an jener hochberühmten Universität vorbereiten sollte. Ohne alles Schwanken hatte er diese Berufswahl getroffen, denn sein Dichten und Trachten ging darauf aus, die Prozesse um seine und seiner Geschwister Erbgüter, deren Gang

er trotz seiner großen Jugend ganz wohl verfolgt hatte, wieder aufzunehmen, sobald er mit genügender Gesetzeskenntnis ausgerüstet wäre, und auch dem ungetreuen Vormund seinen Raub wieder abzujaßen.

Der Abschied von Donna Sol ging unter heißen Küßen und Tränen vor sich. Sie drängten ihre Köpfe so nahe zusammen, daß er hernach den seinen kaum mehr aus dem Gitter zurückziehen konnte, und benetzten sich gegenseitig mit dem strömenden Wasser ihrer Augen. Bevor sie sich trennten, verabredeten sie, sich häufig zu schreiben. Die Mohrin und ein zuverlässiger Diener des Hauses Mendoza, einer der wenigen, die ihnen geblieben waren, sollten die Briefe befördern. Schon seit längerer Zeit hatte Ferrantino eine Geheimschrift ausgedacht, mittels deren er unter den landläufigen Worten und Wendungen einen besonderen Sinn verstecken konnte, Donna Sol hatte den Schlüssel von ihm empfangen, der leicht zu handhaben und schwer zu entdecken war, denn er bestand nur in der ganz unauffälligen Kennzeichnung einzelner Wörter im Satze. Die Kinder hatten ja nur kindische Angelegenheiten miteinander zu verhandeln, aber des Knaben erfindungsreicher Geist empfand ein Bedürfnis nach verwickelten und spitzfindigen Dingen, woran er sich üben konnte, und beide dünkten sich mit ihrer Geheimschrift sehr erwachsen und wichtig. In dieser führten sie ihren ganzen Briefwechsel, so daß, falls jemals der eine oder andere ihrer Zettel im Haus Angravalle abgefangen würde, doch niemand aus dem Inhalt einen geheimen Nebensinn entnehmen konnte.

In Bologna setzte der Knabe Lehrer und Mitschüler durch die Schnelligkeit und Schärfe seiner Auffassung in Staunen. Worüber andere mit Seufzen saßen und büffelten, das erschloß sich ihm von selbst und klammerte sich wie mit Widerhaken in seinem Gedächtnis fest. Es war nicht, als ob er die Studien suchte, sondern als suchten sie ihn. Niemals sah man ihn träge und verdrossen, die schwierigsten Aufgaben waren just die, denen er am

liebsten zu Leibe ging, und er ruhte nicht, bis er sie bezwungen hatte. Damit erfüllte er nicht nur ein stilles Gelöbniß, das er sich selber abgelegt hatte, sondern befriedigte ebensosehr einen Zwang seiner eigenen Natur. Die Schnelligkeit, womit er die Vorschule durchlief, erlaubte ihm schon nach zwei Jahren als jüngster Student der Universität von Bologna die Hörsäle zu besuchen. Ebenso eifrig widmete er sich aber den ritterlichen Künsten und versäumte nichts, was den natürlichen Anstand einer edelgeborenen Persönlichkeit erhöhen konnte. Vor allem war er sehr gewandt mit dem Stoßdegen, welche Waffe der Behendigkeit seiner Glieder ebenso entsprach wie der Klugheit und Schlagfertigkeit seines Geistes, daher seine Klinge bald zu den gefürchtetsten unter der Studentenschaft gehörte. Auch gestatteten ihm die noch verbliebenen Mittel, mit Dienern und Pferden in einer Weise aufzutreten, die zwar, an dem ehemaligen Reichtum der Familie und dem neapolitanischen Luxus gemessen, bescheiden war, ihm aber in dem viel einfacheren Bologna den Ruf eines vollendeten jungen Edelmanns erwarb. Manche junge Schönheit sah ihm mit stillen Wünschen und Hoffnungen durchs Fenster nach, ohne zu ahnen, daß er schon in den allerfrühesten Kinderjahren den Ring einer anderen empfangen hatte.

Es war ein verwirrender Augenblick, als das junge Paar sich bei einem Ferienbesuch des Jünglings zum erstenmal erwachsen wieder sah. Donna Sol begab sich eben an der Seite ihrer Mutter zur Messe, und da sie nur ein paar Schritte bis zur Kirche hatten, gingen die Damen, von einem Dienstmann gefolgt, zu Fuße. Beide trugen nach spanischer Sitte den Schleier, aus dem die vollerblühte Schönheit der Mutter und die erst halberschlossene, noch vom Frühhauch umwehte der Tochter wie zwei Rosen an einem Stengel leuchteten. Don Fernando — er hatte jetzt die ortsübliche Verkleinerungsform seines Namens abgelegt und trug statt des Spieldegens einen richtigen an der Seite — kam ihnen in Begleitung seines jüngeren Bruders entgegen. Er war bild-

schön geworden und erinnerte mit seinem knappstizenden Seidenwams und dem modisch kurz geschnittenen Haar in nichts an einen Scholaren. Donna Sol erwiderte seinen Gruß mit niedergeschlagenen Augen, indem ihr ganzes Gesicht sich mit plötzlichem Purpur färbte. Donna Eleonora dankte nur obenhin mit einem hohen Blick, der ihn in der Entfernung hielt. Er durfte sich den Damen nicht nähern, denn die spanischen Familien hielten eine viel strengere Etikette aufrecht als die einheimischen, und besonders seitdem der steife Don Pedro di Toledo Vizekönig von Neapel geworden war, legte sich ein Hauch von Förmlichkeit erstarrend auf allen gesellschaftlichen Verkehr. Don Fernando geriet ganz außer sich über den Hochmut der Gräfin, und Donna Sols Benehmen, die ihn nicht einmal angeblickt hatte, stürzte ihn in ein Meer von Zweifeln. Aber durch die Mohrin, die ihm nachging, erfuhr er, daß ein Aufpasser den brieflichen Verkehr der jungen Leute verraten habe und daß es dem Mädchen verboten war, ein Zeichen mit ihm zu wechseln, daß aber Donna Sol ihn auf jede Gefahr hin sehen und sprechen wolle. Die mondlose Nacht begünstigte das Stellbischein, während von innen die Mohrin, von außen Fernandos Vertrauter Wache hielten. In der bergenden Dunkelheit erhigten sich die frühen südlichen Flammen bis zur Siedeglut, die zwei gaben sich keine anderen Namen mehr als Gattin und Gatte, und nie wurde das trennende Gitter mehr erwünscht als an jenem Abend. Da die Überwachung, in der Donna Sol gehalten wurde, keine Möglichkeit beifammenseins gewährte, kamen sie überein, daß Fernando so schnell wie möglich sein Studium vollende und nach erlangtem Doktorgrad ungesäumt seine Rechte auf die angetraute Gattin geltend mache. So schieden sie im seligen Rausch, der ihnen die nahe volle Vereinigung vorspiegelte.

Jedoch im Spätherbst, der auf diese Begegnung folgte, trat ein Ereignis ein, das alle ihre Hoffnungen zuschanden machte. Kaiser Karl V. kehrte von seinem Rachezug gegen den räuberischen

Herrscher von Tunis zurück, nachdem er diesen entthront und Tausende von Christensklaven befreit hatte, und landete mit großem Siegsgepränge in Neapel. Ein glänzendes Fest fand im Palaste des Vizekönigs statt, das die schönsten Frauen und Jungfrauen der neapolitanischen Gesellschaft mit ihrer Gegenwart schmückten. Auch Donna Eleonora und Donna Sol waren unter den Geladenen. Als das Auge des Kaisers auf diese letztere fiel und man ihm sagte, daß sie die Tochter des vor Rom gefallenen Herrn Navarro und eine der reichsten Erbinnen Neapels sei, begann in ihm ein Plan zu keimen, der noch desselben Abends zur Reife kam. Dieser gewaltigste Monarch seiner Zeit, in dessen Reich, wie er sich zu rühmen pflegte, die Sonne nicht unterging, hatte neben den großen Leidenschaften des Staatenlenkers und Kriegsherrn noch eine kleine recht sonderbare, die eher einem alten Weiblein als einem Kaiser geziemte: er liebte es, Ehen zu stiften, besonders in Fällen, wo er selber seinen Vorteil dabei fand. In dieser Liebhaberei duldete er keinen Widerspruch und fragte wenig, wie die Betroffenen mit seiner Wahl zufrieden waren. Ja, ein Großer konnte sich seiner Huld kaum besser empfehlen, als indem er ihn um Zuweisung einer Lebensgefährtin bat, die er dann als kaiserliches Gnadengeschenk in Empfang nahm. Nun befand sich eine Anzahl Herren in seinem Gefolge, die während des Feldzugs theils seiner Sache, theils seiner Person wichtige Dienste erwiesen hatten und eines kaiserlichen Danks gewärtig waren. Solchen gab er gerne ein kleines Lehen mit großem Titel und dazu eine Braut mit Niesenmitgift, die dem Titel das rechte Gewicht verlieh: so brauchte er sich aus Eigenem nicht allzusehr anzustrengen. Er warb unverzüglich bei dem Grafen Angravalle um die Hand seiner Stieftochter für einen gewissen Don Ramon di Almeyda, den er besonders auszuzeichnen gedachte. Don Ramon war zwar mindestens doppelt so alt wie Donna Sol und auch sonst nicht geschaffen um die Augen einer so glänzenden Schönheit zu befriedigen, aber nach dem persönlichen Geschmack wurde in jenen

Tagen, wo man oft genug auch Kinder mit Erwachsenen vermählte, am allerwenigsten gefragt. Hätte der Angravalle dem hohen Freier mitgeteilt, daß Donna Sol seit ihren frühen Kinderjahren dem jungen Mendoza zugesagt und sogar schon durch den Ring vermählt war, so würde er wohl seinen Antrag zurückgezogen haben, denn auch die Mendoza hatten ihm treu gedient und zwar von lange her, darum konnte er dem Jüngling, dessen Vater auf kaiserlicher Seite gefallen war, nicht den Wiederaufstieg aus seiner Verarmung verlegen, wenn auch die Herzensfrage nicht für ihn vorhanden war. Allein der Angravalle, so ungern er überhaupt die Mitgift herausgab, beugte sich der allerhöchsten Werbung wie einem unwidersprechlichen Befehl, denn eher noch gönnte er dem Almeyda das Geld als dem Hungerleider von Mendoza, weil er durch diese Heirat sich wenigstens eine Brücke zu der Gunst des Monarchen baute. Seine Gattin war gleichfalls einverstanden, da ihr auf die Länge der Vergleich mit der aufblühenden Schönheit der Tochter nicht behagte.

Nur Donna Sol wehrte sich mit allen gegebenen Mitteln. Das eindringlichste und gewichtigste waren die Gewissenszweifel wegen der früher schon durch Ringewechsel geschlossenen ehelichen Verbindung, neben der eine zweite wie Ehebruch erscheinen mußte. Der Beichtvater, der dem Grafen nicht mißfallen wollte und dem Kaiser noch weniger, gab sich alle Mühe ihr die religiösen Bedenken auszureden, indem er ihr vorhielt, daß der Ringewechsel ja nicht durch nachfolgenden Vollzug der Ehe seine wahre sakramentale Bindung erlangt habe, und suchte, als sie nicht zu überzeugen war, die Frage auf ein anderes Gebiet zu spielen, indem er ihr vorhielt, daß in einem Zweifelsfalle für sie als oberstes Gebot zu gelten habe: Du sollst Vater und Mutter ehren, wobei die geistliche Verantwortung für einen von diesen anbefohlenen und von der Kirche gutgeheißenen Schritt von ihrer Seele weg auf die Seelen derjenigen falle, die durch Alter und Weisheit besser als sie befähigt seien, die Tragweite ihrer Handlungen zu prüfen.

Zu seinem Erstaunen gab sich aber Donna Sol mit seinen Beweismitteln nicht zufrieden, sondern sagte:

Vater und Mutter zu ehren war von klein auf mein Bestreben. Mein Vater war der edle Don Alonzo Navarro, der keinen höheren Herzenswunsch kannte, als mich dem Sohn seines Freundes vermählt zu sehen, und der mich deshalb in zarter Kindheit vor dem Angesicht Gottes und der hierzu bestellten Zeugen durch einen gültigen Eheschluß an diesen band. Ich ehre also sowohl meinen verewigten Herrn Vater, Don Alonzo Navarro als auch meine Mutter Donna Eleonora, die mit Freuden ihre Zustimmung gab, wenn ich, was diese beiden verfügten, höher stelle als den Willen des Grafen Angravalle, den ich gleichfalls jederzeit zu ehren bereit bin, außer da, wo er dem früher ausgesprochenen, wahren und eindeutigen Willen meines rechten, mir von Gott gegebenen Vaters widerspricht.

Der Beichtvater war einer von der friedlichen Gattung, die gern im Schutz eines hohen Hauses ein sicheres Einkommen verzehrten, ohne sich in dessen Handel zu mischen, und sein Pulver war schnell verschossen.

Meine Tochter, meine Tochter, sagte er entsetzt, indem er mit aufgehobenen Händen den Rückweg antrat, durch deine Zunge spricht der Geist der Sophistik und des Ungehorsams. Dein ungelehrter Beichtvater ist auf solche Wortgefechte nicht eingerichtet, er wird deine Einwände vor seinen geistlichen Vorgesetzten bringen und es ihm überlassen, deine Scheingründe niederzuschlagen und deinen Scheinpfllichten die rechten Pflichten christlicher Unterwerfung und Demut entgegenzusetzen.

Diese Form des Rückzugs war zwischen ihm und dem Grafen Angravalle verabredet für den Fall, daß es ihm nicht gelingen sollte, selber den Widerstand seines Beichtkinds zu brechen. Der Geist aber, der durch Donna Sols Zunge sprach, war der Geist Fernandos, welcher schon längst mit ihr die Möglichkeit, daß man sie einem andern könnte geben wollen, besprochen hatte, und auch

die Haltung, die sie beide in diesem Falle einzunehmen hätten. Eine theologische Leuchte, die dem Haus Angravalle befreundet war, übernahm es nun, Donna Sol's Einwände gegen die Vermählung mit dem Marchese d'Almeyda zu untersuchen und fällte ein sehr gelehrtes Gutachten, das sich vorzugsweise auf den Entscheid Clements VII. in der berühmten Scheidungssache Heinrichs VIII. von England stützte: wie damals der Heilige Vater die nachträglichen Gewissensbisse des Königs wegen der früheren, in Kinderjahren geschlossenen Ehe der Königin mit seinem verstorbenen Bruder für eitel und unsichhaltig erklärte und das darauf begründete Scheidungsgesuch verwarf, so sei auch das zwischen Donna Sol und Don Fernando di Mendoza getauschte Ehegelöbniß nicht bindend und vor Gott und seiner heiligen Kirche kein Hindernis der vom Kaiser gewünschten und von den Eltern gebotenen Heirat mit dem d'Almeyda. Donna Sol, deren Mut und Entschlossenheit mit der Gefahr wuchsen, bekämpfte den Vergleich mit staunenswerter Gesetzeskenntnis, allein ihr Stiefvater bedeutete sie ohne weiteres, daß man ihren eigenwilligen Einwänden durch Einholung eines theologischen Gutachtens schon zu weit entgegengekommen sei und daß es einer Leuchte des Glaubens nicht zugemutet werden könne, mit einem Kind über kirchliche Fragen zu streiten. Der empfangene Spruch sei für das Gewissen der Eltern entscheidend, und von fernerm Widerstreben gegen den ausgesprochenen kaiserlichen Wunsch könne gar keine Rede sein.

Gegen solchen Machtentscheid war nicht mehr aufzukommen, und bei der überstrengen Aufsicht gab es kein Mittel zur Flucht. Donna Sol fügte sich scheinbar in das Unvermeidliche, sandte aber heimlich an den Vertrauten Fernandos ein kostbares Schmuckstück und den Auftrag, mit dem Erlös ungesäumt und ohne Aufenthalt nach Bologna zu fliegen, um Don Fernando von den Vorgängen zu benachrichtigen, damit er selbst in Neapel erscheine und vor der kaiserlichen Majestät seine älteren Rechte geltend mache.

Sie werde bis dahin suchen, durch Vortäuschung einer Krankheit den Vollzug der Hochzeit hinauszuschieben.

Der treue Diener gehorchte, aber er kam nicht ans Ziel. Denn durch übergroße Eile stieß ihm auf den schlechten damaligen Reisewegen mit dem Pferd ein schwerer Unfall zu, und er starb im Spital einer fremden Stadt, ohne das Bewußtsein wiedererlangt zu haben.

Unterdessen spielte Donna Sol ihre vergebliche Rolle so geschickt, daß man sie von einer gerade in Neapel umgehenden Krankheit befallen glauben mußte, und ihr gestattete auf ihrem Zimmer zu bleiben. Sie bezeugte zwar noch ein großes Wohlgefallen an ihrem Hochzeitskleid, erlitt aber einen Ohnmachtsanfall um den anderen, und da sie wie eine Schwerkranke die Nahrung zurückwies, war sie auch wirklich bald nicht mehr imstande auf den Füßen zu stehen. Allein die Zurüstungen zur Hochzeit gingen unaufhaltsam weiter, und die Tage verflossen zwischen Hoffnung und Verzweiflung, ohne den Erwarteten zu bringen. Und endlich kam die Stunde, wo man sie trotz ihrer Schwäche auf die Füße stellte, in das unterdessen viel zu weit gewordene Brautkleid steckte und in die blumengeschmückte, von Kerzen strahlende Hauskapelle führte, wo die Trauung stattfinden sollte. Vor ihren Augen stand jener andere Altar in ihrem väterlichen Palast, vor dem sie einmal mit Don Ferrantino auf dem Teppich gekniet hatte; überwältigt von Jammer und betäubt vom Weihrauch und Blumenduft, der für die geschwächten Sinne viel zu stark war, sank sie — diesmal ohne Gaukelspiel — wie entseelt zu Boden.

Es war aber noch einer, der dem Kaiser für seine Freierwerbung keinen Dank wußte, nämlich der Bräutigam selbst. Don Ramon hatte in Catania, wo seine von einer sizilianischen Mutter stammenden Erbgüter lagen, eine Geliebte zurückgelassen, an die er mit allen Banden der Leidenschaft gefesselt war. Sie war betörend schön und von edler Abkunft, aber so arm, daß er nicht daran denken konnte sie als Gattin heimzuführen, solange sein Vater

lebte. Denn die Söhne des Adels waren bei der Eheschließung dem väterlichen Machtwort ebenso unterworfen wie die Töchter. Er hatte sie aber durch den Ring und durch das Gelöbniß sie zu ehelichen, sobald sein Erzeuger die Augen geschlossen habe, gewonnen und zu der Seinen gemacht, und dem Bunde war bereits ein kleiner Ramon entsproßt. Vor Donna Diana als Meineidiger zu stehen, war ihm ganz unerträglich, auch fürchtete er sie mindestens ebensosehr, wie er sie liebte, denn er wußte wohl, daß ihr Stolz und ihre unbändige Eifersucht ihn lieber in Stücke geschnitten als in den Armen einer anderen gesehen hätte. Aber die kaiserliche Gnade zurückzuweisen, war ein Schritt, der gar nicht in Frage kam. Also unterwarf er sich gleichfalls, haßte aber von vornherein die Braut, die ihm so unversehens in die Quere kam, als ob sie sich ihm mit Willen aufgedrängt hätte, und würdigte die blasser, fieberzitternde Gestalt, die ihm am Hochzeitstag zugeführt wurde, kaum eines Blickes. Als man sie vom Teppich aufgelesen und ihre kalte Hand in die seinige gelegt hatte, nahm er sogleich Abschied und ließ die Angetraute im Hause seiner Schwiegereltern zurück unter dem Vorgeben, daß er den Kaiser, der unterdessen nach Rom aufgebrochen war, auf der Weiterreise einholen müsse. Statt dessen segelte er nach Catania, um sich zuerst mit der Dame seines Herzens zu verständigen. Er erlangte ihre Verzeihung nur gegen das Versprechen, daß er niemals das Schlafgemach Donna Sols betreten und daß er bei der ersten günstigen Gelegenheit das neue, unerwartete Hindernis ihres Glücks aus dem Wege räumen werde. Der ganz von Leidenschaft verblendete und verheßte Don Ramon gelobte alles was sie wollte. Er durfte auch seine junge Gemahlin nicht in Person heimholen, weil Donna Diana fürchtete, daß bei dem engen Zusammensein während der Seefahrt die beiden sich näherkommen könnten als ihr lieb war. Statt seiner erschien ein Verwandter, um in Don Ramons Namen die Braut in Empfang zu nehmen und mit allen herkömmlichen Förmlichkeiten nach ihrem neuen Wohnsitz zu

führen. Ein Lustschloß außerhalb der Stadt, das in Don Ramons Jagdrevier lag und wo er gelegentlich die Herbstmonate verbrachte, war zu ihrem Empfang hergerichtet, und die sizilianische Sitte, die unter der Nachwirkung morgenländischer Gewohnheiten der Frau keinen Bruchteil gesellschaftlicher Freiheit, ja kaum einen Schritt aus dem Hause verstattete, erleichterte ihm sein frevlerisches Vorhaben. Von Donna Sols ganzer weiblicher Begleitung durfte nur die Mohrin um sie bleiben, von deren armseliger Person keine Einmischung zu fürchten war. Eine alte Verwandte des Hauses d'Almeyda war ihr als Hofmeisterin bestellt, um ihre kirchlichen Übungen zu leiten und sie in weiblicher Arbeit zu unterrichten, während der Gatte, wie er vorgab, durch Geschäfte in der Stadt verhindert war, ihr Gesellschaft zu leisten. Welcher Art diese Geschäfte waren, wußte in Catania jedermann, obgleich nicht laut darüber geredet wurde. Da er nach den Anschauungen der Zeit sein natürliches Söhnchen ohne Nachteil für seinen Ruf im eigenen Hause großziehen konnte, hatte er ihm auch gleich die beste Pflegerin ausgesucht in Gestalt der Donna Diana selbst, die den Titel einer Hofmeisterin führte und dem Gesinde gegenüber schon die Stellung der Herrin einnahm. Nur um vor der Welt die Form zu wahren, ritt Don Ramon einmal in der Woche nach dem Schloß hinaus, sich nach Donna Sols Befinden zu erkundigen, vermied es aber, eine Nacht unter dem gleichen Dach mit ihr zu verbringen.

Donna Diana hatte ein langsam aber sicher wirkendes Pulverchen bereitet, das eine von Donna Sols Dienerinnen, die sie zuvor in Pflicht und Sold genommen hatte, der Unglücklichen beibringen sollte, sobald der alte d'Almeyda, der sich in seinem Palaste zu Valencia lag, aber die Rechte des Familienoberhauptes noch mit allem Nachdruck ausübte, zu seinen Vätern gegangen wäre. Vorher konnte sie ja doch nicht an den Eheschluß mit Don Ramon denken, und unterdessen war Donna Sols Dasein ein Schutz gegen andere Heiratsgefahren. Nur im Falle einer unerwarteten

Annäherung zwischen den beiden Gatten hatte das Mädchen den Auftrag schnell zu handeln.

Das Leben Donna Sols wäre jetzt einzig von dem Leben des alten Mannes in Valencia abgehangen, hätte nicht der Geiz des Grafen Angravalle ihr eine zweite Sicherung geschaffen. Er hatte dem Schwiegersohn bei der Hochzeit nur einen Teil von Donna Sols Mitgift ausgehändigt, der Rest sollte bei der Abholung der Braut theils in bar, theils in Anweisungen auf die ersten Banken des Königreichs nachgezahlt werden. Allein als der Kaiser außer Hörweite war, besann er sich eines anderen und wollte nur noch von halbjährigen Ratenzahlungen wissen, womit Don Ramons Abgesandter sich bescheiden mußte. Am Ende zahlte er aber auch die Raten nicht und erklärte, zu keiner weiteren Leistung verpflichtet zu sein, weil das Testament seines Ehevorgängers, das etwas unklar abgefaßt war, der Witwe den Genuß des Vermögens bis zu ihrem Lebensende zuspreche. Diese Enttäuschung vermehrte Don Ramons unvernünftigen Groll gegen seine angetraute Gemahlin. Von Donna Dianas verbrecherischem Anschlag wußte er indessen nichts und hatte auch seine Zusage, daß er sie aus der Welt befördern wolle, nicht ernstlich gemeint. Er machte sich nur insofern mitschuldig, als er sie in einer seelentötenden Einsamkeit und in wenig gesunder Umgebung gefangenhielt, mit dem heimlichen Hintergedanken, daß sie im Falle ihres Hinscheidens an einer von ihm nicht unmittelbar verschuldeten Ursache keinen untröstlichen Witwer zurücklassen würde. Donna Diana aber stachelte seinen langsamen Geist unablässig zur Aufnahme eines Rechtsverfahrens wegen der vorenthaltenen Mitgift und wollte bis zu dessen Entscheidung auch nach dem Hingang des alten d'Almeyda der Eingebungen eine weitere Frist gönnen.

Die unglückliche Donna Sol lebte in ihrer Gefangenschaft nur noch ein halbes Leben; daß auch die Mörderhand über ihr schwebte, ahnte sie freilich nicht. Von all ihrem früheren Glück war ihr nur die Schönheit geblieben, aber sie glich jetzt der Sonne, wenn sie

durch Wolkenschleier scheint. Don Ramons Zurückhaltung, die ihr gestattete, der ersten Liebe treu zu bleiben und eine, wenn auch noch so ferne Hoffnung auf Wiedervereinigung mit dem, der in ihren Augen noch immer ihr Gemahl war, zu nähren, war ihr hochwillkommen, aber ihre feurige Jugend verzehrte sich in Einsamkeit und Lebensdurst. Sie saß halbe Tage an ihrem Fenster, das auf die See ging, und schaute nach Osten, wo das Festland lag, von wo das Heil, wenn es noch eines für sie gab, kommen mußte.

In dem Schlosse wohnte außer Donna Sol und ihrem Haushalt noch ein jüngerer Bruder des d'Almeyda, der von Kleinauf schwachsinzig war, den aber alle seiner Harmlosigkeit und Gutmütigkeit wegen gern leiden mochten. Er hatte ein heiteres Kindergemüt, lachte und war guter Dinge und pflegte nur zu erzürnen, wenn er glaubte, daß die seinem Range gebührende Ehrerbietung vernachlässigt werde. In gewissen Nächten jedoch, wenn der Mond hell schien, kam eine Unruhe über ihn, die ihn hinaustrieb, wo er zum Ergötzen der Begegnenden die wunderbarlichsten Dinge anstellte. Er lärmte und focht mit seinem Schatten, von dem er sich verfolgt glaubte, oder redete ihm gütlich zu ihm vom Leibe zu bleiben und gab ihm Wein zu trinken, wobei er sich vor Lachen ausschütten wollte, und am Ende stieg er auf einen Baum, um Föhler zu übernachten. Niemand stellte sich ihm dabei in den Weg, denn er hatte beträchtliche Körperkräfte, und das Gesinde war es gewöhnt, daß man ihm zu allen Nachtstunden das Thor öffnen mußte, um ihn aus- und einzulassen, weil er bei jedem Versuch ihn zu behindern oder gar einzuschließen, in Wutanfälle geriet, sich Fäuste und Arme zerbiß und auch andere bedrohte. Dieser Unglückliche, der nichts von seinem Unglück wußte, empfand eine feurige Bewunderung für seine schöne Schwägerin und gab allen Schloßbewohnern durch die Ungereimtheit seiner Huldigungen zu lachen, womit er ihr selber zuweilen die Schwermut verscheechte. Gern saß er zu ihren Füßen und sang zur Laute,

auf der er einige Griffe gelernt hatte, wobei seine Stimme in ungeordneten heulenden Tonfolgen auf- und niederging. Die Hofmeisterin zog sich dann schleunig zurück, und das Gesinde draußen auf dem Gang hielt sich die Seiten vor Lachen, aber die eine oder die andere von den jungen Edelfräulein, die Donna Sol zur Gesellschaft gegeben waren, sagte sicher jedesmal mit einem Knicks: Heute hat Don Jaime — so hieß der Ärmste — wieder ganz wunderschön gesungen, worüber er vor Freude strahlte, und Don Ramon, wenn er dieses Treiben mitansah, gönnte seiner Gemahlin gern das unschuldige Spielzeug.

Unterdessen hatte Don Fernando mit höchster Auszeichnung seine juristischen Studien beendet und den Doktorgrad *summa cum laude* erlangt. Wie er der jüngste Student gewesen, war er nun der jüngste Doktor in Bologna und wurde für seinen Scharfsinn und seine Kenntnisse in so frühem Alter wie ein Wunderkind, ein zweiter Pico von Mirandola gefeiert. Die Bentivoglio, die in Bologna herrschten, boten ihm gleich ein hohes Staatsamt an, wenn er seine Gaben in ihren Dienst stellen wolle. Aber der Jüngling hatte nur das eine Ziel vor Augen, so schnell und mit so viel Glanz wie möglich in die Vaterstadt zurückzukehren und die Geliebte heimzuführen. Daß er von dieser seit lange keine Nachricht erhielt, erregte ihm keine Sorgen, er wußte ja, wie streng sie überwacht wurde. Darum schrieb er auch jetzt nicht an sie, sondern kündigte nur der eigenen Familie sein Kommen an, indem er sich zugleich der ehrwürdigen Universität von Neapel erbot, eine Reihe neuer und schwieriger Thesen gegen die Häupter der Fakultät öffentlich zu verfechten. Es war dies der erste Schritt, mit dem sich ein hoffnungreicher Anwärter auf hohe Staatsämter in der Öffentlichkeit einzuführen pflegte.

Bei der ersten Ankunft in der Heimat überfiel ihn die Nachricht von Donna Sols Vermählung wie ein Keulenschlag. Der leidenschaftliche Jüngling verlor auf einmal seine sonst so sichere Selbstbeherrschung und rannte ein paar Tage wie ein Wahnsinniger

durch die Stadt, um den Grafen zu stellen und Rechenschaft zu fordern. Zum Glück befand sich dieser gerade auf dem Land, wodurch Don Fernando vor einer schlimmen Übereilung bewahrt wurde. Nach und nach erfuhr er dann auch den Zusammenhang, und seine erste Wut flaute ab, als er erkannte, daß es der Wille des Kaisers war, dem er sein Unglück verdankte. Um so wütender krallte sich aber der Schmerz in sein Gemüt, da ihm der Gegenstand seines Zornes entglitt, er verwünschte die leichtfertige Gläubigkeit, mit der er seine Ansprüche an Donna Sol auf die Zukunft zurückgestellt und ohne Nachrichten aus der Heimat in törichter Sicherheit hingelebt hatte. Wenn er dachte, daß sie dem neuen Gatten vielleicht mit Reigung gefolgt sei oder doch unterdessen in seinen Armen die erste noch kindliche Liebe vergessen habe, so erfaßte ihn ein wahrer Sturm von Verzweiflung. Und wie konnte es anders sein, da Donna Sol feurig war wie der Berg, zu dessen Füßen ihre Wiege stand, und schon in den zartesten Kinderjahren an Liebes- und Hochzeitsfreuden gedacht hatte? Stündlich zermarterte er seine Phantasie mit der Vorstellung ihres vermeintlichen Glücks, daß ihm Schlaf und Eßlust schwanden und er schon nach wenigen Tagen sich selbst nicht mehr ähnlich sah. Hätte er geahnt, daß auch Donna Sols Schönheit in Gram und Sehnsucht hingewelt war, so würde er einen schmerzhaften Trost daraus gesogen haben. So aber beschloß er kurzerhand der Not ein Ende zu machen, sich ganz von der Welt abzuwenden und im Kloster den Frieden zu suchen. Er kannte einen ehrwürdigen Franziskanerpater, der ihm wohlwollte; diesem teilte er seine Absicht und den Grund, der ihn dahingebracht hatte, mit.

Allein der Pater, der nicht nur ein frommer, sondern auch ein kluger Mann war, erkannte gleich, daß diese Weltflucht nichts mit Glaubenseifer zu tun hatte, und widerrieth ihm dringend sein Vorhaben.

Ich sehe wohl, mein Sohn, sagte er, daß dich nicht himmlische, sondern irdische Liebe zu uns treibt. Aber glaube mir, du bist nicht

für die Beschaulichkeit geboren und würdest nur in der Enge des Klosters das Übel, das dich umtreibt, vermehren.

Ich hasse die Welt, sie hat mir alles gestohlen, knirschte Fernando.

Ich stoße sie mit Füßen von mir.

Aber du hast ja eine öffentliche Disputation angekündigt, mein Sohn. Willst du dir nachsagen lassen, daß dir der Mut entfallen sei und daß du dich vor der Ausführung deiner kühnen Ansage in die Mönchskutte verkrochen habest?

Don Fernandos verweinte Augen flammten auf, und er fuhr in die Höhe. Nein, das wollte er wahrlich nicht. Die Disputation war ihm in seiner Herzensnot ganz aus dem Sinn geschwunden. Zu der Disputation wollte er sich stellen, wollte siegen und mit diesem glänzenden Anfang zugleich seine Laufbahn beenden und der Gesellschaft, die ihn dann umschmeicheln würde, seine ganze Verachtung ins Gesicht schleudern, indem er sich in der Klosterstille vergrub. Der Pater lächelte, denn er wußte zuvor, daß ein Liebeschmerz nicht ausreicht, um für die Kutte der Demut reifzumachen. Aber er sagte nur:

Was du tust, das tu aus voller Seele.

Die feine Welt Neapels sprach wochenlang von dem schlanken jungen Edelmann, der im Dokortalar das siegreiche Turnier gegen die Häupter der Wissenschaft ausgefochten hatte, denn wegen des Rufes, der ihm voranging, hatte die Fakultät ihm ihre erprobtesten Kämpen entgegengestellt. Don Fernandos Kenntnisse und Geistesgegenwart und seine lavaströmende Beredsamkeit, nicht zum mindesten aber seine jugendliche Schönheit machten solchen Eindruck, daß der Glanz seines Namens weit über die Kreise der Fachgenossen hinausdrang. Allgemein hieß es, daß die ganze Halbinsel keinen größeren Rechtsgelehrten aufzuweisen habe als den jungen Mendoza. Er erhielt die ehrenvolle Aufforderung, über einen seit vielen Jahren schwebenden Grenzstreit zwischen zwei großen Gutsherrn, der schon viel Argerniß erregt hatte, sein Gutachten abzugeben und widmete sich dem Fall mit so viel Gründ-

lichkeit und Scharfsinn, daß er einen Vergleich zustandebrachte, der beide Teile befriedigte. Von da an war seine Stellung gemacht. Er warf nicht die Welt, wie er gedacht hatte, sondern den Klostergedanken hinter sich; die Liebe konnte er zwar nicht gleichfalls hinter sich werfen, aber er begrub sie im untersten Grunde seines Herzens und wandte alle Gedanken seinem Berufe zu. Bald gelangte der Ruhm des jungen Rechtsgelehrten, dem kein Fall zu schwierig war, auch nach Sizilien und an das Ohr des Don Ramon. Und eines Tages erschien bei ihm ein Abgesandter des d'Almeyda, der ihn bat, den Prozeß seines Gebieters um die Mitgift der Donna Sol zu übernehmen.

Als Fernando diesen Namen hörte, stand sein Herz einen Augenblick still, und er erbleichte bis unter seinen dunklen Stirnschopf. Aber er beherrschte sich und sammelte rasch seine Gedanken. Jetzt oder nie konnte er erfahren, wie Donna Sol gesinnt war. Jetzt konnte und mußte er die Gelegenheit finden, sie zu sehen und zu sprechen. Daß der d'Almeyda ihm diesen Antrag machte, bewies zur Genüge, daß er nichts von den ehemaligen Beziehungen zwischen ihm und seiner Gattin ahnte, was ein zweifelhaftes Licht auf das gegenseitige Verhältnis des Paares warf. Er, der sie so gut kannte, war gewiß, beim ersten Blick in ihr Angesicht zu ergründen, ob sie dem d'Almeyda gegen ihren Willen gefolgt war und mit dem Herzen noch an der alten Liebe hing, oder ob sie sich willig mit ihrem Schicksal abgefunden hatte, in welchem Fall er die Kraft erschwingen mußte, auch seinerseits zu vergessen. Aber wenn sie in ihrer Ehe unglücklich war, wenn sie ihren Fernando noch liebte, wenn man sie über ihre Einsprache weg mit Zwang dem anderen gegeben hatte, was dann? Sein Herz tat einen gewaltigen Sprung, der den umgelegten Eisenreif zerbrach, und rief jubelnd: Dann, ja dann steht Recht gegen Recht und das ältere ist das bessere. Dann muß gekämpft werden auf Tod und Leben. Er hielt aber seine jungen Züge unbeweglich in den frühreifen rechtsgelehrten Falten und antwortete dem Besucher trocken und

sachlich, daß es sein Grundsatz sei, niemals den Fall eines Unbekannten zu führen. Bevor er eine Zusage gebe, müsse er sowohl mit Don Ramon d'Almeyda wie mit dessen Gemahlin Rücksprache nehmen und ersuche sie daher, sich persönlich bei ihm einzufinden oder ihm einen dritten Ort zu mündlicher Besprechung zu bezeichnen. Don Ramon fand die ihm gemeldete Zumutung anmaßend, aber sie erhöhte zugleich seinen Glauben an den Wundermann, der sich so viel herausnehmen durfte, und er wollte keinesfalls auf einen solchen Sachwalter verzichten. Aber mit Donna Sol auf Reisen zu gehen gestattete ihm die Eifersucht seiner Geliebten nicht, die jeden Augenblick in wilder Flamme aufprasseln konnte, auch fand er soviel Entgegenkommen von seiner Seite unstatthaft. Daher erging an Don Fernando die schmeichelhafte Einladung, nach Catania zu reisen und sich als Gast im Hause d'Almeyda zu betrachten.

Die Leute im Schloß machten große Augen, als eines schönen Tages Don Ramon mit größerem Gefolge angeritten kam und sich in dem Flügel, wo er sonst nur flüchtig abzustiegen pflegte, wohnlich niederließ. Er befahl unverzüglich eine Zimmerflucht in Stand zu setzen und sagte seiner Gemahlin, die er zu sich in den Empfangsraum bat: Donna Sol, bereitet Euch, einen Gast zu empfangen, der einige Tage bei uns verweilen wird. Er ist ein berühmter Rechtsgelehrter aus Neapel, also ein Landsmann von Euch, Don Fernando di Mendoza, dessen Beistand wir in der Klagesache gegen Euren Stiefvater bedürfen.

Als er bemerkte, daß Donna Sol totenblaß wurde und gleich darauf wie in Flammen stand, setzte er schnell hinzu:

Ihr braucht an der Einladung kein Argerniß zu nehmen, ich habe damit meiner und Eurer Würde nichts vergeben. Ich fand es zwar überheblich von einem Manne der Feder, daß er einen Granden Spaniens nebst Gemahlin in seine Schreibstube bescheiden wollte wie den ersten besten Käsehändler. Aber man sagt mir, dieser große Rechtsgelehrte stamme selbst aus einer Adels-

familie, die sich an Rang und Alter neben die d'Almeyda stellen kann. Ich wünsche, daß Ihr Don Fernando für die Zeit, wo er unsere Gastfreundschaft genießt, mit aller Auszeichnung begegnet und ihm den Aufenthalt so angenehm wie möglich machen helft. Die Sache liegt so, daß wir ohne ihn Eure Mitgift schwerlich herausbekommen, denn der Kaiser ist fern, und die Gerichte in Neapel halten zu den Einheimischen.

Soviel hatte Don Ramon noch nie zu seiner Gemahlin gesprochen. Und während der langen ungewohnten Rede entging es ihm ganz, daß Donna Sol sich gegen den Tisch lehnen mußte, um nicht umzusinken.

Des anderen Tages erschien Don Fernando mit einem einzigen Diener, von dem d'Almeyda mit großen Ehren schon am Schiff empfangen. Nun kam der von beiden Seiten mit jagenden Pulsen erwartete Augenblick, wo die Liebenden sich gegenüberstanden. Don Ramon, der gern für die wenigen Tage vor dem Fremden die Rolle des regelrechten Ehemanns gespielt hätte und alles vermeiden wollte, was auf ein Mißverhältnis zu seiner Gattin deutete, sah mit Verdruß, daß diese ein dunkles tieferntes Gewand angelegt hatte, aus dem ihr schmalgewordenes Gesicht mit ergreifender Blässe leuchtete und das eher einer Witwe anstand als einem glücklichen jungen Weib im ersten Ehejahr. Don Fernando im langen dunklen Talar zuckte mit keiner Wimper und begrüßte die Schloßfrau mit einer tiefen stummen Verbeugung, die von ihr ebenso stumm und feierlich erwidert wurde. Auch bei Tische sprach sie kein Wort; sie hätte ihre Stimme nicht in der Gewalt gehabt und wollte auch dem Ankömmling sogleich zu verstehen geben, daß kein inneres Band sie an den Schloßherrn knüpfte. Dieser dagegen bezeugte seiner Gemahlin eine auffallende Beflissenheit, er suchte erlesene Bissen für sie aus, die sie nur zum Schein berührte und ungenossen wieder abtragen ließ. Don Fernando nahm, ohne daß es so schien, jede Bewegung der beiden Gatten wahr und zerbrach sich den Kopf, sie zu deuten, während

auch ihm der Bissen nicht hinunter wollte, was er vor seinem Gastgeber mit Nachwirkung der Seekrankheit entschuldigte.

Beim Eintritt ins Haus hatte der Gast lebhaften Sinn für dessen bauliche Schönheiten geäußert, daß Don Ramon nicht umhin gekonnt hatte, ihn durch den Säulenhof zu führen, um den die Innenräume gelagert waren, wobei Fernando gleich einen Übersichtsplan gewann. Im Hofe war dem Ankömmling eine bellende Meute entgegengestürzt, die vor dem Zuruf des Gebieters nicht kuscheln wollte, aber Fernando fuhr den ärgsten Kläffern ruhig mit der Hand über den Kopf und sprach dazu ein paar begütigende Worte, worauf das Geheul wie durch Zauber verstummte.

Man sieht, Ihr versteht mit den Tieren umzugehen, sagte Don Ramon verbindlich, und Don Fernando entgegnete mit höflicher Sicherheit:

Ich bin von kleinauf an sie gewöhnt.

Dies alles sah und hörte der Schlossherr mit Wohlgefallen: in der Baukunst hielt er sich selber für einen Kenner, und aus der Hundefreundschaft schloß er auf Jagdliebhaberei. Da er leidenschaftlicher Jäger war, nahm er sich sogleich vor, den anziehenden Gast, wenn irgend möglich für eine Reihe von Tagen festzuhalten und in das eintönige Leben, das ihm Donna Dianas Herrschsucht auferlegte, durch gemeinsames Waidwerk etwas Abwechslung zu bringen. Er verschob also von vornherein die geschäftlichen Erörterungen auf den nächsten Tag, und Fernando, dem nicht weniger daran lag, Zeit zu gewinnen, ließ sich den Aufschub gefallen und ging auf die Reigungen Don Ramons ein, ohne im übrigen seine ernsthafte Doktorsmiene abzulegen; auch schien er die aufmunternden Blicke der beiden Edelfräulein, zwischen die man ihn bei der Tafel setzte, nicht zu sehen.

Nachdem er ein wenig geruht hatte, ließ er sich von dem Hausherrn, der es nicht erwarten konnte, ihm seine Gemälde- und Waffensäle zu zeigen, vollends über Treppen und Gänge mit dem

ganzen Bauplan bekannt machen. Etwas später schlug ihm Don Ramon einen Spaziergang ins Freie vor, wobei des Gastes schneller Blick sich auch die Umgebung des Schlosses und seine Zugänge zu eigen machte. Donna Sol fieberte unterdessen auf ihrem Zimmer. Wieder und wieder sandte sie die Mohrin aus, sich dem Gaste in den Weg zu stellen und ein Zusammensein herbeizuführen, aber unter den Augen so vieler Menschen war keine Annäherung möglich, und Fernando selbst, dem Don Ramons Eifer verdächtig war, hielt die Botin durch eine kalte, abweisende Miene in der Entfernung.

Des anderen Tages saßen sich die dreie in Don Ramons nie benüttem Arbeitszimmer unter Papieren und aufgeschlagenen Rechtsfolianten, die der Gast mitgebracht hatte und die seiner Jugend ein ehrwürdiges Ansehen gaben, gegenüber. Er redete allerlei in Fachausdrücken, die dem Schloßherrn unverständlich waren, und richtete einige belanglose Fragen an die schweigende Donna Sol, worauf diese kurze und zurückhaltende Antworten gab, weil sie abwarten wollte, worauf er eigentlich abzielte und weil ihr das starke Herzklopfen die Stimme verschlug. Fernando hatte gleich begriffen, daß er bei der starren Etikette des Hauses d'Almeyda und bei der Menge des Gesindes, dem er überall begegnete, schwer Gelegenheit finden würde, mit Donna Sol unter vier Augen zu reden, und daß ein Gespräch mit der Mohrin höchst bedenklich gewesen wäre. Und da es zwecklos war, sich weiterhin wie Bildsäulen gegenüber zu sitzen, beschloß er mit grimmiger Lust, den wenig aufgeweckten Don Ramon selber zum Vermittler eines heimlichen Verkehrs zu machen. Er sagte daher mit ausgesuchter Förmlichkeit zu Donna Sol:

Frau Marchesa, ich habe jetzt hinlänglich die Gerechtigkeit von Euer Gnaden Sache erkannt, aber ich brauche einige Zeit, mich in diese Schriftstücke noch besser einzuarbeiten und werde mir danach gestatten, Eurer Herrlichkeit einige schriftliche Fragen vorlegen zu lassen, die ich Sie bitte, ebenso zu beantworten, damit

ich Eure Gnaden nicht noch einmal persönlich bemühen muß und auch Hochderen Antwort gleich bei den Akten habe.

Donna Sol stand auf, verneigte sich vor dem Gast und ihrem Gatten, und Don Ramon geleitete sie feierlich bis zum Eingang ihrer Gemächer. Er war mit dem Gang der Dinge sehr zufrieden: das Betragen des Gastes fand er ebenso ehrerbietig wie würdevoll, darum ganz und gar untadelig; die Haltung Donna Sol's aber, die sich bei ihrer klösterlichen Ehe so viel Stolz bewahrt hatte, daß sie eine so anziehende Erscheinung wie diesen Edelmann im Talar, nach dem die ganze Weiblichkeit des Schlosses die Hälse verdrehte, eher zu meiden als zu suchen schien, erfüllte ihn geradezu mit Hochachtung. So wurde Fernando die unfreiwillige Ursache, daß der d'Almeyda seine unerwünschte Gattin zum ersten Male mit günstigeren Augen betrachtete.

Don Fernando nahm einen großen Bogen, den er ganz vollschrieb in der schwerfällig gewundenen, dem gesunden Menschenverstand undurchdringlichen Sprache der Rechtsgelehrsamkeit, um eine Reihe überflüssiger und sinnloser Fragen zu stellen, die aus einer Häufung von Worten herausgeschält, etwa folgenden Inhalt hatten:

Steht es fest, daß der Erblasser (hier waren alle Namen und Titel, die eine halbe Seite füllten, sorgfältig angeführt) nicht vielleicht noch kurz vor seinem an dem und dem Tage infolge eines Kanonenschusses unter den und den Umständen eingetretenen Ablebens eine zweite leztwillige Verfügung getroffen hat, die der Wittve auch im Fall einer eigenen Heirat den Weitergenuß des Vermögens sichert und damit das frühere Testament nichtig erklärt? Hat in diesem Falle die Marchesa Donna Sol Navarro d'Almeyda (hier waren wiederum alle Titel angeführt und füllten wiederum eine halbe Seite) Kenntnis vom Verbleib und Wortlaut fraglichen zweiten Testaments und besitzt sie irgendwelche Handhabe, um fragliches zweites Testament, bei dem mutmaßlicher- und vorauszusetzenderweise die eine oder andere vom Gesetze

vorgesehene Förmlichkeit vergessen sein dürfte, vor den Gerichten Seiner Apostolischen Majestät Karls V. wegen Formfehlers anzufechten?

Von dem ganzen drei Seiten umfassenden Wortdunst blieben nach Anwendung des gewohnten Schlüssels nur sechs Stichworte übrig: Zweite . . Heirat . . nichtig . . hat . . Sol . . vergessen?

Don Ramon war ein tapferer Degen, aber er führte keine gelenke Feder und war auch im Lesen nicht behende. Als er sich durch den ersten der langgesponnenen, mit vielen ‚Sintemal‘ und ‚Wasmaßen‘ verschönten Sätze durchgewunden hatte, kroch es ihm schon wie Ameisen im Gehirn, und er faßte eine ungemessene Bewunderung für den ritterlichen Doctor juris, der sich bei seinen jungen Jahren so überaus gelehrt zu fassen wußte, und eine kaum geringere für seine Gemahlin, der zugemutet werden konnte, daß sie diese Sprache verstand. Er begehrte jedoch nicht tiefer in das Schriftstück einzubringen, sondern legte es Donna Sol zur Beantwortung vor. Und während er dies tat, betrachtete er sie mit Blicken, als würde er zum erstenmal ihre Schönheit gewahr, wodurch er sie in nicht geringe Verlegenheit setzte. Sie empfing den Bogen mit mühsam verhaltener Erregung, die sie noch schöner machte, die aber Don Ramon auf sich selbst und seine körperliche Nähe bezog, weshalb er sich in einer seltsamen aber angenehmen Verwirrung entfernte. Ihren geübten Augen leuchtete aus dem Schriftstück gleich beim ersten Durchfliegen der liebende Vorwurf entgegen, der sich in all dem wüsten Wortkram wie eine Perle in geheimer Auster vor unberufenen Blicken barg. Sie nahm nun ihrerseits einen Bogen und zermarterte sich fieberhaft das Hirn, um auf seine Scheinfragen eine Scheinantwort zusammenzubringen, durch die sie ihm ihr unverändertes Herz enthüllen konnte. Die Leidenschaft machte sie erfinderisch, daß sie noch den Meister aller Fünfe durch ihre Antwort übertraf. Sie schrieb, daß sie die erste Frage nicht mit Bestimmtheit beantworten könne,

daß aber bei der großen gegenseitigen Liebe der Ehegatten ihr Vater gewiß nicht an eine Wiederverheiratung der Witwe gedacht habe und sie daher berechtigt sei, sich als einzige Erbin und Nutznießerin des Vermögens zu betrachten. Da es jedoch ihrer kindlichen Liebe widerstrebe, mit der eigenen Mutter Prozeß zu führen, wäre sie, die Zustimmung des Marchese d'Almeida vorausgesetzt, gerne zu jedem Vergleich, der sie vor dem schmerzlichen Schritte bewahren könnte, bereit.

Den Bogen sandte sie offen ihrem Gemahl, der ihn selber auf Don Fernandos Zimmer trug. Dieser legte seine junge Stirn in strenge juristische Falten, während er las:

Erste — Liebe — einzige — Liebe — Zu — jedem — Schritte — bereit —

Er verleibte die Züge der geliebten Hand seinem Aktenbündel ein, indem er gewichtig sagte:

Der Vorschlag der erlauchten Frau Marchesa entspricht den Umständen und einem lebendigen Pflichtgefühl, er verdient aufs reiflichste in Erwägung gezogen zu werden.

Don Ramon erklärte sich mit allem einverstanden, was der Scharfsinn seines berühmten Anwalts und die Einsicht seiner Gemahlin für richtig erkennen würden. Er dachte jetzt vor allem daran, sich ein paar ergötzliche Tage in der einnehmenden Gesellschaft zu sichern, denn bei ihm überwog die Rücksicht auf das augenblickliche Behagen bei weitem die Geldgier. Durch des Gastes gründliche Anstalten und das Gewicht seines Namens sah er sich jedem eigenen Nachdenken überhoben und in seinen Ansprüchen aufs allerbeste gesichert; von Donna Dianas Oberherrschaft vorübergehend befreit zu sein, war an sich schon ein Genuß, darum lag ihm für jetzt die Veranstaltung eines Jagdvergnügens, womit er den Gast zu ehren gedachte, näher am Herzen, als das Eindringen in schwierige Rechtsfragen, die er gern dem Andern überließ. Er hielt im Schloß neben der Meute erlesener Hunde, mit denen Fernando gleich beim Eintritt Bekanntschaft gemacht

hatte, auch eine Anzahl trefflich abgerichteter Raubvögel, auf die er besonders stolz war. Als er sie dem Gaste vorwies und ihm dabei bezüglich der Jägerei auf den Zahn fühlte, gab sich dieser gleichfalls als Freund des Waidwerks zu erkennen, jedoch in zurückhaltender Weise, wie einer, der zwar dieser wie jeder anderen standesgemäßen Beschäftigung kundig ist, der aber seiner ernsten Gemüthsart wegen weltlichen Freuden nur mit Maß nachhängt. Im stillen jedoch war er hoch befriedigt, daß Don Ramon gleich für die nächste Frühe ein Jagen anordnete, denn das gab ihm Gelegenheit, Lage und Umgebung des Schlosses unauffällig näher zu erforschen und sich zugleich mit den Hunden, deren Wachsamkeit ihm gefährlich werden konnte, noch mehr zu befreunden. Diese waren ihm schon so anhänglich, daß sie bei seinem Vorübergehen wedelten statt zu knurren. Da war aber einer, Don Ramons Lieblingshund, der seinem Herrn nicht von der Seite ging und noch immer gegen den Gast, wenn er sich näherte, die Zähne fletschte. Diesem war augenscheinlich in Güte nicht beizukommen, und Fernando überlegte hin und her, wie er ihn unschädlich machen könne.

Unterdessen hatte auch Renzo, der flinke neapolitanische Diener, die Weisungen seines Herrn bestens besorgt. Er drehte in Küche und Gesindestube das unterste zu oberst und machte den ernsthaften Sizilianern solche Possen vor, daß sie aus dem Lachen nicht herauskamen. Das gab ihm die Freiheit, das Schloß nach allen Richtungen zu durchstreifen, sich die Räumlichkeiten aufs genaueste einzuprägen und alle Gewohnheiten der Insassen auszuspähen. Er hatte auch den geisteschwachen Don Jaimé, den man von den Augen des Gastes entfernt hielt, kennengelernt und vor allem gewann er durch seine Vertraulichkeit mit den Mägden in die ehelichen Verhältnisse des Hauses d'Almeyda eine Einsicht, die die Erwartungen seines Gebieters weitaus übertraf. Nun galt es zunächst, mit der Mohrin in Verbindung zu treten, die im Vorzimmer ihrer Herrin schlief und nur selten deren Gemächer

zu verlassen pflegte, um in die große Küche zu kommen, wo das Gesinde beisammen war. Er beklagte sich gegen die Mägde, daß er unter so vielen Schätzchen keine Landsmännin finde, mit der er seine neapolitanischen Tänze tanzen könnte und die ihm auf seine Lieder Antwort gäbe. Da holten die Mädchen lachend die alte Cinzia herunter, bei deren Anblick der hübsche Bursch wie von plötzlichem Liebespfeil getroffen laut aufstöhnend die Hand ans Herz drückte. Er lief ihr wackelnd entgegen, umsprang sie dann mit einem possenhaften Werbetanz, durch den er sie weiter und weiter von den Mägden hinwegdrängte, bis er sie glücklich in eine dunkle Ecke getrieben hatte, um ihr unter dem schütternden Gelächte des Gesindes ein Küßchen zu rauben, wobei er ihr ein paar Worte ins Ohr flüsterte. Die Mohrin antwortete mit ein paar noch leiser geflüsterten Worten und einer Ohrfeige, dann entfloh sie laut schimpfend. Der Renzo aber setzte sein närrisches Komödienspiel fort, verrückte allen Mägden die Köpfe, und niemand hatte ein Arges dabei, wenn man ihn künftighin mit der schnellversöhnten Schwarzen beisammenstehen und in ihrer heimischen Mundart sich unterhalten sah. Dabei wurden unter den Augen des ganzen Schlosses die heimlichen Anstalten für ein Zusammensein der Liebenden festgesetzt.

Um die Mittagszeit lagerten die beiden jungen Männer vom Jagen erhitzt am Walbrand, während die Pferde auf einer weiten Lichtung grasten und die Diener beschäftigt waren, die gefiederte Beute jagdgerecht aufzureihen. Don Ramon war durch das unverhofft große Jagdglück des Tages in freudige Erregung versetzt, und in diesem Zustand gönnte er einem jeden das Beste. Daher suchte er den Gast wegen seiner auffallenden Weiberscheu auszuhorchen.

Ihr seid noch so jung, Don Fernando, sagte er, und wie man sieht, seid Ihr für die Welt erzogen. Die freie Luft hat Euch heute einmal fröhlich gemacht und mittheilsamer als ich Euch die Tage her kannte. Wollt Ihr nicht meine Neugier befriedigen und

mir sagen, wie es kommt, daß ein junger Mann von Euren Anlagen und Eurer Erscheinung gar kein Auge für das schöne Geschlecht zu haben scheint? Wer Euch in Frauengesellschaft sieht, der könnte zu dem Schluß kommen, daß sich unter der Toga des Rechtsgelehrten wie unter dem ritterlichen Gewande, das Ihr heute tragt, ein Mönch verberge.

Er würde auch nicht allzuweit fehlgreifen, Don Ramon, antwortete Fernando mit einem Seufzer. Ein frühes Liebesunglück hat mich ins Kloster getrieben, und nur auf Wunsch meiner Oberen bin ich vor Ablegung der Klostergelübde in die Welt zurückgekehrt, um die besonderen Gaben, die mir Gott verliehen hat, in den Dienst des bedrängten Rechts und der verfolgten Unschuld zu stellen. Darum übernehme ich auch keinen Prozeß ohne mich von der Würdigkeit meines Klienten persönlich überzeugt zu haben. Mein Sinn aber steht mir immerdar nach dem Klosterfrieden, und wenn ich auch nicht dazu kam, meine Gelübde vor dem Altar abzulegen, so gelten sie doch vor mir selbst als bindend.

So hat Euch der Tod die Frau Eures Herzens geraubt? fragte Don Ramon teilnehmend.

Viel, viel schlimmer als das. Die Braut, die mir von Jugend auf zugebacht war und nach der es für mich keine zweite geben kann, ist die Gattin eines anderen geworden.

Don Ramon brach bei diesen in niedergeschlagenem Ton gesprochenen Worten in eine helle Lache aus:

Mein verehrter Don Fernando! Deshalb seht Ihr Euch nach der Rutte und spinnst Eure schönsten Jahre in Trübsal hin! Sitzt denn Eure Schöne im Harem des Großsultans, wo niemand eindringen kann? Gibt es keine Schlosser mehr, die einen Nachschlüssel fertigen können, keine Duennen, die sich erkaufen lassen, keine Strickleitern, womit man die Fenster der Schönen erklimmen kann? Muß ich Eurem findigen Kopf die allereinfachsten Lehren der Liebes- und Lebenskunst beibringen?

Das Gesicht des Gastes verdüsterte sich noch mehr.

Zu solchen Tünden, Herr Marchese, würde freilich mein eigener Verstand ausreichen. Aber es entspricht nicht meinem Geschmack, in der Liebe mit einem anderen zu teilen.

Und wie um das Gespräch abzubrechen setzte er hinzu:

Da jetzt meine Aufgabe hier beendet ist, gestattet mir, Euch den Dank für Eure Gastfreundschaft auszusprechen und mir von Euch und der Frau Marchesa Urlaub zur Heimkehr zu erbitten. Morgen Mittag geht, wie ich höre, ein Schnellsegler nach Kalabrien ab, den ich nicht versäumen möchte, da mich meine Geschäfte rufen.

Don Ramon wollte von einem so raschen Abschied nichts wissen, er hatte sich bei dem herbstlich schönen Wetter auf eine Reihe gemeinsamer fröhlicher Jagdtage Hoffnung gemacht und begriff nicht, daß der Gast schon nach dem ersten genug hatte. Er drang in ihn nur wenigstens einen Tag noch zuzugeben, aber Fernando blieb mit stiller und sanfter Hartnäckigkeit dabei, des anderen Mittags reisen zu müssen, weil seine Angelegenheiten in Neapel keinen weiteren Verzug litten.

Als Don Ramon sah, daß gegen diesen entschlossenen Willen nicht aufzukommen war, bat er ihn mit ritterlich spanischer Gastfreundschaft, das schönste Pferd aus seinem Stalle sowie einen gut abgerichteten Falken, welcher ihm am besten gefiele, als Andenken auszuwählen.

Fernando dankte; er sei mit Pferden reichlich versehen und wüßte mit einem Jagdfalken nichts anzufangen, da er das Waidwerk nicht von sich aus betreibe, sondern nur, wenn er geladen sei, und auch dann nur ausnahmsweise, an einem Jagdvergnügen teilnehme. Während seiner Rede knurrte der Hund des d'Almeyda, der zu den Füßen seines Herrn lag, so drohend, daß dieser ihn nur durch ein wiederholtes Kusch dich, Moro! Willst du wohl! niederhalten konnte.

Das höre ich sehr ungern, sagte jetzt Don Ramon. Aber Ihr werdet mir nicht zumuten wollen, daß ich Euch ganz unbeschenkt

nach Hause entlasse. Das wäre gegen alle Gepflogenheiten des Hauses d'Almeyda. Ich bitte Euch also, aus dem Bildersaal oder aus der Bücherei des Schlosses ein Andenken auszuwählen, das Eurem Geschmacke besser zusagt.

Ubermals hat Fernando ihn zu entschuldigen. Bei meiner Einkleidung in das Gewand des Novizen, sagte er, tat ich alles Überflüssige von mir, und auch als ich aus dem Kloster wieder austrat, was, wie Ihr wißt, gegen meinen Wunsch geschah, nahm ich mir fest vor, allen weltlichen Besitz, soweit ich seiner nicht von Berufs wegen bedarf, zu meiden, um dem vor Gott und meinem eigenen Herzen abgelegten Gelübde der Armut wie der Enthaltbarkeit treu zu bleiben.

Das Hin- und Widerreden, das dem Hunde wie ein Streit erscheinen mochte, entlockte dem Tier ein immer drohender werdendes Knurren.

Ihr habt da einen wunderschönen, äußerst wachsamen Begleiter, Don Ramon, sagte Fernando verbindlich.

Er ist Euer, fuhr der d'Almeyda bedachtlos heraus, indem er die Formel anwandte, womit der Spanier auf jedes Lob eines ihm gehörenden Gegenstandes zu antworten pflegt.

Don Fernando war von seiner spanischen Abkunft her mit dieser Sitte wohl bekannt, aber er stellte sich, als nehme er das Geschenk ernst, und sagte mit einer erfreuten Verbeugung:

Mit diesem Anerbieten hat Eure Herrlichkeit meinen Grundsatz, niemals von einem Klienten ein Geschenk anzunehmen, über den Haufen geworfen. Ein Hund wie dieser war schon lange mein Wunsch, denn ich bin vielen Feindseligkeiten ausgesetzt von seiten aller Erbschleicher und Vormünder, die ihre Mündel bestehlen wollen, und anderer Schurken auf der Halbinsel. Da hat mir ein Wächter wie dieser bisher gefehlt. Wenn Ihr mir also wirklich die Freude machen wollt, Don Ramon, so nehme ich das prächtige Tier an und werde es im Gedenken an Eure Großmuth immer hoch in Ehren halten.

Don Ramon verwünschte seine Unvorsichtigkeit und die Einfalt des Gastes, denn das ganze Schloß mit allem, was es enthielt, Donna Sol inbegriffen, hätte er lieber hergegeben als diesen Hund, der an Ubrichtung und Wachsamkeit alle anderen übertraf und ihm anhing wie sein Schatten. Er sagte daher in großer Verlegenheit:

Mein ganzer Zwinger ist zu Eurer Verfügung, Don Fernando, und Ihr werdet mir eine hohe Ehre erweisen, wenn Ihr daraus wählen wollt, was Euch am besten ansteht. Nur mit dem Moro würdet Ihr, fürchte ich, keine Freude erleben, wenn Ihr ihn mitnähmet. Er ist äußerst bissig und hat noch nie einem Menschen gehorcht als mir. Selbst der Hundewärter getraut sich nur mit Vorsicht in seine Nähe, und Ihr seht ja selbst, wie er jeden Augenblick bereit ist auf Euch loszufahren, während alle seine Kameraden sich von Euch streicheln und füttern lassen.

Es ist mit den Hunden genau wie mit den Menschen, Don Ramon, antwortete der Mendoza. Der Allerweltsfreund ist niemands Freund und geht dahin, wo er seinen Vorteil sieht. Ich kann nur einen scharfen Hund brauchen, denn zum bloßen Vergnügen mag ich mich nicht mit dem Getier beschleppen.

Man wird den Moro, wie ich fürchte, gar nicht dahinbringen, Euch auf das Schiff zu folgen, meinte der d'Almeyda, der noch immer Ausflüchte suchte.

Das müßte freilich Euer Gnaden Sorge sein. Aber ich sehe schon, daß Euch Euer Anerbieten reut und daß Ihr mir das edle Tier nicht gönnen möget. So laßt uns denn nicht weiter von der Sache reden, und ich bitte nur, daß Ihr mir kein anderes Gastgeschenk aufzudringen sucht, da ich, wie Ihr schon wißt, nur dieses oder keines annehmen werde.

Jetzt blieb dem d'Almeyda als wohlerzogenem Mann aus altspanischem Geblüt nichts übrig, als dem Gast zu versichern, daß er mit tausend Freuden das wackre Tier in den Besitz eines so edlen Herrn übergehen sehe, und da dieser sich nun kostbar machte und

tat, als schlug er das Geschenk aus, mußte er am Ende alle Überredung aufbieten, ihn zur Annahme zu bewegen. Während dessen schien der Hund lauernd dem Gespräch zu folgen, als spürte er, daß über sein Schicksal verhandelt wurde, und ein paar mal bellte er heftig seine Einsprache dazwischen.

Als die Herren sich dem Schlosse wieder näherten, tönte ihnen von weitem lautes Geschrei entgegen: Haltet ihn! Haltet ihn! Da ist er schon wieder! O du Halunke! Willst du wohl stehen? und ähnliche Rufe, wie man sie einem Einbrecher nachsendet, aber von Gelächter und Hundegekläff unterbrochen.

Don Ramon erkannte die Stimme seines irren Bruders, und aus dem Walde hervorreitend sah er Don Jaime mit blankem Degen hinter seinem Schatten herrennen, der von der schräg stehenden Sonne ins Riesenhafte verlängert vor ihm herschoß, dann mit der Bewegung seines Verfolgers schwenkte, verschwand und an einer andern Stelle wieder zum Vorschein kam, was den Kranken in immer größere Aufregung trieb, daß er wilde Streiche nach ihm führte. Man wußte nicht, ob er dieses Turnier als ritterliches Waffenspiel betrieb, oder ob er einen wirklichen Gegner vor sich zu sehen glaubte. Die Hunde jedenfalls nahmen es als Kurzweil auf, denn sie rannten mit ihm um die Wette, sprangen an ihm empor und verführten ein Getümmel, in das sich auch der grimme Moro mit wilden Sätzen mischte.

Schämt Euch, Don Jaime, was treibt Ihr wieder für Blödsinn? rief der Marchese entrüstet dem Herumsuchtelnden entgegen. Wollt Ihr den Degen weglegen! Ziemt es sich in einem friedlichen Haus und vor den Augen eines Gastes die Waffe blank zu machen?

Er blickte grimmig, denn im Zorn über den unglücklichen Bruder suchte der Schmerz um den Verlust des treuen Tieres eine Entladung.

Jener stand wie ein gescholtenes Kind, ließ sich auch von den Leuten Don Ramons ohne Widerstreben entwaffnen und saß

dann, ehe man sich's versah, in den Ästen eines Eichbaums, um da oben die Nacht zu verbringen.

Des andern Tages nahm Don Fernando zeitig Abschied, ohne Donna Sol wiederzusehen, der er durch den Marchese seine Ehrerbietung zu Füßen legen ließ. Dieser begleitete ihn mit vieler Dienerschaft zum Hafen und ließ es sich nicht nehmen, ihn bis aufs Schiff zu bringen, was sich auch als notwendig erwies, weil der Hund ohne seinen Herrn die Planken nicht betreten hätte. Dort wurde das schöne Tier alsbald in einen Lattenverschlag gesperrt, wo es sich auch ruhig verhielt, solange es die Stimme Don Ramons vernahm. Jetzt aber eilte Fernando die Abschiedshöflichkeiten abzukürzen, und sobald Don Ramon mit seinen Leuten außer Sehweite war, begab er sich zusamt dem flinken Renzo in die für ihn belegte Koje, wo er schnell mit dem Diener die Kleider wechselte. Dann lief er in Renzos Gestalt über das Deck und die Brücke an Land zurück, als ob er etwas vergessen hätte, das er schnell noch für seinen Herrn bestellen müsse. Die Matrosen riefen ihm nach sich zu sputen, da sie in wenigen Minuten die Anker lichten würden. Er winkte aber nur mit der Hand ab und lief schneller, gefolgt von dem wütenden Geheul des Moro, der zu merken begann, daß er auf dem Schiffe ein Gefangener war. Als er den Hafen im Rücken hatte, änderte er seine Richtung und bog in eine Gasse ein, die ins Herz der Stadt führte. Dort trat er in ein Verkaufsgewölbe und ließ sich einige Ellen graues Tuch von derselben Farbe abschneiden, wie sie der tolle Don Jaime trug. Denn bei dem wunderlichen Gehaben des Geisteschwachen, der ungefähr vom gleichen Wuchs und Alter war wie er selber, war ihm ein Gedanke aufgestiegen, der ihm bei seinem Vorhaben förderlich sein konnte und den er auch gleich durch den Renzo der schnell dafür gewonnenen Mohrin mitteilen ließ. Mit seiner Rolle Tuch ging er nun ungesäumt zu einem Schneidermeister und bot ihm eine sehr beträchtliche Belohnung, wenn er ihm das Kleid nach einem Schnitt, den er genau vor-

zeichnete, noch bis zum Abend fertig liefern würde. Der geschickte Meister rief alle seine Gesellen zusammen, gab dem einen einen Armel, dem andern einen Aufschlag, dem dritten ein Knopfloch zu fertigen und brachte richtig kurz nach Sonnenuntergang ein Gewand zustande, das dem Mendoza wie angegossen saß und einem der Gesellen den verwunderten Ausruf entlockte:

Jetzt gleicht der Herr auf ein Haar dem tollen Bruder des Marchese d'Almeyda.

In dieser Kleidung mit ins Gesicht gekämmten Haaren, wie sie der Irre trug, verließ Fernando die Stadt vor Schluß der Tore und wartete im Freien unter Bäumen, bis der frühe Mond untergegangen war. Dann öffnete er mit dem Nachschlüssel, den Renzo besorgt hatte, ein Pförtchen in der Mauer, dessen Schloß und verrostete Angeln sorgfältig von der Mohrin eingedolt waren, und innen empfing ihn die alte Vertraute seiner Liebesschmerzen. Sie ging ihm leise über den Hof voran, dann durch das Erdgeschoß an der in Finsternis liegenden Küche und den Gesinderräumen vorüber, die Treppe hinauf, über deren erstem Absatz unter einem Muttergottesbild das ewige Lämpchen brannte. Bei dem schwachen Lichtschein fuhr sie zusammen und hätte fast einen Schrei getan, denn sie glaubte, den tollen Don Jaime in Person vor sich zu sehen. Fernando machte ihr ein erschrockenes Zeichen, und lautlos wie Schemen glitten sie die Treppe vollends hinauf und in den linken Flügel zu den Gemächern Donna Sols hinüber. Die Hunde gaben bei ihrem Vorüberhuschen Laut, aber nur so, wie sie es zur Nachtzeit bei den Hausgenossen zu tun pflegten und verstummten gleich wieder.

Im Vorzimmer, wo die Mohrin schlief und wo wie im ganzen Schloß tiefe Finsternis herrschte, bat ihn diese, sich ganz stille zu verhalten, was auch geschehen möge.

Wenn Ihr einen Lärm vernehmt, so braucht Ihr nicht zu erschrecken, es ist der Tolle, der Einlaß begehrt. Aber schwört mir, Euch nicht zu verspäten. Wenn Ihr nicht zeitig das Schloß ver-

laßt, lauft Ihr dem Marchese in die Hände, der in aller Frühe die Knechte weckt, um auf die Jagd zu reiten. Ist das Haus einmal wach, so kommt Ihr nicht mehr ungesehen hinaus, und dann sind wir alle verloren.

Im gleichen Augenblick preßte sich schon ein geschmeidiger Frauenleib im Dunkeln gegen den seinigen, zwei fiebernde Hände tasteten die Linien seines Gesichts, der Schultern und Arme ab, und Donna Sol jubelte leise: Er ist es! Er ist es!

Ja, er ist es, du sollst ihn an seinen Rüffen erkennen, antwortete Fernando, seine Worte zugleich wahrmachend.

Einzia, sagte Donna Sol, bevor sie sich dem Sturm seines Entzückens überließ, ich nehme dich und Gott zum Zeugen, daß dieser mein erster und einziger Gatte ist.

Mohrin, sagte nun auch der Jüngling, wie du Zeugin unserer ersten Vermählung warst, nehme ich vor dir und Gott diese zum zweitenmal zum Weib und schwöre, daß ich sie stets als meine einzige und rechtmäßige Gattin betrachten werde, möge nun kommen, was da wolle.

Beim ersten Hahnenkrahel weckte die Getreue, die die ganze Nacht im Vorzimmer gewacht hatte, die Liebenden und drängte Fernando zum schleunigen Aufbruch. Dieser durchglitt leise wie ein Windhauch die schlafenden Räume, die schon in Dämmerung lagen, und hatte bereits das Pfortchen wieder hinter sich verschlossen, als er von weitem eine Stimme singen und lachen hörte. Es war der Irre, den die Tollheit wieder einmal die ganze Nacht im Freien umgetrieben hatte und der jetzt bei Tagesanbruch seine Schlafstätte aufsuchen wollte. Fernando drückte sich, so sehr er konnte, in den Schatten, um ungesehen an ihm vorüberzugleiten, doch schon war Jaime mit dem Degen über ihm her, blieb aber gaffend stehen, als er eine Gestalt erblickte, die der seinen völlig gleich war. Er mochte glauben, daß es sein alter Gegner, der Schatten sei, der nun plötzlich aufrecht geworden, denn er schrie aus Leibeskräften:

Hab' ich dich endlich, Halunke? und wollte ihn fassen, aber Fernando duckte sich und entglitt. Er schoß vor ihm her, wie es der Schatten, der in solcher Frühe noch nicht sichtbar war, zu tun pflegte, während jener schreiend nachlief, blieb stehen, wenn der andere stehenblieb, und floh weiter, sobald er sich wieder in Bewegung setzte. Erst als er ihn durch seine schattengleiche Flucht soweit bergauf gelockt hatte, daß man sein Geschrei und seine Klopffechtereie im Schloß nicht mehr hören konnte, machte Fernando plötzlich kehrt und riß den Degen aus der Scheide. Es zeigte sich, daß der Gegner unerwartet stark, aber zum Glück im Fechten wenig geübt war, daher der viel gewandtere Fernando, nachdem er ihm schonend etliche flache Hiebe versetzt hatte, ihn glücklich unterlaufen und ihm den Degen aus der Hand schlagen konnte, daß er weit hinwegflog. Und während jener schreiend nach seiner Waffe lief, verschwand er spurlos.

Ganz zerraut und zerbeult und aus einer leichten Hautwunde blutend, die ihm Fernando ungern und nur, um sich selbst zu schützen, beigebracht hatte, hinkte er ins Schloß zurück und lief gerade seinem Bruder in den Weg, der mit Hund und Knechten zum Jagen auszog.

Was ist Euch geschehen, Don Jaime, fragte dieser, als er den armen Irren in so üblem Zustand erblickte.

Jener sah ihn kummervoll an, ohne zu antworten, denn er wußte den seltsamen Vorgang mit dem grimmigen Doppelgänger nicht zu erklären.

Nun, mit wem habt Ihr Euch so früh schon herumgeschlagen? Wer hat Euch so zugerichtet?

Don Jaime, antwortete der Schwachsinrige.

Der Marchese, der gewohnt war, den Unglücklichen von sich selber in der dritten Person reden zu hören, dachte, jener sei wie schon öfter mit der Weinflasche im Arm ausgezogen und vielleicht in benebeltem Zustand mit dem Gesicht in die Scherben gefallen; deshalb sagte er ärgerlich:

Geht nach Hause und laßt Euch verbinden und seht zu, daß Ihr Euren Rausch ausschlaßt.

Er war seit Fernandos Abreise in schlechter Laune. Seine ganz verfahrenene Eheangelegenheit wollte ihm nicht mehr aus dem Kopf. Er begann zu denken, daß er eine große Thorheit begangen habe, eine so reizende Frau zu verschmähen und sich ganz in die Hände einer ehrgeizigen und eifersüchtigen Buhlerin zu begeben. Wenn es dem Monarchen zu Ohren kam, daß er die Gabe seiner Huld so wenig geachtet hatte, so war ihm die kaiserliche Ungnade gewiß. Daneben brannte ihn auch der Verlust seines treuen Hundes empfindlich, seit der Gast, der ihn mit sich genommen, mit seiner seltsamen Anziehungskraft nicht mehr gegenwärtig war. Gegen diesen doppelten Herzstich wußte er sich keinen besseren Balsam als die frische Morgenluft und das fröhliche Jägerhorn.

Gegen Abend setzte sich der Schwachsinrige, wie es seine Gewohnheit war, in die Küche zu dem Gesinde, das ihn mit vielen Ehrfurchtsbeweisen empfing und ihm durch teilnehmende Fragen eine Schilderung seines seltsamen Abenteuers ablockte. Mit der großen Mühe, die ihm das Sprechen verursachte, und ganz zusammenhangslos, erzählte der Ärmste, wie um die frühe Morgenstunde Don Jaimé von Don Jaimé überfallen worden sei, wie einer den andern gejagt habe, wie sie am Ende handgemein geworden und wie zuletzt Don Jaimé den armen Don Jaimé auf den Kopf geschlagen und der Waffe beraubt habe. Man wußte aber nicht, wie weit er selber glaubte, was er sagte, weil er seine stockenden Angaben immer von Zeit zu Zeit durch ein Lachen ergänzte, das die verhaltene Heiterkeit der Zuhörer zum Sturm entfesselte. Das laute Wesen zog auch den Falkenier herbei, der in einem anstoßenden Geläß mit seinen Vögeln hauste. Er brachte einen wunderschönen Habicht mit, den der Marchese erst seit kurzem besaß und der zuerst ein wenig getrauert hatte, jetzt aber unter den Händen seines Pflegers prächtig gediehen war.

Als er das Prachtstück herumzeigte, sagte der Koch mit dummem Scherz:

Euer Vogel ist so fett, daß man ihn nächstens braten könnte.

Ich werde ihn selber braten, erklärte Don Jaime ernsthaft, aber niemand achtete auf diese neue Tollheit.

Als an diesem Abend der Mond den zwei Verliebten endlich den Gefallen getan hatte unterzugehen, schlich sich Fernando wiederum in seiner Verkleidung durch das Pförtchen ins Schloß. Diesmal lag die Treppe im Stockfinstern, aber aus der Küche, deren Thür angelehnt stand, fiel ein Lichtschein heraus. Fernando spähte im Vorüberhuschen hinein. Da sah er innen den Geisteschwachen, der seine Jacke abgelegt und über den Stuhl gehängt hatte, bei einer sonderbaren Tätigkeit.

Er war ganz leise in das Gelaß des schlafenden Vogelwärters geschlichen und hatte flink wie eine Kaze den schönen Habicht von der Stange geholt, nachdem er ihm mit einem Griff den Hals abgedreht und das kleine Füßchen von der Kette losgebrochen hatte. Dann war er mit seiner Beute in die Küche zurückgekehrt und hatte sich mit aller Ruhe daran gemacht, den Vogel zu braten, wie er es dem Falkenier zuvor angekündigt. Um bei seinem Geschäft zu sehen, hatte er der Muttergottes ihr Lämpchen genommen und es auf den Herd gestellt. Von den Kohlen hatte er die Asche geblasen und neue Glut zugelegt, nur das Rupfen und Ausnehmen hatte er vergessen. Und jetzt war er eben dabei, das ganze Tier an den Spieß zu stecken, bloß die Flügel, die ihm hinderlich waren, hatte er abgerissen.

Fernando schlich kopfschüttelnd vorüber; daß die Tollheit des armen Don Jaime soweit ginge, einen Habicht mit allen Federn zu braten, hatte er nicht erwartet.

Raum hatten sich die zwei Liebenden ihrer weltentrückten Seligkeit überlassen, als sich aus den unteren Räumen des Schlosses ein Schelten und Hilferufen erhob, zugleich mit einem durchdringenden Brandgeruch, der von den versengten Federn des Ha-

bichts herkam. Dieser Geruch hatte den Koch geweckt, der aus Furcht, er habe vielleicht ein Küchentuch zu nahe den glimmenden Kohlen liegenlassen und dadurch einen Brand entfacht, schnell aus dem Bette gesprungen war, um nach dem Feuer zu sehen. Bei seinem plötzlichen Erscheinen geriet der Irre in Wut, weil er glaubte, der Koch wolle ihm den Braten streitig machen. Er knurrte wie ein Hund, dem man den Knochen nehmen will, und fuhr plötzlich mit dem Bratspieß, woran der Vogel mit den brennenden Federn hing, auf den Ubelangekommenen los, der gerade noch eine in der Ecke stehende Eisenstange fassen konnte, um den Hieb abzuwehren. Da er aber Don Jaimés beträchtliche Körperkräfte kannte, stieß er zugleich ein lautes Hilfesgeschrei aus, gewann die Tür und rannte im Flug die Treppe hinauf, Don Jaimé mit dem Bratspieß und dem Vogel hinter ihm her.

Bei dem Lärm öffnete die Mohrin leise die Tür des Vorgemachs, um zu sehen, was es gebe. Sie hatte aber in jener Nacht unvorsichtigerweise ein Ampelchen neben ihrer Schlafstätte brennen lassen, um sich besser wachzuhalten. Als der Schein auf den Korridor fiel, stürzte der Verfolgte atemlos zur Tür herein, die er gewaltsam aufstieß, hinter ihm her der Irre mit Schelten und Toben. Beide rissen die Mohrin, die sie aufhalten wollte, nieder und stürmten einer hinter dem anderen in das unverschlossene Gemach Donna Sol's. Fernando, der sogleich aufgesprungen war, hatte eben noch Zeit unter dem Bette zu verschwinden.

Der Koch, in dem die Todesangst alle Rücksicht auf seine Herrin überwog, stieß ein lautes Hilfesgeschrei aus und machte Miene gleichfalls sein Heil unter dem Bette zu suchen. Allein Donna Sol war mit großer Geistesgegenwart auf die Füße und den zwei Tobenden entgegengesprungen. Barfuß und im Nachtgewand stand sie da und scheuchte den Verfolgten wie den Verfolger von ihrem Lager hinweg:

Was fällt Euch ein, Don Jaimé? Ist das Rittersitte, bei Nacht im Zimmer der Damen einzubrechen? Und du, Fortunato, wie

kannst du dich unterstehen? Macht, daß Ihr fortkommt, alle beide, und fechtet Eure Handel anderswo aus.

Trotz seiner Geisteschwäche regte sich in Don Jaime das altkastilische Ritterblut, das zur Ehrerbietung vor den Damen erzogen war. Er ließ alsbald vom Zürnen ab und stand mit gesenktem Bratspieß demütig vor der schönen Schwägerin. Seine Augen hingen aber mit brennender Bewunderung an ihren nackten Schultern, daß sie schnell ein Gewandstück umwarf, dessen Ärmel sie unter dem Kinn verknüpfte.

Unterdessen hatte der Lärm das ganze Schloß geweckt, von allen Seiten hörte man Türen schlagen und den Ruf: Es brennt! Es brennt! Die erschrockenen Insassen strömten allmählich alle in Donna Sols Gemach zusammen, aus dem die Mohrin sie umsonst zu entfernen suchte. Endlich erschien, von dem Lärm herbeigezogen, Don Ramon selbst, einen silbernen Kandelaber in der Hand, der die ganze Nacht an seinem Bett zu brennen pflegte, und fragte gebieterisch, was hier vorgehe. Der Koch begann zu erzählen, der Irre auf seine Weise ebenfalls, Donna Sol aber stützte sich halb ohnmächtig vor Schreck auf den Bettpfosten, denn beim hellen Licht der dicken Wachskerze in Don Ramons Hand hatte sie Fernandos Jacke erblickt, die noch über der Truhe hing, weil er keine Zeit mehr gefunden hatte, sie an sich zu raffen. Die Mohrin sah sie nun gleichfalls und gab sich alle Mühe, die Blicke des Marchese anderswohin zu lenken, indem sie heftig auf den Koch einzuschelten begann. Der Schutzgott der Liebenden kam zu Hilfe und ließ Don Jaime früher als alle anderen des gefährlichen Gewandstücks ansichtig werden. Im Glauben, daß es das seine sei, schoß er wie ein Blitz darauf zu, fuhr mit beiden Armen zugleich hinein, nahm seinen Spieß wieder auf und entglitt in die Dunkelheit. Auch der Koch und die anderen Dienstreute suchten auf Befehl des Herrn ihre Betten wieder auf. Dieser allein machte keine Miene sich zu entfernen, sondern blickte unverwandt auf die Reize, die der eilig aufgeraffte Umtwurf nicht ganz zu verhüllen

vermochte. Er begriff nicht, wie es zuging, daß ihre Schönheit, die bisher wie eine Blume im Schatten getrauert hatte, mit einmal so berauschend herrlich aufgeblüht war.

Donna Sol hielt ihre Augen wie schamhaft abgewendet, denn sie fühlte, daß sie ihren Glanz nicht dämpfen konnte, der den Rausch der Liebesstunde verriet, aber Don Ramon empfand ihn doch und bezog ihn auf sich selber.

Donna Sol, sagte er bebend, indem er auf sie zutrat, ein Narr hat Euch heut um Eure Nachtruhe gebracht, aber ein noch viel größerer Narr hat Euch solange eine Nachtruhe gelassen, die Eure Schönheit beleidigen mußte. Ich bin dem ersten Narren dankbar, daß er mir die Augen öffnete für ein solches Götterbild. Der zweite Narr legt sich heute zu Euren Füßen als ein reuig Liebender, der dieses Zimmer nicht verlassen wird, bevor er Eure Verzeihung erlangt und seine große Torheit in Euren Armen abgibt hat.

In dieser entsetzlichen Bedrängnis wußte sich Donna Sol keinen Rat, als daß sie einen hilfesuchenden Blick auf die Mohrin warf und mit einem plötzlichen Schrei in die Arme ihrer Vertrauten sank.

Geht, geht, um Gottes willen, wollt Ihr sie töten? schrie diese, die nicht auf den Kopf gefallen war, und wehrte die Hände ab, die sich mit ihr um die Bewußtlosgewordene bemühen wollten. — Ich beschwöre Eure Gnaden, das Zimmer zu verlassen, wenn Ihr nicht wollt, daß sie vor Euren Augen stirbt.

Aber was ist denn geschehen? Was habe ich ihr denn getan? fragte Don Ramon, dem das alles unverständlich war.

Was Ihr ihr getan habt? — Verachtet habt Ihr sie und verstoßen und ihre Jugend in ewiger Witwenschaft gehalten, da Ihr in all den Monden, seit sie Euer Weib geworden ist, keinen Blick für sie hattet. Wie soll das arme Herz den plötzlichen Übergang aus dem tiefsten Kummer in das höchste Glück ertragen?

Liebt sie mich denn so sehr? fragte Don Ramon erschüttert.

Die Mohrin verdrehte die Augen, daß nur noch das Weiße sichtbar war, um das Übermaß dieser Liebe auszudrücken, und sagte nur: Ob sie Euch liebt? O Ihr verblendeter Mann!

Da er ihr aber helfen wollte, den zuckenden Leib aufzurichten und auf dem Lager zu betten, stieß sie ihn erschrocken weg:

Ihr mordet sie. Seht ihr diese Herztöße nicht? Das ist der Tod.

Nun verlor Don Ramon völlig den Kopf. Er irrte trostlos durchs Zimmer und jammerte:

Sie stirbt, die süße Donna Sol, und kein Arzt zur Stelle!

Geht, geht. Wir brauchen keinen Arzt. Ich kenne diese Anfälle. Sie kommen bei jeder großen Gemütsbewegung, aber diesmal ist der höchste Grad erreicht. Da kann kein Arzt helfen, da hilft nur sich ausweinen und ruhen lassen. Wenn der Gegenstand ihrer Leidenschaft aus ihren Augen ist, wird sie sich fassen, und ich schwöre Euch, daß sie nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden wieder frisch und gesund sein wird und fähig die Annäherung eines Liebenden zu ertragen.

So brachte sie ihn dahin, daß er seine Kerze wieder aufnahm und nach tausend Verwünschungen über seine eigene Torheit und flehentlichen Bitten an die schluchzende Donna Sol sich zu beruhigen, weil künftig nichts zu ihrem vollen Glück fehlen solle, sich in seine Gemächer zurückbegab.

Als sein Schritt verhallt und die Thür hinter ihm verschlossen war, kam Fernando aus seinem Versteck hervor, wo er jeden Augenblick darauf gelauert hatte, hervorzuspringen und den Marchese zu erwürgen. Alle drei waren einig, daß Donna Sol keine weitere Nacht im Schloß verbringen dürfe, wenn er sein Kleinod vor den Händen des unrechtmäßigen Besitzers retten wollte. Sie entwarfen und durchdachten ihren Fluchtplan, bis er ihnen völlig reif und sicher schien. Dann brach Fernando auf und durchglitt die dunklen Gänge so leise, daß nicht einmal die Hunde erwachten.

Als er an der Küche vorüberkam, wo noch immer das Ampelchen der Muttergottes brannte, nahm er blitzschnell die Jacke des Narren mit, die noch über der Stuhllehne hing, so daß niemand etwas von dem Tausch ahnen konnte.

Des anderen Tages kam Don Ramon unzählige Male, sich nach dem Befinden seiner Gemahlin zu erkundigen, aber die Mohrin wußte ihn jedesmal geschickt durch das Vorgeben, daß Donna Sol schlafe und noch tiefer Ruhe bedürfe, zu entfernen. Sie machte ihm dabei so ergreifende Schilderungen von Donna Sols ausgestandenen Liebeschmerzen, daß er vor Reue zerschmolz und wie Wachs in den Händen der Vertrauten wurde, die ihm bald eine genesene, vergebende und noch immer liebeglühende Gattin zuzuführen versprach. So bändigte er seine Sehnsucht, um diesen glücklichen Augenblick nicht durch eine Unbedachtsamkeit zu verzögern. Auch Don Jaime und der Koch entgingen jeder Schelte wegen ihres unziemlichen Eindringens in das Schlafzimmer der Herrin, wodurch diese außerordentliche Wendung herbeigeführt worden war.

Der Seelenzustand des Schlossherrn blieb der Späherin Donna Dianas nicht verborgen, und jetzt hing Donna Sols Leben an einem Haar. Denn schon Don Ramons längeres Verweilen auf dem Schlosse widersprach dem zwischen ihm und seiner Geliebten geltenden Vertrag; Diana sandte heimlich Boten auf Boten, um von allen Vorgängen Kenntniß zu erhalten, und die Nachricht von Don Ramons häufigem Anklopfen an den Frauengemächern brachte ihre Eifersucht zum Rotglühen. Nur die Umsicht der Mohrin, die ohne von dem Pülverchen etwas zu wissen, bloß um die Täuschung besser durchzuführen, alle heraufgebrachten Speisen unverkostet zurücksandte und mit eigenen Händen für die Herrin etwas Krankenkost zubereitete, während sie selber in der Küche stehend einen Bissen aß, vereitelte den Anschlag. Als die Tagesglut vorüber war, kam Donna Sol, wankend vor Schwäche am Arm der Mohrin aus ihren Gemächern, um im Freien Luft zu schöpfen.

Die Gesellschaft der Edelfräulein lehnte sie als zu ermüdend ab, und auch der Hofmeisterin konnte sie sich glücklich erwehren, denn Don Ramon hatte Befehl gegeben, ihr in allem zu Willen zu sein, daß nichts ihre Genesung verzögere. Das Gesinde blickte ihr bedauernd nach, denn ihre Blässe schimmerte durch die Dämmerung, so geschickt hatte ihr die Mohrin das Gesicht mit feinem Reismehl bestäubt und eingerieben. Man sah die beiden den gewohnten Weg nach den Vignen einschlagen, die sich sachte den Berghang hinunterzogen. Aber es war das letztemal, daß die Augen der Dienerschaft die junge Herrin erblickten.

Erst spät am anderen Vormittag, als die aufwartenden Mägde auf wiederholtes Klopfen und Anrufen keine Antwort erhielten, und man die Zimmer Donna Sol's leer fand, wurde ihr Verschwinden ruckbar. Man wußte nicht, wie sich zu der Sache stellen, denn man nahm an, daß der Herr, dessen Irrwege allen bekannt waren, selber ihre Entfernung veranlaßt habe. Dieser, den die Mohrin noch kurz vor ihrem Weggang in völlige Sicherheit gewiegt hatte, erschrak bei der Nachricht in den Tod; er fürchtete einen Gewaltstreich Dianas. Er sandte seine Leute in der ganzen Nachbarschaft umher, nach Donna Sol zu forschen, er selber suchte mit den Hunden, denen er zuvor ein Gewandstück der Vermissten unter die Nase gehalten, die nächste Umgebung ab. Die Hunde rannten bellend nach der Vigne, schossen dort hin und her und endlich auf die Landstraße hinaus, machten aber alle schnobernd an ein und derselben Stelle halt, winselten wie um anzuzeigen, daß sie am Ende ihrer Spürkraft seien, und schnüffelten sich wieder in die Vigne und ins Schloß zurück. Fernando, der an alles dachte, hatte nämlich an der Stelle, wo der Weg sich gabelte, das junge Weib auf den Arm genommen und eine weite Strecke getragen, weil er wohl wußte, daß die Hunde nur auf die Spur der Füße wittern. Und Don Ramon, dessen Licht nicht allzuweit reichte, hatte versäumt, sie auch auf die Fährte der Mohrin zu hegen. Auch seine Abgesandten brachten keine Nach-

richt von der Verschwundenen mit. Nur ein Bauer, der in der Dämmerung mit einem neugekauften Ochsen des Wegs gekommen war, meinte, zwei Frauen, von denen die eine ihm als dunkelfarbig erschien, im Gespräch mit Don Jaimé gesehen zu haben.

Man befragte diesen. Aber der Armste war seit dem bewaffneten Zusammenstoß mit dem Doppelgänger verwirrter als je und oben-
drein verängstet, sodaß sein ganzes Wesen einen verdächtigen Eindruck machte. Er gab zu, Donna Sol gesehen zu haben, doch war aus seinen verdrehten Reden nichts zu entnehmen, als daß Don Jaimé sie weggetragen habe. Und daß Don Jaimé sehr böse sei, wenn er den Degen ziehe. Immer siedender stieg die Angst in Don Ramons Seele auf, Donna Diana habe sich des unglücklichen Irren bedient, um die gefährlich werdende Nebenbuhlerin zu beseitigen. Er fragte die Gebilde seiner Furcht in den geisteschwachen Bruder hinein und wieder aus ihm heraus, denn jener konnte die beiden Begegnungen mit dem Doppelgänger schon nicht mehr auseinander halten, und seine wilden Arm-
bewegungen, durch die er den Kampf mit dem Gefährlichen auszu-
drücken suchte, wurden von Don Ramon als mimische Darstel-
lungen des Mordes an Donna Sol und ihrer Dienerin aufge-
faßt. Als er gar in plötzliche Tränen ausbrach und schluchzend wiederholte:

Donna Sol — nicht mehr da — Don Jaimé schlimm — schlimm!
bestärkte sich in Don Ramon immer mehr die schreckensvolle An-
nahme, der Irre habe die beiden Frauen erschlagen und halte die
Leichen irgendwo an unzugänglicher Stelle unter Geröll und
Buschwerk versteckt. Er sperrte den Unglücklichen ein und befahl
dem Gesinde strengste Verschwiegenheit über dessen geheimnis-
vollen Reden an, aber das Gerücht von diesen Vorgängen kam
dennoch aus, und da der d'Almeyda als Ausländer und seines
hochmütigen Wesens halber unbeliebt war, stand man nicht an,
ihn der Mitschuld zu bezichtigen. Bis zu den Ohren des Vize-
königs von Sizilien, der in Palermo Hof hielt, drang das Gerede,

Don Ramon d'Almeyda habe seiner Buhlerin zuliebe die ange-
traute Gemahlin mit Hilfe eines geisteschwachen Bruders aus
dem Wege geräumt, worauf der kaiserliche Statthalter eine strenge
Untersuchung anordnete. Und jetzt wäre Don Ramon und mit
ihm die erschrockene Donna Diana übel gefahren, hätte nicht ein
Schneidermeister die Anzeige erstattet, daß er ganz kurz vor dem
Verschwinden der Marchesa d'Almeyda für einen Fremden einen
Anzug habe fertigen müssen, der in Schnitt und Farbe ganz genau
mit den Kleidern Don Jaimés übereinstimmte, und daß der
Fremde darin dem bedauernswerten Herrn zum Verwechseln ähn-
lich gesehen habe. Jetzt erinnerten sich auch einige Hafenarbeiter,
daß ihnen am Tage, wo Donna Sol verschwand, drei Mönche
mit tief ins Gesicht gezogenen Kapuzen aufgefallen waren, die
sich auf einem nach Kalabrien bestimmten Lastschiff eingeschiff-
t hatten. Der kleinste von ihnen habe aber sein Gesicht nicht so
weit unter der Kapuze verstecken können, daß man ihn nicht als
einen Schwarzen erkannt hätte, was jedoch den Leuten nicht ver-
dächtig erschien, da in jener Zeit viele Ungläubige zum Christen-
tum übertraten.

Don Ramon ließ das langsam fahrende Lastschiff verfolgen, aber
dieses hatte schon an seinem Bestimmungsplatz angelegt, wo die
drei Mönche ausgestiegen waren. Dort endeten die Spuren, und
alles Nachforschen, wohin die drei sich gewandt, blieb vergeb-
lich. Einer von ihnen hatte den Matrosen auf der Überfahrt erzählt,
sein schwarzer Mitbruder sei von Kaiser Karl in Tunis gefangen,
bekehrt und getauft worden, und das Christentum habe an ihm
einen so feurigen Bekenner gefunden, daß er in den Orden des
heiligen Franziskus eingetreten sei, um seine großen gegen das
Kreuz begangenen Frevel zu sühnen. Aber reden konnte man nicht
mit ihm, da er der Landessprache nicht mächtig war und nur
immerzu den Rosenkranz betete, wie auch der kleinere von den
zwei weißen Brüdern die Augen nicht von seinem Brevier erhob
und keine Silbe sprach. Die Verfolger konnten nicht zweifeln,

daß von den beiden verschwundenen Frauen und ihrem Entführer die Rede war, aber wer dieser gewesen und wohin er sie gebracht, darüber vermochten sie keine Aufklärung zu schaffen. Doch genügten diese Entlastungsgründe, um das gegen den d'Almennda eingeleitete Verfahren rückgängig zu machen.

Erst einige Monate später erhielt der Marchese ein sehr förmliches, mit den Floskeln des Zeitstils geschmücktes Schreiben seines Rechtsanwalts:

Don Fernando di Mendoza sendet Don Ramon d'Almennda seinen Gruß.

Hochedler, erlauchter, wie ein Bruder zu verehrender Herr! Euer Gast hat die Lehren Eurer Erfahrung beherzigt und ist in das Gemach gelangt, wo das Kleinod seiner Seele wohnte. Er hat nur an sich genommen, was ihm von je gehörte, denn Donna Sol war ihm verlobt, bevor sie geboren war, und wurde schon in Kindertagen mit ihm vermählt. Er hat nicht Worte genug Euch zu danken, daß Ihr den köstlichen Schatz unberührt für seinen rechtmäßigen Eigentümer aufbewahrt habt.

Wollt Ihr wegen der Entführung einen Rechtsstreit beginnen, so steht es Euch frei, aber als Euer Anwalt kann ich Euch dazu nicht raten. Es würden da Dinge zur Sprache kommen, die Euch unlieb zu hören sein möchten. Auch dürfte Seine Apostolische Majestät Kaiser Karl V. sowie sein Statthalter, der erlauchte Don Ferrante Gonzaga, nicht gerne vernehmen, wie wenig Ihr das Geschenk seiner Huld zu schätzen wußtet. Indem ich aufrichtig Euer Bestes suche, schlage ich Euch vor:

Ihr behaltet den Teil von Donna Sols Mitgift, der Euch schon ausbezahlt wurde, und tretet einem Scheidungsgeſuch an den Heiligen Vater bei, der gern eine zweite, nur zum Schein bestandene Ehe auflösen und die zuerst beschworene, unterdessen de facto vollzogene, bestätigen wird. Als Anwalt, der Euren Vorteil wahrnimmt, kann ich Euch nur zu diesem Vergleiche raten, wodurch Ihr einer unbequemen Fessel ledig und aus einer Lage,

die keinen Ausgang hatte, befreit werdet. Als Edelmann bin ich Euch aber auch zu jeder anderen Genugthuung, die Ihr fordern könnet, erbötig. Bis zum Austrag bleibt Donna Sol in sicherer Bewahrung, wo ihr Ruf nicht leidet und wo weder Eure noch ihrer Eltern Macht hinreicht.

Den trefflichsten aller Hunde sende ich Euch durch eine sichere Person zurück. Ihr hattet recht, daß er keinem neuen Herrn gehorcht, und ich bin seiner nicht mehr benötigt, seitdem mein Ziel erreicht ist.

Indem ich Euch dem ferneren Schutze Gottes und mich Eurer Gunst empfehle, verbleibe ich immerdar Euer Herrlichkeit Diener

Don Fernando di Mendoza.

Don Ramon, dem über dem ausgestandenen Schrecken das jähe Liebesfieber für Donna Sol schon längst vergangen war, gab sich mit dem Geld und der wiedererlangten Freiheit zufrieden. Er ehelichte seine Geliebte, die nach den Ängsten der gegen sie eingeleiteten Untersuchung viel von ihrem hochfahrenden Wesen aufgegeben hatte, und entzog sich den Sticheleien der Catanier, indem er nach seiner spanischen Heimat zurückkehrte.

Don Fernando, der mit Glanz die Streitsache gegen seinen nunmehrigen Schwiegervater gewann, wurde in jungen Jahren zu der obersten Richterstelle im Land berufen, wo er das Recht beschützte und den Verbrechern furchtbar war, und er lebte hochgeehrt und glücklich an der Seite Donna Sols, die ihm die schönsten und trefflichsten Kinder schenkte.

M ä r c h e n

100

Der geborgte Heiligenschein

Es war einst ein gar kurioser alter Heiliger, der wohnte in einem hohlen Baum und lebte nur von Heuschrecken und wildem Honig. Er war so fromm, daß er immer barfuß ging und nichts auf dem Leibe trug als einen halbzerfetzten härenen Mantel gleich wie einst Johannes der Täufer in der Wüste getragen; sein einziger Besitz war ein großer wunderschöner Heiligenschein, den hielt er auch über alles und pflegte ihn durch häufige Bußübungen und Enthaltbarkeit von aller Weltlust also, daß er immer besser gedieh. Sein größtes Vergnügen war, an schönen Sommertagen durch Wald und Feld damit spazierenzugehen und ihn so recht lustig in der Sonne glänzen zu lassen; kam er dann an ein Bächlein oder an eine Pfütze, so auf der Straße blinkte, so blieb er auch gern einmal stehen und bespiegelte sich darin. Dabei war er aber gar nicht hochmütig gegen andere Sterbliche, sondern wenn der Geringste vor Gott und Menschen an ihm vorüberging und ihn ehrfürchtig grüßte, so legte er immer freundlich dankend die Hand an seinen Glorienschein, denn einen Hut besaß er nicht und wollte auch keinen, und weit und breit pries man seinen gottseligen Lebenswandel und die Demut, wodurch er dieses köstliche Kleinod erworben hatte.

So erging er sich auch eines Tags in erbaulichen Betrachtungen auf der Landstraße, als er von weitem Staub aufwirbeln und einen Trupp Söldner mit blinkenden Hellebarden heranmarschieren sah. Voraus gingen Musikanten, die bliesen einen gedämpften Marsch, darauf kamen einige Ratsherren mit langen Mänteln und würdevollen Gesichtern, und diesen folgte, von den Kriegs-

leuten umschlossen, ganz mit Ketten beladen und mit niedergeschlagenen Augen, ein armer Sünder, der zum Richtplatz geführt wurde. Von der Stadt her läutete unablässig das Armesünderglöcklein, und eine große Menge Reugieriger lief hinter dem Zuge drein. Als sie an dem Heiligen vorüberkamen, warf sich der arme Sünder auf die Knie und bat ihn gar demütig und herzbewegend um seinen Segen auf den schweren Gang. Die Kriegsleute blieben stehen und machten ehrfürchtig Platz, der Heilige aber trat auf den armen Sünder zu, legte ihm beide Hände aufs Haupt und sagte: Stehe auf, mein Sohn! Deine Sünden sind dir vergeben. Ich nehme sie von dir im Namen dessen, der da Kraft hat zu binden und zu lösen. Ziehe hin in Frieden und gehe ein in die ewige Herrlichkeit.

Dabei machte er das Zeichen des Kreuzes über ihn und wollte sich entfernen. Jener aber umflammerte seine Knie und sagte: O heiliger Vater, ich fühle mich kraft Eures Segens von allen Sünden reingewaschen und so unschuldig wie ein neugeborenes Kindlein. Nun Ihr aber solche Verwandlung in mir bewirkt habt, so flehe ich Euch an bei Gottes Barmherzigkeit, mir nunmehr auch vom Galgen zu helfen; denn nimmermehr geschehe es, daß schuldloses Blut vergossen und ein Gerechter dem Henker überantwortet werde.

Da wurde der Heilige nachdenklich und sagte:

Was willst du, daß ich für dich tun soll? Habe ich doch keine Macht über deine Schergen.

Entgegnete der Delinquent in flehendem Ton:

Frommer Vater, wenn Ihr mir nur auf ein halb Stündchen Euren Heiligenschein borgen wolltet, so glaube ich, daß mir doch noch könnte geholfen werden.

Da ließ sich der Heilige von ihm mit den äußersten Eiden geloben, daß er ihm alsbald nach wiedererlangter Freiheit sein kostbar Kleinod zurückgeben wolle, und sollte der Heilige bis zu seiner Rückkehr auf der Straße warten.

Alsdann sagte er:

Wohlan, du sollst ihn haben, und geschehe dir, wie du geglaubet hast.

Hierauf setzte sich der Zug in Bewegung. Als sie nun auf dem Richtplatz angekommen waren, wo der Galgen aufgerichtet stand und auch viel Volk versammelt war, da ward zuerst nach aller Form Rechtens das Urtheil verlesen, und ein Rathsherr zerbrach ein schwarzes Stäblein. Alsdann griffen zwei Henkersknechte den armen Sünder unter den Armen und waren ihm behilflich, die Leiter zu besteigen. Als er aber hoch oben stand, daß er weithin allem Volk sichtbar ward, da erscholl plötzlich ein lauter, tausendstimmiger Schrei aus der versammelten Menge. Die Henker ließen die Arme sinken, die Rathsherren zogen fürsichtig ihre Brillen aus den Futteralen und setzten sie auf die Nasen, um besser zu sehen, und die Menge begaffte sprachlos vor Staunen das Wunder, welches hier geschehen war. Denn um das Haupt des Sünders schwebte in mildem, aber weithin glänzendem Licht der prächtigste Heiligenschein, den die Sonne beschienen hatte, seit die zwölf Apostel heimgegangen waren.

Einige Minuten lang blieb alles still, dann erhob sich zuerst ein leises Murmeln unter dem versammelten Volk, wie wenn ein säufelnder Windhauch durch die Blätter streicht, es schwoll aber lauter und lauter und ward zum tobenden Orkan.

Gott hat ein Wunder getan, schrien sie von allen Seiten. Auf, duldet nicht, daß das Blut des Gerechten vergossen werde. Herunter von der Leiter, herunter mit dem heiligen Mann, schlägt die Richter tot und führt ihn nach Hause!

Die Vordersten stürmten die Sprossen hinan, huben den armen Sünder von der Leiter herab, luden ihn auf ihre Schultern und trugen ihn, während die andern sich nachdrängten, unter lautem Jubel den kürzesten Weg in die Stadt zurück. Die Richter und Amtspersonen aber, soweit es ihnen nicht gelang, sich durch die Flucht zu retten, wurden von der empörten Volksmasse totge-

schlagen, und die Soldaten, die gegen die Überzahl nichts ausrichten konnten, zogen sich eiligst in geschlossener Reihe zurück.

Sobald der König Kunde von dem Vorgefallenen erhielt, schickte er ein ganzes Regiment Soldaten aus und ließ die Menge mit gefällten Hellebarden auseinanderreiben und den vom Galgen Befreiten vor sich bringen. Lange betrachtete er mit Staunen den schönen Heiligenschein, dann sagte er:

Obschon du ein abgefeimter Erzhalunke gewesen bist, so will ich, da Gott sichtbarlich ein Mirakel an dir vollbracht hat, nicht auf deine Bestrafung dringen. Ich bestätige dir also deine Begnadigung mit dem Beding, daß du den schönen Heiligenschein, der auf deinem ruchlosen Schädel ohnedies eine Gotteslästerung wäre, mir überlässest.

Da dankte der arme Sünder dem König für seine Gnade, riß sich den Schein vom Kopf, legte ihn mit untertänigster Miene dem König zu Füßen und machte sich eilig davon.

Da er sich aber ohne Schein nicht mehr getraute, dem Heiligen vor die Augen zu treten, so verließ er in aller Stille die Stadt und wurde nicht lange darauf über der Grenze festgenommen, als er eben im Begriffe stand, einem jüdischen Geldwechsler durchs Fenster seine Aufwartung zu machen, worauf denn auch richtig die unterbrochene Vermählungsfeier mit Seilers Tochterlein noch nachträglich unter den üblichen Zeremonien an ihm vollzogen wurde.

Noch ehe sich dieses alles begab, hatte sich im Lande ein erbitterter Streit entsponnen. Die Räte des Königs hielten es nämlich für schicklich, seinem unlängst verblichenen Lieblingshunde ein großartiges Mausoleum zu errichten, und wollten zu diesem Zweck dem Lande eine neue Steuer auflegen. Da aber bereits alles, was ging, flog oder kroch, seine Abgaben bezahlte, auch alle Besitztümer, Gewerbe, Lebensmittel und Luxusgegenstände mit Einschluß von Frauen und Kindern nach Gebühr versteuert waren, so sahen sich die Herren von der Regierung in einiger Verlegenheit, bis ein kluger Kopf den Vorschlag machte, daß

jeder nach Maßstab seiner Größe für soviel Luft, als er mit seinem Körper verdränge, jährliche Taxe zahlen solle.

Darüber murrte nun das Volk, und die Längsten schrien am lautesten. Es war aber unter den Volksvertretern eine Partei, die sich die liberale Opposition nannte und ihre Nase in alles steckte. Diese machte dem guten König und seinen Räten schon lange das Leben sauer und schlug auch jetzt richtig wieder Lärm gegen die Luftsteuer. Das Volk versammelte sich vor dem Palast und drohte die Fenster einzuwerfen, wenn nicht der König selbst herauskomme und verspreche nachzugeben. Da warf der König seinen Purpurmantel um, setzte die Krone auf, stülpte den Heiligenschein darüber und zeigte sich so seinem Volk. Bei diesem Anblick sahen sich die Leute betroffen an und sanken dann alle wie auf einen Schlag auf die Knie. Nun kamen auch die Priester und redeten ihnen ins Gewissen, wie sie hätten auf die Schreier hören und einen so guten König durch offenen Ungehorsam kränken können. Da ergrimnte das Volk gegen seine Rädelsführer, es zog die Liberalen hervor und steinigte sie. Die Luftsteuer wurde nun genehmigt und unter dem lauten Jubel des Volks ein prachtvolles Mausoleum, sowie ein Standbild zu Ehren des Verbliebenen beschlossen. Von da an wurde auch das Einvernehmen zwischen dem guten König und seinen Landeskindern nicht mehr gestört. So oft er sich mit seinem Heiligenschein zeigte, fiel das Volk auf die Knie und pries Gott, daß er ihnen einen Heiligen zum König gegeben hätte. Der Monarch aber legte seinen Heiligenschein nicht mehr ab, sondern behielt ihn, damit er ihm nicht entwendet würde, sogar nachts im Bette auf, wobei er ihm zugleich als Nachtlicht diente.

So lag er auch einmal im Bett und konnte lange nicht einschlafen, weil ihn ein ärgerlicher Gedanke beunruhigte. Er hatte nämlich in früherer Zeit, als noch die liberale Opposition ihr Wesen trieb, gegen seinen Willen und bessere Einsicht ein Gesetz durchgehen lassen müssen, wonach jedem seiner Untertanen verstattet sein sollte,

sich nach Belieben die Nägel wachsen zu lassen, was bisher ein ausschließliches Vorrecht des Hofes und des höchsten Adels gewesen war. Dies verdroß den König sehr, und da ihm der Gedanke gar keine Ruhe ließ, stand er auf, warf einen Schlafrock über, nahm ein Federmesser zur Hand und ging, von seinem Schein geleitet, ganz leise hinüber in das Staatsarchiv. Dort radierte er in dem Gesetzbuch die betreffende Stelle aus und legte sich dann beruhigt wieder schlafen. Aber, o Schreck! als er am Morgen aufstand und sich ankleiden wollte, um eine große Audienz zu geben, da fand sich's, daß der Heiligenschein an mehreren Stellen ganz trübe geworden war. Der König war in der größten Verlegenheit; mit einem angebunkelten Heiligenschein konnte er sich seinem Hof und Volk nicht zeigen, das wäre nicht nur gegen alle Etikette gewesen, sondern hätte auch seiner Popularität geschadet. Er rief daher den Kammerdiener, der sich lange abmühte, mit Puzpulver den Fleck zu entfernen. Als aber alle Mühe nutzlos blieb, brachte er den Schein heimlich zum Goldschmied und trug ihm im Namen des Königs auf, bei Strafe seines Lebens binnen zwei Stunden den früheren Glanz wiederherzustellen. Der Goldschmied versuchte nun sein Äußerstes; als aber kein Mittel seiner Kunst anschlug, schleppte er Zangen, Blasebälge und allerlei Handwerkszeug herbei und verfertigte bei geschlossenen Türen einen neuen Heiligenschein aus feinstem Gold, der dem ersten täuschend nachgebildet war. Der Goldschmied war aber ein großer Meister seiner Kunst, und als das Werk vollendet war, hätte der Heilige selbst nicht mehr auf den ersten Blick unterscheiden können, welches der echte sei. Dann trug er sein Meisterstück in den Palast, wo er noch gerade rechtzeitig vor Eröffnung der großen Audienz ankam. Der König bezahlte ihn aufs freigebigste, setzte sich dann eigenhändig den falschen Heiligenschein aufs Haupt über die Krone und schritt zur Versammlung. Niemand merkte etwas von dem Tausch, die Untertanen empfingen ihn wie gewöhnlich mit Jubel und hatten auch kein Arg dabei, als später die Gesetzes-

boten kamen und dem ganzen Volk die Nägel schnitten. Der König regierte mit dem falschen Heiligenschein in Frieden weiter, und sein Volk war glücklich. Der Goldschmied aber, der immer noch vor Entdeckung zitterte, entwich heimlich mit seinem vielen Gelde und führte den echten Heiligenschein im Felleisen mit sich. Mittlerweile hatte der rechtmäßige Besitzer viele Wochen lang Tag für Tag auf der Landstraße gewartet, daß der arme Sünder kommen und ihm sein Eigentum zurückerstatten solle. Als alles Warten erfolglos blieb, konnte er schließlich nicht anders glauben, als der Delinquent sei trotz seines Scheines gehängt worden und habe denselben als Freikarte in den Himmel benutzt. Da ging er sehr betrübt von dannen, stellte auch keine weiteren Nachforschungen an, sondern kehrte wieder in die Wildnis und in seinen hohlen Baum zurück. Es blieb ihm keine Hoffnung mehr, als durch noch größere Frömmigkeit und verdoppelte Bußübungen sich einen neuen Schein zu erwerben und denselben allmählich wieder zu der Größe und dem Glanz des ersten heranzupflegen. Hatte er vorher schon streng gefastet, so aß er jetzt gar nichts mehr, und statt des harten Bodens, auf dem er sonst zu schlafen pflegte, hielt er jetzt auf spitzen Kieseln und Brennesseln, die er zu diesem Zweck sammelte, seine Nachtruhe. Jeden Morgen ging er an den Bach, nicht um sich zu waschen, denn dadurch hätte er das junge Wachstum zerstört, sondern um sich in seinem Spiegel zu überzeugen, ob der neue Trieb noch nicht zu sprossen beginne. Aber ach, noch ehe die jungen Schößlinge sich zeigten, hatten Hunger und Entkräftung ihr Werk vollendet: der arme Heilige war seinen Übungen erlegen.

Zaghaft und niedergeschlagen erschien er vor der Türe des Paradieses; denn er wußte nicht, wie er sich vor dem höchsten Richter wegen des abhanden gekommenen Heiligenscheines verantworten sollte. Er erzählte dem Pförtner den ganzen Handel, soweit er ihm selbst bekannt war, und bat ihn um Rat. Dieser zog die Stirne kraus und fand die Sache bedenklich, um so mehr, als

man höheren Ortes gegenwärtig gar nicht gut gelaunt sei wegen des vielen Kriegs und Haders auf der Erde, versicherte auch, keinen armen Sünder gesehen zu haben, der mit einem Heiligenschein Einlaß begehrte. Riet daher dem Heiligen, lieber bei ihm im Thorwarthäuschen zu bleiben und ihm seines Amtes warten zu helfen, bis daß sich der Mann, so den Heiligenschein unterschlagen, mit demselben an der Himmelstür einstellen würde, alsdann wolle er dem Heiligen schon zu seinem Rechte verhelfen.

Des war der andere zufrieden: er hielt sich ganz still in des heiligen Petrus Behausung und nahm mit ihm des Psörtneramtes acht, und sie hatten beide Feiertage; denn es gab dazumal viel Kampf und Mord auf der Erde, und obwohl der Tod reiche Ernte hielt, so waren doch nicht viele, die den Weg herauf fanden.

So verstrichen Tage und Jahre, und immer noch saß der arme Heilige in des Petrus Turmstübchen und verzweifelte allgemach in seinem Herzen, ob es ihm je vergönnt wäre, in die ewige Herrlichkeit einzugehen. Da wurde eines Tages heftig und ungestüm an der Klingel gerissen, und als Petrus und sein Gehilfe den Kopf zum Fenster hinausstreckten, da stand unten ein Haufe Hofbedienter, die in großer Eile zu sein schienen, und hatten jeder einen roten Streifen um den Hals, auch wackelten ihnen die Köpfe gar verdächtig zwischen den Schultern, gleich als wären sie nimmermehr angewachsen, sondern nur in Eile aufgesetzt. Diese erklärten auf Befragen, sie seien die Abgesandten eines reichen und mächtigen Königs und von ihrem Gebieter vorausgesandt, um seine Ankunft zu melden und eine abgesonderte Loge für ihn im Himmel zu verlangen. Petrus ließ jedem von ihnen ein Gläschen Wein zur Stärkung reichen und hieß sie dann warten, bis ihr Herr käme.

Dieser erschien denn auch in Bälde, umgeben von den Obersten seiner Leibwache, welche alle hatten ihr Leben lassen müssen, um dem König ein stattliches Geleite bis vor das Thor des Himmels zu bilden. Er selbst trug statt der Krone, die er seinem Nachfolger

zurückgelassen hatte, einen glänzenden Heiligenschein auf dem Haupt, bei dessen Anblick sich Petrus tief verneigte, während sein Gefährte mit dem Ruf Diebe! Diebe! auf den König zustürzte und ihm den Schein vom Kopfe riß. Es entspann sich nun ein erbitterter Kampf, in den sich eben auch die Trabanten des Königs mischen wollten, als Petrus dazwischen trat und Ruhe gebot. Er nahm hierauf den Gegenstand des Streites, den unser Heiliger für sein ihm gestohlenen Eigentum erkennen wollte, an sich und gebot beiden Ruhe zu halten, da sich die Sache bald entscheiden müsse. Er erklärte ihnen nun, daß jeder ins Paradies einlaufende Heiligenschein einer Kommission von Sachverständigen vorgelegt werde, die zuvörderst seine Echtheit beglaubigen müsse, wonach dann erst die Annahme erfolge. Hierauf begab sich Petrus mit dem Schein in das Paradies, während die beiden Anwärter klopfenden Herzens auf den Urteilspruch warteten. Es dauerte nicht lange, so kam Petrus zurück und brachte die Nachricht, daß die hohe Heiligenscheinprüfungs-Kommission die Ansprüche beider abgelehnt habe, da der Schein (wie wir bereits wissen) überhaupt nicht echt gewesen und bei der Untersuchung bis auf den letzten Strahl zerschmolzen sei.

Der König zog grollend ab und begab sich vor das große Höllenportal, wo er übrigens gleichfalls abgewiesen wurde, da zur Zeit kein seinem Rang gebührender Platz frei war. Dagegen wurde er im Fegfeuer, wohin ihm der arme Sünder vorangegangen war, standesgemäß untergebracht.

Was aber war inzwischen aus dem echten Heiligenschein geworden?

Der Goldschmied hatte sich nach manchem Irrsal auf seiner Flucht endlich nach Paris gewendet, wo er bald einer lustigen Gesellschaft in die Hände fiel, die sich und ihm mit seinem Geld gute Tage machte. Auch schöne Mädchen fanden sich ein, es wurde gezecht und jubiliert, und immer, wenn die Wogen der Freude am höchsten gingen, holte er seinen Heiligenschein hervor

und setzte ihn unter allgemeinem Beifallsgeschrei aufs Haupt. So geschmückt, durchtobte er die Nächte, und wenn er am feuchten, nebelgrauen Morgen den Heimweg suchte, so leuchtete ihm noch sein Heiligenschein nach Haus.

Aber lange konnte er es so nicht treiben, sein Geld ging zur Neige, ihn selbst ergriff eine schwere Krankheit. — Da lag er im Spital und begehrte dringend zu beichten. Ein frommer Pater willfahrte seinem Wunsch und nahm seine reumütigen Bekenntnisse entgegen, nicht nur über seinen schlechten bisher geführten Lebenswandel, sondern auch über die unrechtmäßige Erwerbung des Heiligenscheins. Über diese Missethat entsetzte sich der Pater sehr, wollte auch die Sünde nicht eher vergeben, als bis der Kranke sich bußfertig des gestohlenen Gegenstandes entäußert hätte, den er selbst in Verwahrung zu nehmen versprach. Dann empfahl er ihm noch strenge Verschwiegenheit und erteilte ihm endlich die Absolution. Was aus dem Goldschmied weiter auf Erden geworden, wissen wir nicht zu sagen, der Heiligenschein aber wanderte in die Hände des Geistlichen. Der Pater gebrauchte ihn, um sich als Beichtvater im Haus einer vornehmen Dame einzuführen, die von ihrem eifersüchtigen Gatten in strenger Aufsicht gehalten wurde. Der Heiligenschein aber entwaffnete jeden Argwohn und brachte die Dame in den Ruf der größten Frömmigkeit. Später mußte ihr sogar der Pfaffe den Schein abtreten, und als die Dame nach Jahren im Geruch der Heiligkeit zu sterben kam, da schenkte sie ihn auf dem Totenbett ihrem letzten Verehrer, einem schönen, aber etwas leichtsinnigen Baron, zum Andenken. Dieser trug ihn öffentlich, und wenn er damit auf seinem feurigen englischen Rappen vor den Fenstern der Schönen paradierte, so liefen die Gassenjungen lärmend herbei und baten um seinen Segen.

Leider trieb der Baron großen Aufwand und hatte viele Schulden, die er nicht zu bezahlen gedachte. Seine Gläubiger aber dachten anders, und als er ihren gerechten Wünschen kein Gehör schenkte,

da erschienen sie mit den Dienern des Gesetzes, seine Güter kamen unter den Hammer, und all sein Besitz, soweit er ihm nicht durch gesetzliche Bestimmungen gesichert war, fiel in die Hände der Wucherer. Ein Jude aber, der ein spekulativer Kopf war, erklärte gegen Abtretung des Heiligenscheins auf Bezahlung zu verzichten. Der Baron nahm sich den Verlust seiner Habe nicht weiter zu Herzen; lachenden Mundes sah er auch noch den Heiligenschein in die Hände des Sohnes Isaaks übergehen, er verschleuderte, was ihm noch geblieben war, und wurde bald darauf im Duell erschossen. Der Jude aber gründete ein Bankgeschäft unter der Firma „Heiligenschein und Cie.“, dessen Kredit, auf einen solchen Namen gestützt, schnell ins Unabsehbare wuchs. Alle Spekulationen glückten, und in Bälde war der Ruf der Firma so fest gegründet, daß der Besitzer nicht mehr des Heiligenscheins bedurfte. Er nahm ihn daher vom Kopf und legte ihn beiseite, um ihn für etwaige kritische Fälle zu schonen. Daran tat er auch sehr wohl; denn der Heiligenschein, der schon bei seinem letzten Besitzer stark angedunkelt, aber doch immer noch von einzelnen lichten Strahlen durchschossen war, hatte sich in den Händen des Juden in kurzem vollends so getrübt, daß er kaum mehr kenntlich war. Die Firma florierte also, der Bankier aber, der sich ein stattliches Bäuchlein angemästet hatte, zog sich eines Tages eine Indigestion zu, an deren Folgen er starb. Auf sein Geheiß mußten ihm die Seinigen den inzwischen ganz schwarz gewordenen Heiligenschein anlegen, und mit diesem versehen begab er sich geradeaus vor die Pforte des Paradieses.

Gott meiner Väter! rief Petrus, als er seiner ansichtig ward, und klatschte vor Freuden in die Hände. Gott meiner Väter! wie hat sich unser Stamm so rein erhalten! Sei willkommen, Rose von Zion, und zeig' mir deinen Erlaubnisschein; denn du weißt, daß ohne diesen keiner von unserem Geschlechte hereinkommt.

Da wies der Jude stolz auf seinen Heiligenschein, und Petrus setzte seine Brille auf, mit deren Hilfe es ihm auch gelang, einen dunklen

Reiß auf dem Kopf des Juden zu entdecken. Da er aber seit dem letzten Vorfall gegen Heiligenscheine mißtrauisch geworden war, sagte er:

Ist er denn auch echt? Er sieht nicht aus, als ob er auf deinem Kopf gewachsen wäre.

Wie heißt echt? schrie der Jude zornig. Kostet er nicht zwanzigtausend Karlin? Hab' ich ihn nicht an Zahlungsstatt von dem jungen Baron genommen?

Da nahm Petrus den Schein und trug ihn eigenhändig zur Prüfungscommission. Als er zurückkam, sagte er:

O Landsmann, deine Aktien stehen schlecht! Der Schein hat sich zwar als echt erwiesen, aber die Commission erklärt, er sei nicht nur durch viele Sünden ganz geschwärzt, sondern überdies für deinen Kopf viel zu eng. Ich rate dir, dich ganz in der Stille davon zu machen und zu sehen, ob du anderwärts unterkommst.

Das ließ sich der Jude nicht zweimal sagen, und noch ehe Petrus ausgesprochen hatte, war er schon verduftet.

Jetzt wurde aber unser Heiliger mit großer Eile vor Gottes Thron gerufen; denn die Heiligenscheinprüfungscommission hatte inzwischen herausgebracht, auf wessen Kopf der fragliche Schein gewachsen sei, und hatte allerhöchsten Ortes einen Bericht darüber vorgelegt. Er kam, warf sich auf die Knie und bekannte aufrichtig, auf welche Weise er um sein Besitztum gebracht worden war. Da sprach der Herr mit ernstem Gesicht:

Du hast unrecht getan, mein Sohn, dich der Gabe zu entäußern, die ich dir verliehen. Mit diesem geschwärzten Schein kannst du hier oben nicht bleiben. So gehe hin und büße, bis dein Schein im Feuer der Läuterung seinen alten Glanz wieder erhalten hat.

Da zog unser Heiliger betrübt von dannen, und nachdem er von Petrus Abschied genommen, begab er sich vor das Thor des Fegefeuers.

Nun ist aber das Fegefeuer keineswegs, wie Dante meinte, ein Berg mit stufenweisen Kreisen, sondern ein durchbrochener, unter-

irdisch geheizter Kof, durch dessen Öffnungen der Dampf zieht, und seine Wirkung ist der eines russischen Dampfbades ähnlich. Durch den starken Schweiß werden zuerst alle schlechten Elemente ausgeschieden, dann wird durch gesteigerte Heizung der Sünder, der zuerst ganz schwarz gewesen, allmählich zum Rot- und schließlich zum Weißglühen gebracht, was die letzte Stufe der Läuterung bedeutet.

Als sich die Pforte hinter unserem Heiligen geschlossen hatte, und er in dem starken Dampf allmählich zu unterscheiden begann, da fand er inmitten einer großen Gesellschaft einen alten Bekannten, nämlich den armen Sünder, durch den er um seinen Heiligenschein gekommen war. Dieser begrüßte ihn hocheifreut und stellte ihn seinen Schicksalsgefährten vor; denn hier hatten sich alle, die an dem Handel mit dem Heiligenschein beteiligt waren, zusammengefunden: der Dieb, der König, der Goldschmied, der Pfaffe, die Dame, der Baron, der Bankier und jetzt der Heilige selbst. Sie waren alle ziemlich guten Humors, nur der Jude jammerte sehr, weil ihm bei seiner Fettleibigkeit das viele Schwitzen sehr beschwerlich fiel. Auf etliche Millionen Jahre waren sie in Unbeacht ihrer Sünden alle gefaßt und suchten sich inzwischen die Zeit so gut wie möglich zu vertreiben. Die Dame machte sich gleich mit all ihrer Liebenswürdigkeit an den alten Heiligen, erhielt aber von ihm eine so strenge Bußpredigt, daß sie vor Schreck auf mehrere hundert Jahre verstummte. Diese Zeit benutzte der junge Baron, der sonst ganz von ihr in Anspruch genommen war, um sich ein wenig im Fegfeuer umzusehen. Es waren da zur Bedienung einige allerliebste Teufelinnen in roten Röckchen, mit gelben Bernsteinketten um den Hals; diese gehörten nicht zu der schlimmen Art, waren vielmehr Mischblut, daher auch nicht ganz schwarz, sondern nur von bräunlicher Hautfarbe.

Auf eine von ihnen warf der Baron ein Auge, was von ihr gar nicht unfreundlich aufgenommen wurde, und aus Gefälligkeit oder vielleicht mit der Nebenabsicht, ihren Verehrer dadurch länger

zurückzuhalten, schürte sie ihm sein Feuer so gelinde, daß er nur wenig von der Hitze empfand, während die andern schon aus allen Poren schwitzten. Der Heilige, dessen Schein schon nach wenigen Jahrhunderten so durchglüht war, daß er wieder zu leuchten begann, wunderte sich sehr, daß sein neuer Freund, der Baron, so schwarz blieb; erforschte der Sache nach und kam auch bald auf den Grund. Darüber ward die Dame sehr erbost und machte nun ihrerseits dem Kavalier die Hölle so heiß, daß auch er in starken Schweiß geriet und seine Läuterung Fortschritte zu machen begann.

Der Schein des Heiligen, der schon lange dunkelrot geworden, trat jetzt allmählich in das Stadium des Weißglühens über, und als das erste Jahrtausend verflossen war, erschien der Engel des Herrn, um den Geläuterten in die ewige Seligkeit abzuholen. Da sah sich der Heilige um, denn er gedachte von seinen Gefährten einen gerührten Abschied zu nehmen; wie erstaunte er aber, als er an der Stelle seiner schwarzen Freunde sieben weißdurchglühte Lichtgestalten erblickte, die sich gegenseitig mit freudigem Erstaunen betrachteten. Sogar der fette Bauch des Juden und die rote Nase des Pfaffen, die sonst die dunkelsten Punkte gewesen, strahlten jetzt in weißlichem Licht. Da streckte der Engel die Hand nach ihnen aus und sagte:

Gehet mit ein zur ewigen Herrlichkeit, denn dieser Gerechte hat für euch gebüßt.

Bei diesen Worten sprangen die Tore des Himmels auf, und sie wallten Arm in Arm mit einander hinüber in die Gefilde der Seligen, wobei ihnen der geläuterte Heiligenschein voranzog und alle mit seinen Strahlen übergoss.

Jeder fand nun im Himmel eine passende Unterkunft. Der Goldschmied trat der Heiligenscheinprüfungscommission als Sachverständiger bei, der Baron ward Anstandslehrer in einer Erziehungsanstalt für junge Engel, der Jude setzte sich in Abrahams Schoß, die andern sangen im Chor und unser Heiliger erhielt seinen wohlverdienten Platz zur Rechten des Thrones.

S t e r n e n m ä r c h e n

Trotz der vorgerückten Jahreszeit — so erzählte ein Freund, der soeben von einer Besuchsbesteigung zurückgekehrt war, — hatte die Sonne noch große Kraft und machte jeden Schritt auf dem weichen steilen Aschenboden beschwerlich. Unter Keuchen hatten wir endlich im Schlepptau unserer Führer den Aschenberg erstiegen und standen vor dem qualmenden Schlund, der jählings aufgerissen zu unsern Füßen lag. Ein leichter Wind hatte sich erhoben und trieb die Rauchwirbel nach der entgegengesetzten Seite, so daß wir tief in den Rachen des Kraters hinabblicken konnten. Ein dumpfes Getöse scholl aus der unheimlichen Tiefe herauf, das erst einem zornigen Stöhnen glich, dann aber immer lauter und lauter zu donnerartigem Brüllen anschwellte. Plötzlich prasselte ein Regen kleiner Steinchen über uns her, so daß ich erschrocken zurückprallte und, einen ferneren Ausbruch fürchtend, in Eile das Weite suchen wollte.

Aber mein Begleiter hielt mich zurück.

Es ist keine Gefahr, sagte er, halten Sie sich nur dicht an mich, so haben Sie nie etwas zu befürchten.

Betroffen von dem Ton seiner Worte blickte ich ihm ins Gesicht und wunderte mich aufs neue, wie falsch ich ihn zu Anfang unserer Bekanntschaft beurteilt hatte.

Der kleine Mann in dem abgetragenen grauen Reiserock mit dem schüchternen Gang und dem schmalen Gesicht, der sich schon in Neapel an unsere Gesellschaft angeschlossen hatte, war mir nämlich beim ersten Blick wie ein deutscher Magister auf der Ferienreise erschienen, der sich in dem ungewohnten freien Elemente noch

nicht recht heimisch fühlt, und in dieser Vermutung war ich dadurch bestärkt worden, daß er mich unterwegs ein paarmal in deutscher Sprache anredete. Ich achtete übrigens nicht weiter auf ihn, nur fiel es mir im Lauf des Tages auf, daß er jedem Mitglied unserer aus den verschiedensten Nationalitäten gemischten Reisegesellschaft, wenn er angeredet wurde, in dessen Muttersprache Antwort gab, und zwar so geläufig, als ob es seine eigene wäre.

Als wir auf dem Haltepunkt anlangten und unsere Karawane sich bereit machen wollte, den vor uns steil anstrebenden und heftig dampfenden Regelberg zu besteigen, da wurden unsere Führer plötzlich bedenklich und erklärten das Unternehmen wegen der vielen ausgeschleuderten Steine für gefährlich. Die Gesellschaft schien verzichten und sich mit dem Anblick der Somma und des wunderbaren Golfs, der zu unsern Füßen lag, begnügen zu wollen. Wie erstaunte ich daher, als der kleine, graue Mann der einzige war, der sich meinem Widerspruch angeschlossen und sich bereit erklärte, den Versuch mit zu wagen. Zwei Führer, junge kräftige Neapolitaner, ließen sich gleichfalls willig finden, und in ihre Gürtel eingehängt, erreichten wir halb kletternd, halb geschleppt den Gipfel.

Hatten mich schon vorher hingeworfene Bemerkungen meines Begleiters überrascht, die von geradezu erstaunlichen Kenntnissen in allen Bereichen des Wissens zeugten, so fühlte ich mich jetzt noch mehr durch seinen Anblick betroffen. Er schien plötzlich gewachsen zu sein, seine Züge hatten einen Ausdruck von trauriger Sicherheit angenommen, sein Gesicht war gleichsam durchsichtig geworden, so daß eine ganze Reihe der verschiedensten Physiognomien daraus hervorblickte. Er machte mir jetzt den Eindruck eines Mannes, der viel gereist ist, viel erlebt und erfahren und Welt und Menschen vielleicht besser kennengelernt hat, als er selber wünschen mochte.

Allein der Gegenstand meiner verwunderten Betrachtung schenkte derselben keine Aufmerksamkeit.

Arme alte Mutter, sagte er halblaut vor sich hin, indem er auf der Asche niederkniete und sein Ohr an den Rand des Abgrunds legte. Wie das klopft und hämmert da innen. So hast du noch keine Ruhe gefunden, und die alte Wunde brennt immer noch fort. Deine Kinder kommen und legen ihre Finger darein und sehen sie nicht, und sie fühlen die Schläge deines Herzens und verstehen sie nicht. Aber einer ist, der dich versteht, denn er muß einsam wandern wie du.

Mein Herr! rief ich entsetzt, denn ich glaubte nun einen Irrsinnigen vor mir zu haben. Mit wem reden Sie hier? Dabei wich ich vom Rand des Abgrunds zurück und sah mich nach den Führern um, die jedoch verschwunden waren.

Mein Begleiter stand auf, seine Augen glänzten, und er lächelte geheimnisvoll. Mit wem ich rede? Mit ihr, aus deren Schoß wir stammen und zu der zurückzukehren ein fluchwürdiges Schicksal mir verwehrt hat, mit der Unglücklichen, die Sie Erde nennen.

Wie? rief ich mit steigender Verwunderung, Sie werden doch nicht wirklich meinen, daß dieser Erdball, den die Dichter unsre Mutter genannt haben, ein bewußtes Wesen sei, wie Sie und ich, ein Geschöpf, das denkt und fühlt, sich freut und leidet?

Und wissen Sie ganz gewiß, daß dem nicht so ist? gab er zurück. Glauben Sie denn, diese ganze herrliche Schöpfung sei nur ein vernunft- und seelenloser Schauplatz für Eure erhabenen Taten, und die Sonne gehe nur auf, um Eure Vortrefflichkeit zu bescheinen?

Es will mich freilich mitunter auch etwas seltsam bedünken, gab ich kleinlaut zur Antwort, aber unsere Gelehrten —

Bleibt mir mit Euren Gelehrten vom Hals! rief er ärgerlich und stampfte mit dem Fuß. Diese Brillenträger sehen ja den Wald nicht vor lauter Bäumen und stolpern schließlich über ihre eigenen Schatten. Haben Sie denn nie in einer klaren Sommernacht ans Firmament hinaufgeblickt und sich selbst gefragt, ob diese Myriaden

unvergänglicher Wesen, die Sie da oben funkeln sehen, wirklich zu nichts anderem bestimmt sind, als höchstens, wie ihnen unsere Weisen gnädigst verstattet haben, ähnliche vollkommene Geschöpfe auf ihrer Oberfläche zu tragen, wie wir sind? Ist Ihnen nie der Gedanke gekommen, sie könnten vielleicht um ihrer selbst willen da sein, seelenvoll und vernunftbegabt und mit ganz anderen Fähigkeiten ausgerüstet, als wir armseligen Parasiten, winzige mißlungene Abbilder ihrer Herrlichkeit, die sich als den Endzweck der Schöpfung spreizen und gar nichts von der Feuerseele ahnen, aus der sie ihr Leben geschöpft haben? Ist Ihnen mit einem Wort nie der Gedanke gekommen, daß diese Himmelskörper Persönlichkeiten sind?

Als Kind habe ich freilich oft dergleichen gedacht, entgegnete ich betroffen, und ich erinnere mich auch, daß ich damals zuweilen meine Eltern danach fragte; da die Erwachsenen aber immer darüber lächelten, so schämte ich mich später dieser Einbildung.

Nun, sagte er, wenn Ihnen die weise Einfalt Ihrer Kindheit nicht ganz abhanden gekommen ist, so hören Sie die Wahrheit von einem, der länger gelebt hat, als ihm lieb ist, und mehr weiß, als zu wissen wohl tut. Hier, setzen Sie sich auf diesen Mantel und hören Sie mir zu. Ich will Ihnen die Geschichte unserer Erde erzählen. Und fürchten Sie sich nicht vor den Blöcken und Steinen, die allenfalls an unserer Seite herabhüpfen werden, sie kennen mich und wissen, daß sie mir auszuweichen haben.

Zögernd tat ich, wie er geheißen hatte, dann setzte auch er sich auf dem ausgebreiteten Mantel zurecht und begann:

Vor vielen Myriaden von Jahren wandelten jene leuchtenden Weltkörper, die wir Planeten nennen, noch nicht einsam wie jetzt ihre hoffnungslosen Bahnen am Himmel, sondern sie lebten als eine glückliche Familie am Hof ihrer königlichen Mutter, der Sonne. Von ihr empfangen sie Licht und Wärme und alles, dessen sie bedurften, und ihr dienten sie alle in heiterer Eintracht. Unsere

Erde war damals noch ein blühendes Geschöpf voll Feuer und Jugend mit tiefen meeresgrünen Augen und weicher Haut, aus der das feine Geäder herausschimmerte, und doch stand sie an Schönheit weit hinter ihrer älteren Schwester Venus zurück, denn diese war das Vollkommenste, was der Himmel gesehen hatte. Das wußte die Venus auch, denn sie war von je ein eitles und kokettes Ding gewesen, und obwohl sie mit dem Schönsten im ganzen Sonnenreich, mit dem großen Jupiter, vermählt war, so konnte sie es doch nicht lassen, auch andere Bewunderer ihrer Schönheit zu sich heranzuziehen. Besonders der junge Mars, noch ein unvergorener Gesell, lag ganz und gar in ihren Banden und wäre um einen Blick aus ihren schönen Augen zu jeder Tollheit bereit gewesen. Sie aber war viel zu klug, um ihre Gewalt zu mißbrauchen, sie freute sich vielmehr, den Wildfang durch ihre Nähe so hübsch gebändigt zu sehen. Ihr fürstlicher Gemahl störte sie nicht in diesen übrigens harmlosen Liebhabereien, sondern gönnte ihr von Herzen alle Huldigungen der andern, denn Eifersucht gab es damals noch nicht, weil bis dahin auch Falschheit, Verrat und Lüge im Sonnenreich noch unbekannt waren. Wenn einer wissen wollte, wie es der andere mit ihm meine, so brauchte er ihn nur anzublicken und auf seiner klaren Stirn und in seinen hellen Augen las er alle Gedanken wie in einem Buch, und diese Gedanken waren rein und gut.

Nicht nur die Venus, sondern auch zwei andere Töchter der Sonne, die Juno und die Pallas, waren schon unter der Haube, und die hohe Frau sah sich eben nach einer passenden Versorgung für ihr Lieblingskind, die Erde, um. Auf diese hatte der Saturn ein Auge geworfen; er war zwar gerade nicht mehr der Jüngste, aber er war stattlich begütert und machte ein großes Haus, denn er verfügte über bedeutende Länderstrecken und besaß außer einem prachtvollen und äußerst kostbaren Doppelring, den er als Gürtel trug und nie ablegte, noch sieben oder, wie andere behaupten, acht ansehnliche Monde, die ihm dienstbar waren und ihn als Vasallen

überallhin zu begleiten hatten. Kurz, er war immerhin eine sehr anständige, ja sogar glänzende Partie für die kleine Erde, die gar keine großen Ansprüche machen durfte, denn sie hatte nur einen einzigen Mond als Mitgift beizubringen.

Die Werbung wurde also von seiten der Mutter höchst beifällig aufgenommen, und auch die Kleine hatte gegen den ihr bestimmten Bräutigam nichts einzuwenden. Die Liebe hatte bis dahin in ihr Herz noch keinen Eingang gefunden, aber sie war ihm freundlich zugetan, wie denn überhaupt die Planeten, trotz ihrer feurigen Natur, dieses Gefühl nur als ein sanftes herzerwärmendes Licht, nicht als eine verzehrende Flamme kannten. So wurde also die Verlobung mit großem Jubel gefeiert, und im ganzen Sonnenreich herrschte Freude und Wohlgefallen wegen des fröhlichen Ereignisses. Ehe man mit den Zurüstungen zur Hochzeit begann, sollte das junge Paar auf den Wunsch der Frau Sonne zuvor noch einen Besuch bei ihren Tanten, den Plejaden, abstaten, denn diese würdigen sieben Stiftsdamen hatten ihren jungen Großneffen und Nichten immer viel Freundlichkeit erwiesen, und da sie schon etwas ältlich waren und das Reisen umständlich nahmen, man daher auch nicht hoffen konnte, sie beim Fest am Hofe zu sehen, so war es ganz passend, daß sich das Brautpaar noch vor der Hochzeit zu ihnen begab, um ihren Segen in Empfang zu nehmen. Die Wohnung der guten Tante lag etwas abseits und viele Himmelsmeilen vom Reich der Sonne entfernt, darum mußte sich das junge Paar beizeiten auf den Weg machen. Sie wandelten Arm in Arm, denn sie gingen trotz ihres hohen Ranges immer zu Fuße, und in ehrerbietiger Entfernung folgte ihr zahlreiches Geleite, die acht Trabanten des Saturn, an die sich auch der kleine Diener der Erde angeschlossen hatte. Und wo sie vorüberkamen, riefen ihnen greise Sternenmütter ihre Glückwünsche zu, stolze Fixsterne nickten freundlich, und fürwizige junge Meteore kamen sogar herangeflogen, um ihnen die Hände zu schütteln. Sie grüßten und dankten artig nach

allen Seiten, dann blickten sie sich still in die Augen und waren zufrieden.

Als sie die breite Milchstraße betraten, blieben sie plötzlich mit einem Ausruf des Erstaunens stehen und legten die Hände vor die Augen. Sie waren zwar am Hof der Sonne vielen Glanz gewohnt und konnten sogar der leuchtenden Mutter ins Antlitz sehen, ohne zu blinzeln, aber vor der überraschenden Erscheinung, die sich ihnen jetzt darbot, standen sie einen Augenblick wie geblendet. Ein Jüngling war ihnen entgegengetreten von so strahlender Schönheit, daß alle Gestirne ringsum verblaßten und nur noch von seinem Widerschein zu glänzen schienen. Er war hoch und schlank gewachsen, Adel und Kühnheit wohnten in seinen schönen Zügen, und er blickte so übermütig aus den glänzenden Augen, als wäre der ganze weite Himmel mit all seiner Herrlichkeit nur um seines willen da. An seiner Seite blitzte ein blanker Degen, und um die Schulter trug er eine Laute an goldenem Band, darüber war mit nachlässiger Unmut ein Mantel geworfen, dessen prachtholle, reich mit Gold gestickte Schleppe den halben Horizont bedeckte. So trat er ungezwungen auf die beiden zu, verbeugte sich höflich und fragte, ob er ein Fürstenpaar aus dem Sonnenreich vor sich sehe und ob sie ihm den Weg zum Hoflager der großen Königin weisen könnten.

Die Erde stand noch immer da, als ob der Blitz an ihrer Seite eingeschlagen hätte, und starrte den hohen Fremden, der sie mit freudiger Bewunderung betrachtete, sprachlos an. Saturn aber hatte sich gefaßt und erwiderte den Gruß mit Höflichkeit. Er nannte dem Fremdling seinen und seiner Braut Namen und erbot sich, ihn an den Hof der Frau Sonne zu geleiten, was der andere mit Dank annahm. So kehrte denn das junge Pärchen um, und führte den schönen Reisenden in das mütterliche Reich ein. Gern hätte nun Saturn seinerseits den Namen des Gastes erfahren, aber so lebhaft und gesprächig sich dieser auch unterwegs zeigte, so schweigsam blieb er über diesen Punkt, und Saturn, der zu

wohlerzogen war, um einen Besucher mit Fragen zu belästigen, mußte seine Neugier bis auf weiteres bezähmen. Dagegen erzählte ihnen der Fremde, daß er eben vom Hofe des Königs Sirius komme, wo er viele Wochen verweilt habe, und schilderte ihnen aufs verlockendste die herrlichen Feste, die ihm dort eingerichtet worden sein. Er rühmte auch die schönen Frauen und Jungfräulein, die den Hof dieses großen Königs schmückten, versäumte aber nicht mit einem Seitenblick auf die errötende Erde hinzuzusetzen, daß all diese Schönheiten keinen Vergleich aushielten mit dem, was der Ruf von den reizenden Töchtern der Sonne erzähle und was er nun mit eigenen Augen bestätigt und übertroffen sehe.

Als sie auf den Palast zuschritten, strömte alles Volk zusammen und begrüßte den schönen Fremdling mit lautem Jubel, und noch lange, nachdem sich die Tore hinter ihm geschlossen hatten, blieb die Menge vor den Stufen des Palastes gelagert, um, wenn sich zufällig die Türen öffneten, wenigstens den Schimmer seines goldenen Mantels zu erhaschen.

Drinne war inzwischen der Ankömmling mit adligem Anstand auf den goldnen Thron zugeschritten, auf dem die Sonne in königlicher Pracht saß. Ihr Jüngstes, der kleine Merkur, schmiegte sich in die Falten ihres Kleides und betrachtete den Fremden mit großen Augen. Dieser beugte vor der untersten Stufe ein Knie und überreichte in ehrerbietiger Stellung der hochüberraschten Frau Sonne, die ihm die Stufen herab entgegenschritt, ein Schreiben.

Teure Ruhme, so lautete der Brief, ich empfehle den Überbringer dieser Zeilen Eurer königlichen Gewogenheit und bitte Euch, ihn zu behandeln, als ob er mein eigener Sohn wäre. Er ist von fürstlicher Abkunft und bereift zu seiner Ausbildung und Ergözung, jedoch unter strengem Infognito, die Höfe. Nur empfehle ich Euch, die Herzen meiner schönen Nichten vor ihm zu hüten, denn er ist ein gefährlicher junger Herr und hat hier

manches niedliche Köpfchen verdreht. Indes ist er uns allen gar sehr ins Herz gewachsen und wenn Ihr ihm huldvoll begegnet, so werdet Ihr Euch sehr verpflichten

Euren alten Freund Sirius.

Als die Sonne diesen Brief gelesen hatte, da wurmte es ihr sehr, daß sie den Namen des schönen Fremden nicht erfahren sollte, sie reichte daher dem Gast, der noch immer in seiner ehrfurchtsvollen Stellung vor ihr verharrte, die Hand, ließ ihn zu sich auf den Thron niedersitzen und sagte:

Seid mir willkommen, edler Gast, und schenkt uns die Ehre, so lange an unserm Hofe zu verweilen, als es Euch bei uns gefallen wird. Mein königlicher Freund hat Euch mir so warm empfohlen, daß ich wohl sehe, wie hoch Ihr in seiner Gunst steht, was mich auch gar nicht wundernimmt. Nur Euren Namen hat er mir nicht genannt, laßt mich den wissen, mein hoher Gast, damit wir Euch alle Ehre erweisen können, die wir Eurem Rang und Euren Verdiensten schuldig sind.

Durchlauchtigste Frau, entgegnete jener, indem er die Hand der Königin an die Lippen drückte, habt Dank für die Güte, die Ihr mir mit Eurem huldreichen Empfang erweist, und glaubt mir, daß Ihr von diesem Augenblick an keinen ergebeneren Diener besitzt als mich. Was aber meinen Namen betrifft, so gestatte mir Eure Majestät, ihn aus besonderen Gründen verschweigen zu dürfen. Damit Ihr indessen gewiß seid, keinen Unwürdigen und Niedrigen an Eurem Hofe zu empfangen, so wißt, daß ich von dem erlauchten Geschlecht der Kometen stamme, die alle im Goldenen Buch verzeichnet stehen. Wenn Ihr Beweise dafür wünscht, so befiehlt über mich, denn mein Degen ist Eurem Dienst gewidmet.

Nach dieser ritterlichen Rede drang Frau Sonne nicht weiter in ihren Gast, sondern gab sich mit seinen Erklärungen zufrieden. Sie schickte nun eiligst einen Trabanten ab, um ihre Söhne, Töchter und Schwiegersöhne herbeizuholen, da sie den Ankomm-

ling dem versammelten Familienkreis vorzustellen wünschte. Wie sehr sie aber auch im stillen ihr Gedächtnis anstrengte, sie konnte sich nicht entsinnen, je von dem Haus der Kometen etwas gehört zu haben, und sie kannte doch sonst alle himmlischen Stamm-bäume und Geschlechtsregister auswendig. Doch hütete sie sich wohl, ihre Unkenntnis merken zu lassen, denn sie fürchtete, sich vor dem gewandten und vielgereisten Fremdling eine Blöße zu geben.

Inzwischen hatte sich die Familie, die schon durch den Lärm der Menge auf das außerordentliche Ereignis aufmerksam gemacht war, vollzählig eingefunden und begrüßte froherstaunt den glänzenden Gast. Er drückte den Männern die Hand, küßte den Frauen und den Fräulein die Fingerspitzen und wußte jeder etwas Schmeichelhaftes zu sagen.

Frau Venus, die sich etwas vor dem Spiegel verspätet hatte, trat zuletzt mit ihrem Gatten ein. Der Komet senkte bei ihrem Anblick wie geblendet die Augen, dann trat er auf sie zu, kniete vor ihr nieder und sagte, indem er die Hand aufs Herz legte:

Heil meinen Augen, daß sie gewürdigt worden sind, solche Schönheit zu erblicken. Der weite Himmel hat kein zweites Wunder aufzuweisen wie Euch. Gestattet mir, erlauchte Frau, Euch meine Dienste zu weihen, und nehmt mich huldvoll an als den treuesten Eurer Vasallen.

Solche Worte waren bis jetzt im Sonnenreich noch nicht gesprochen worden, und sie drangen dem eiteln Weib wie Gift in die Seele. Je länger sie den glänzenden Fremden anblickte, desto verführerischer dünkte ihr seine Erscheinung und sein ganzes Wesen; sie gab ihm die schönsten Worte zurück, sie scherzte und lachte mit ihm und hätte ihn am liebsten immer in ihrer Nähe festgehalten; das war aber bei der ewigen Beweglichkeit des Gastes nicht möglich, denn ehe sie sich dessen versah, war er ihr entschlüpft und stand bei einer ihrer Schwestern. Bald war er da, bald dort, er tanzte, sang, schlug die Laute und alles mit Meisterschaft, aber

immer, wenn allgemeiner Beifall ihm huldigte, kehrte er an ihre Seite zurück, als wollte er sagen: Euer Lächeln ist der schönste Lohn.

Ähnlich trieb er es aber auch mit den andern. Er besang das schöne Haar der Juno, rühmte den zierlichen Fuß der sonst etwas unscheinbaren Pallas, selbst die zwei kleinen Backfische Ceres und Vesta, die sonst noch nicht für voll galten, fanden Gnade vor seinen Augen, und mit welchem Entzücken diese die Huldigungen des ritterlichen Fremden aufnahmen, läßt sich denken. So kam es, daß jede glaubte, seine Verehrung gelte im Grunde doch nur ihr allein, und das war ganz natürlich, denn bisher hatte jedes gesprochene Wort für heilig gegolten. Welche von allen konnte auch zweifeln, daß seine Wahl gerade auf sie gefallen sei, da doch eine jede, durch seine Schmeicheleien betört, sich insgeheim für die Liebenswürdige hielt. In kurzem hatte er sich übrigens die Gunst der Männer fast ebensosehr erworben wie die der Frauen. Sie hörten ihm mit klopfendem Herzen zu, wenn er von den Abenteuern seiner Reisen erzählte, und in allen erwachte die Lust, dies freie Wanderleben gleichfalls kennenzulernen. Sie schämten sich fast im stillen, daß sie bisher immer so hausbacken auf dem Fleck gefessen hatten, und als er gar erzählte, wie er einst den großen Bären, der ihm den Eingang zum Hof der stolzen Berenice wehren wollte, nach schwerem Kampf siegreich aus dem Feld geschlagen, da war nicht einer, der sich nicht heimlich den Schwur tat, auch auf solche Abenteuer hinauszuziehen. Ja, der wilde Mars sprang sogar in die Höhe und wäre ohne einen strafenden Blick der Sonne gleich davongestürzt, um irgendeinen Gegner zu suchen. Er war bis jetzt der einzige gewesen, der sich mit einer stillen Abneigung von dem Gaste fernhielt, jetzt hatte ihm dieser aber mit seinen kriegerischen Reden gleichfalls gänzlich den Kopf verdreht, so daß er nichts sehnlicher wünschte, als Kämpfe und Gefahr an der Seite des verwegenen Fremdlings aufzusuchen.

Wenn die Frauen nicht zugegen waren, sprach der Komet auch

mit Entzücken von den Schönheiten, die er auf seinen Reisen kennengelernt hatte, und rühmte ganz besonders das heitere und genussreiche Leben am Hofe des Königs Sirius. Dabei ließ er auch hin und wieder ein Wörtchen fallen, daß es gar nicht gut sei, sein Herz nur an einen Gegenstand zu hängen, daß der größte Zeitvertreib im Wechsel bestehe und daß der Verständige an keiner schönen Sternenblume achtlos vorbeigehen sollte. Die Männer zollten ihm ungeteilte Bewunderung ob seiner überlegenen Weltkenntnis und nahmen sich seine Worte zu Herzen. Schließlich machte er sie auf die reizenden Erscheinungen aufmerksam, die ihm auch hierzuland unter den Asteroidenmädchen vorgekommen seien, betonte, daß die Schönheit nicht nur in den hohen Regionen, sondern auch im niedern Stand ein Recht auf Anerkennung habe, und daß es selbst der weise König Sirius, der doch gewiß ein großer Monarch sei, nicht verschmähe, zuweilen zu den Töchtern seines Landes hinabzusteigen und sich bei ihnen von den Mühen der Regierung zu erholen.

Das Schlimmste war, daß der reizende Leichtfuß selbst die sonst so kluge Frau Sonne dermaßen behext hatte, daß sie gar nicht bemerkte, wie seit seinem Erscheinen die schlichten patriarchalischen Sitten an ihrem Hofe in Verfall gerieten. Sie gab es zu, daß ihr verzogener Liebling, der unerschöpflich im Ausdenken immer neuer Belustigungen war, die alte Hausordnung auf den Kopf stellte, indem er die hübschesten Asteroidenmädchen bei den Tänzen und Mummereien im Palast einführte. Über solchen Zuwachs ihrer Geselligkeit waren die Herren vom Hofe sehr erbaut, und jeder hatte sich unter den flinken Tänzerinnen bald eine Freundin ausgesucht. Nach und nach stiegen sie auch selbst in die Reihen des Volkes hinab, wo ihren entzückten Augen täglich neue Schönheiten begegneten. Bald war es so weit gekommen, daß keiner mehr innerhalb seiner vier Wände zu finden war, und daß sich die Ehegatten nur noch bei den gemeinsamen Festen sahen, wo sie sich dann so wenig wie möglich miteinander beschäftigten.

Die Frauen beschwerten sich nicht über diese Vernachlässigung, der schöne Gast entschädigte sie reichlich für die Stunden ihrer Einsamkeit, denn er hatte sich's zur Aufgabe gemacht, all die liebenswürdigen Verlassenen zu zerstreuen und zu trösten. In seiner Nähe konnte keine Sorge noch Reue aufkommen, und mochte er seine geschmeidige Gestalt im Tanze schwingen, wobei ihm der goldgestickte Mantel anmutig um die Schultern flog, mochte er, zu den Füßen einer Schönen sitzend, ein Liebeslied zur Laute singen, immer war er gleich bestrickend.

Während der glänzende Abenteurer alles im Wirbel mit sich fortriß und jedes sich dem Zauber seiner Gegenwart hingab, war nur ein Herz, das sich in der allgemeinen Freude traurig und beklommen fühlte, und das war die gute Erde. Seit jener ersten Begegnung hatte der Komet kein Wort mehr mit ihr gewechselt, er richtete nie die Rede an sie, und während er allen huldigte, schien er das anmutige junge Wesen völlig zu übersehen. Freilich durfte er einer verlobten Braut, die eben vor der Hochzeit stand, sich nicht mit Auszeichnung nähern, daß er sie aber so geflissentlich vernachlässigte, das kränkte sie in tiefster Seele und setzte in ihren eigenen Augen ihren Wert herab. Dabei wollte es ihr manchmal bedünken, wenn sie ihn von ferne beobachtete, als werfe er plötzlich einen langen ernsten Blick voll Kummer und Entsagung auf sie, daß sie bis ins tiefste Herz erschrak. Freilich sah sie ihn gleich darauf mit ihren Schwestern die ausgelassensten Scherze treiben, so daß sie an ihrer Bemerkung wieder ganz irre wurde, aber doch konnte sie die Erinnerung an einen solchen Blick nicht mehr los werden. Ihr Bräutigam vernachlässigte sie ebenfalls, denn er hatte, durch die Reden des Fremden und das Beispiel der andern verleitet, einen wenig löblichen Lebenswandel begonnen: er besuchte die Trinkstuben und vergnügte sich mit den hübschen Schenkmädchen.

So hatte sie sich auch eines Tages einsam vom Feste weggeschlichen und wandelte abseits, in traurige Gedanken versunken, als

sie sich plötzlich bei der Hand ergriffen fühlte. Sie sah erschrocken auf und erblickte mit Verwunderung den Fremden neben sich, der ihr heimlich gefolgt war.

Ihr zürnt mir, schöne Jungfrau, begann er mit trauriger Miene, ich fühle es schon lang und weiß doch nicht, was ich gegen Euch verbrochen habe. Ihr schweigt, als sei ich keines Wortes wert, und Ihr ahnt nicht, welchen Schmerz mir Eure Verachtung bereitet.

Die Erde wollte antworten und ihm sagen, daß sie sich vielmehr von ihm verachtet glaubte, aber der plötzliche Schreck hatte sie so gelähmt, daß sie kein Wort hervorbrachte und nicht einmal den Blick zu erheben wagte. Daher fuhr der Komet noch niedergeschlagener fort:

Daß Ihr mir nicht einmal Euer Auge gönnt, sagt mir deutlich, wie schlecht Ihr von mir denkt. Ich ahne nun wohl, was dieser stille Vorwurf besagen will: Ihr haltet mich für einen jener hohlen, aufgeblasenen Nebelsterne, windige Bursche, die mir oft den Weg gekreuzt haben und nur Verachtung verdienen. Aber Ihr irret Euch, glaubt mir, mein Wesen ist warm und tief, und wenn Ihr mich zuweilen leichtfertig und ausgelassen gesehen habt, so war ich es nur, um die unheilbare Wunde zu verhehlen, die mir Euer erster Blick geschlagen hat. Ich weiß, daß ich nichts zu hoffen habe, aber laßt mir wenigstens den Trost, daß ich nicht mit Eurem Groll beladen scheide. Gebt mir ein freundliches Wort auf meine einsame Bahn mit und bewahrt mir, wenn ich fern bin, ein gütiges Andenken.

Ihr wollt fort? sagte die Erde erschrocken und warf einen verstohlenen Blick auf ihn.

Ja, meine einzig Geliebte, antwortete er ermutigt, mit dem nächsten Morgen muß ich scheiden, denn hier kann meines Bleibens nicht länger sein. Unstät und elend muß ich schweifen, ohne Hoffnung, ohne Ziel; durch alle Himmelsräume werde ich Euer Bild im Herzen tragen, wo es nie erlöschen wird. Von Unendlichkeit

zu Unendlichkeit, bis zu den fernsten Nebelflecken, werde ich wandern und werde nirgends Euresgleichen finden. O schönste Erde, wenn wirklich Planetenfeuer Eure Abern wärmt, so hab Erbarmen und stoß mich nicht ohne ein Wort des Trostes auf meine hoffnungslose Irrfahrt hinaus.

Unter diesen Worten, die ihm mit wunderbarer Geläufigkeit von den Lippen strömten, war er auf die Knie gesunken, hatte ihre Hand ergriffen und küßte sie inbrünstig. Der armen Erde wollte es das Herz abdrücken, ihn so vom Abschied reden zu hören, als er aber gar mit nassen Augen beteuerte, er müsse gehen, um nie zurückzukehren, da konnte sie nicht länger an sich halten, sie fiel ihm um den Hals, legte den Kopf an seine Schulter und weinte bitterlich.

In diesem Augenblick zog ein Haufe lärmender Planetenjünglinge Arm in Arm mit leichtfertigen Asteroidenmädchen vorüber. Sie kamen von einem Gelage, wo sie sich sternvoll getrunken hatten und taumelten singend und lachend vorbei, ohne das Pärchen zu bemerken. Unter ihnen war auch Saturn, der sich an dem feuerflüssigen Weltlikör dermaßen berauscht hatte, daß ihm sein schöner Gürtel ganz unordentlich um die Hüften hing und daß seine acht Trabanten vollauf zu tun hatten, den wankenden Gebieter zu stützen und ihm zu leuchten.

Bei diesem Anblick schauderte die schöne Erde und schmiegte sich fester an den Kometen, der sie zärtlich in den Armen hielt. Sie gestand ihm, daß sie ihn liebe und nicht mehr von ihm lassen könne, und beschwor ihn unter Tränen, nicht von ihr zu gehen. Als er aber auf seinem Vorsatz beharrte, weil er, wie er sagte, nicht seinen Wünschen, sondern einem höheren Gesetz zu folgen habe, da erbot sie sich, ihn auf seiner Fahrt zu begleiten und in alle Ewigkeit Freude und Leid mit ihm zu teilen. Er willigte ein, und sie verabredeten, daß er sie heimlich vor Tau und Tage aus ihrem Mutterhaus entführen sollte, denn die Sonne, des langen Nachtwachens ungewohnt, pflegte in der letzten Zeit immer erst sehr

spät aufzustehen. So verbrachten sie ein paar selige Stunden im Rausch ihres jungen Liebesglücks.

Unterdessen hatte die Sonne allgemach ihr Palastthor schließen lassen, und es verbreitete sich ringsum tiefe Dunkelheit, in der nur der goldene Mantel des Kometen hell hervorglänzte. Die Erde erkannte, daß es Zeit sei, sich von ihrem Geliebten zu trennen und ins Schloß zurückzukehren, wo sie ihre Flucht vorzubereiten dachte. Sie riß sich unter erneuten Liebeschwüren aus seinen Armen los und eilte davon. Niemand war Zeuge ihrer Zusammenkunft gewesen, als ihr kleiner Mond, und der verriet nichts.

Der Komet aber begab sich augenblicklich vor das Haus der schönen Venus, von der er sicher war, sie noch wach zu treffen, denn ihr Fenster war hell erleuchtet.

Dort schüttelte er seinen goldenen Mantel, daß die Sterne herausflogen, schlug seine Laute und begann mit schmeichelnder Stimme zu singen:

Du schönste Sternenblume,
Ich liebe dich, sei mein!
Es soll von deinem Ruhme
Der Himmel Zeuge sein.

O stiehl dich weg vom Schwarze,
Die Lauscher weilen fern,
Und komm in meine Arme,
Mein süßer Abendstern.

Mit den Lauschern meinte er aber niemand anders als die vier Trabanten des Jupiter, die sonst vor der Wohnung ihrer Herrin Wache zu halten pflegten, heute aber auf des Kometen Veranlassung eine andere Verwendung gefunden hatten.

Der Komet hatte nämlich dem schwachen Jupiter soviel von den unvergleichlichen Reizen der wegen ihres prachtvollen Haares in

den fernsten Regionen berühmten Prinzessin Verenice erzählt, daß dieser, uneingedenk des Glücks, die schönste Frau im Sonnenreich zu besitzen, von leidenschaftlicher Liebe für die Prinzessin entbrannte und auf Anraten seines neuen Freundes seine Diener mit einem Brief und vielen kostbaren Geschenken an die Schöne abschickte. Bis zu ihrer Zurückkunft vertrieb er sich auswärts die Zeit. Als die vier Abgesandten aber den Hof der Prinzessin erreichten, fanden sie die Tore von dem großen Bären und einem grausam starken Löwen bewacht, also, daß sie es vorzogen, ihr Heil in der Flucht zu suchen, und des andern Tages unverrichteter Sache zurückkehrten.

Beim Klang der Laute öffnete sich leise die Thür, und Frau Venus kam herausgeschlichen, ergriff den Sänger bei der Hand und zog ihn ins Haus hinein. Ein lauer Abendwind aber trug die verhallenden Klänge der Serenade vor die hohen Fenster der Erde, die mit klopfendem Herzen diesen vermeintlichen Grüßen ihres Getreuen lauschte.

Dann schlich sie auf den Zehen in das Gemach ihrer Mutter, von der sie wußte, daß sie die glänzenden Augen schon geschlossen hatte, beugte sich über die Schlummernde nieder und wollte heimlich einen Abschiedskuß auf ihre Lippen drücken. Dabei überwältigte sie plötzlich der bittere Schmerz, von einer so guten Mutter sich heimlich fortstehlen zu müssen, und eine glühende Träne, die sie nicht zurückhalten konnte, tropfte auf das Angesicht der hohen Schläferin herab. Erstaunt und verschlafen schlug diese die großen Augen auf und fragte die Tochter, die verwirrt auf die Knie gesunken war, um die Ursache ihrer Bewegung. Aufrichtigen Herzens bekannte die Erde das Vorgefallene und ihren Entschluß, mit dem Geliebten das mütterliche Haus zu verlassen, und bat die Sonne um ihre Verzeihung und ihren Segen. Diese war sehr erzürnt und betrübt, daß eines ihrer Kinder sie hatte heimlich verlassen wollen; da sie aber die große Liebe ihrer Tochter erkannte und, durch die glänzenden Gaben des Fremden verleitet, ihre Wahl

im stillen billigte, versprach sie zuletzt, selbst die Hand zu diesem Bündnis zu bieten und noch diese Nacht die Anstalten zu treffen, damit das junge Paar in der Frühe des andern Morgens die Reise antreten könne. Sie erhob sich daher und ließ eilig die ganze Familie zusammenrufen, dem kleinen Merkur aber, der bei dem Geräusch erwacht war und sich nicht mehr beschwichtigen ließ, gebot sie, den Kometen herbeizuholen.

Der Kleine, der schon über seine Jahre aufgeweckt war und manches bemerkt hatte, was den Großen entging, begab sich, als er den Fremden nicht in seiner Behausung fand, sogleich zu seiner Schwester Venus. Diese hatte soeben die Botschaft ihrer Mutter empfangen und verabschiedete sich von ihrem Freund. Der Kleine kam mit dem Kometen in den Palast zurück, wo sich inzwischen alle Großen des Reichs und der Familie eingefunden hatten. Frau Sonne trat dem Erstaunten, die bräutlich geschmückte Erde an der Hand, in aller Pracht entgegen und sprach huldvoll, wenn auch vielfach durch Tränen unterbrochen:

Erlauchter Gast, Ihr wißt, daß es bisher bei uns Sitte gewesen, daß jedes hübsch daheimbleibe und sich sein Ehegemahl unter den Kindern des Landes suche. Daher war es auch bestimmt, daß meine Erde den würdigen Saturn zum Gatten nehmen sollte, und so schien es in jeder Hinsicht recht und gut. Da es nun aber anders gekommen ist und Ihr vermöge Eures ritterlichen Anstandes das Herz meines Lieblings gewonnen habt, so will ich nicht dawider sein, denn lieber mag ich mein Kind entbehren, als es leiden sehen. Nehmt sie, ich gebe sie Euch freiwillig, und wenn Ihr nicht bei uns bleiben könnt und dürft, so ziehet mit ihr fort und mein mütterlicher Segen folge Euch.

Während dieser Worte waren alle anwesenden Sternensfrauen und Sternensfräulein tief erblaßt; sie sprachen aber kein Wort, sondern blickten erschrocken auf den Treulosen, der in großer Verfürgung da stand, aber bald seine Frechheit wieder gewann und mit fecker Stirn antwortete:

Mit nichten, edle Frau Sonne, Euer holdes Töchterlein bleibe hier, und ich ziehe allein von dannen. Ich schätze mich zwar hochgeehrt durch die Güte, mit der Ihr Euer Kleinod einem Namenlosen anvertrauen wollt, aber auf meinem Weg kann ich keine Gefährtin brauchen. Ich schweife von Land zu Land, ich singe meine Lieder, ich verbreite Freude um mich her, erwerbe mir den höchsten Preis und küsse überall die schönsten Lippen — das ist Kometenrecht. Dann aber ziehe ich weiter auf meiner feurigen Bahn und kein schönes weinendes Auge darf mich halten. Und so sei auch du flug, meine schöne Erde, und tröste dich. Habe ich dir doch ein Glück gebracht, so groß, wie du vor mir keines kanntest, und die Erinnerung daran wird dir bleiben als ein unvergänglicher und leuchtender Besitz.

Als der Falsche diese grausamen Worte gesprochen hatte, da entstand eine tiefe Stille. Keines wagte ein Wort zu reden, sie blickten alle auf die arme Erde, deren heißes Blut plötzlich zu Eis erstarrt war. Da näherte sich der kleine fürwitzige Merkur seiner Mutter und sagte:

Ich weiß wohl, Mama, warum der Herr Komet die Erde nicht will, das kommt davon, daß ihm meine Schwester Venus viel besser gefällt. Er hat es ihr selbst gesagt und will sie mitnehmen auf seine Reise.

Da warf die Sonne einen Blick auf ihre ältere Tochter, und aus ihrem erbleichten Gesichte las sie ihre Schuld. Aber noch ehe sie ein Wort reden konnte, war Pallas aufgesprungen und rief zornbehebend:

Treulofer Verräter, das sind also deine Schwüre? Hast du nicht tausendmal beteuert, daß du keine liebest als mich?

Nun hielten auch die andern nicht mehr zurück; von allen Seiten überschütteten sie ihn mit Vorwürfen, und auch die Männer schalten und tobten, daß er ihre Frauen und Bräute betört und sie selbst zum Abfall verleitet hätte. Am grimmigsten war Jupiter, der jetzt erkannte, warum der Fremde ihm zur Untreue gegen seine

Frau geraten. Mit einem Schrei der Wut wollte er sich auf ihn stürzen, aber die Venus warf sich dazwischen, denn obwohl sie jetzt erkannte, daß der Komet sie betrogen hatte, so zitterte sie doch für ihn, so sehr war sie in seinem Bann. Da griff der junge Mars ungestüm zum Schwert, das war aber kein aus Eisen geschmiedetes, wie es die Menschen tragen, sondern ein Feuerbrand, ein Strom von geschmolzenem Erz, den er sich aus dem eigenen Busen riß. Doch soviel Hiebe er auch nach dem Kometen führte, er traf immer ins Leere, bis er endlich die Hand ermattet sinken ließ.

Nichtswürdiger Landstreicher, schrie er erbittert, wenn du ein Herz hast, so zeige es jetzt und stelle deinen Mann.

Der aber lachte mit seinem hellen, herzlosen Lachen, er schlug seinen Mantel über die Schulter und traf damit den Mars auf die Wange, so daß dieser ob der Schmach, die er nicht rächen konnte, über das ganze Gesicht errötete und bis heute diese Farbe behalten hat. Dann wandte sich der Verräter um, noch einen letzten lächelnden Gruß warf er den Betrogenen zurück, dann zog er vorüber leuchtend und kalt; noch lange sahen sie die Schleppe seines sternbesäten Mantels über den Himmel wallen, bis er auf immer aus ihrer Sphäre verschwand.

Als er nun unwiederbringlich für sie verloren war, da brach an der armen Erde völliger Verzweiflungsschmerz aus. Das war ein Schauspiel, wie der Himmel noch keines erlebt hatte. Sie warf sich nieder, ihr ganzer Leib zuckte und bebte, ihr flammender Gürtel Äquator sprang auf, Ströme von Feuer quollen aus ihrem Mund, die Meere ihrer Tränen überschwemmten ihren Busen und konnten doch die Glut nicht löschen, sie raufte sich ihr gelbes Haar, sie zerriß ihre Kleider und ihre ganze schöne Gestalt ward ein Raub der Verwüstung.

Die Sonne aber trat mit strengem Gesicht in die Mitte ihrer Kinder und befahl ihnen allen, durch aufrichtiges Geständnis ihre Schuld zu sühnen. Und sie sanken in die Knie und bekannten

offen, denn wenn sie sich auch wechselseitig die Treue gebrochen, Lügen hatten die Sterne nicht gelernt. Da sprach die Sonne: Ihr habt schwer gefehlt, und keines ist unter euch, das von Schuld frei geblieben wäre. Also habt ihr euch gegenseitig nichts zu vergeben. Wollt ihr nun alle das Vergangene vergangen sein lassen, euch versöhnen, und in Liebe eure Fehler bedecken, so will auch ich vergeben und vergessen.

Bei diesen Worten blickten die Planeten einander an, und der Unmut erwachte in ihnen aufs neue. Ihre Herzen waren schon so verhärtet, daß keines dem anderen verzeihen mochte. Sie wandten sich grollend voneinander ab und schwiegen.

Da ergrimmte die Sonne und rief:

Wohlan, so verstoße ich euch alle, denn Falschheit, Hartherzigkeit, Lieblosigkeit haben euren Glanz getrübt, ihr seid meine Kinder nicht mehr. Seid verflucht auf Jonen und Jonen, ihr selbst und euer eingeborenes Geschlecht. Einsam und hoffnungslos sollt ihr schweifen und kein Ende finden eurer Qual. Denn wie ihr einander nicht vergeben konntet, so will auch ich euch nicht vergeben, und eure Kinder sollen euch fluchen, denn sie sollen hoffnungslos und elend sein wie ihr!

Mit diesen Worten trieb sie ihre Kinder von sich.

Den Uranus und Neptun stieß sie aber am weitesten hinaus, ob sie gleich am wenigsten verbrochen, nur darum, weil sie die ersten waren, die sich der Versöhnung geweigert hatten. Ihnen folgten alle anderen, als es aber an ihren Nestling, den kleinen Merkur, kam, der seine Schwester verraten hatte, da wollte ihr Mutterherz brechen, ihre Hand zitterte, und sie hatte nur die Kraft, ihn eine ganz kleine Strecke von sich wegzustoßen, so daß er ihr auch jetzt noch immer der nächste ist.

Sie selber blieb einsam zurück und verhüllte ihr stolzes Angesicht und weinte.

Als die Erde sich wieder faßte und ihre Tränen allgemach spärlicher rannen, da war ihre Schönheit zerstört, ihre Haut war ge-

furcht, und Schnee war auf ihr Haar gefallen. Da stimmte sie an das große Lied, ihrer und ihrer mitbetrogenen Schwestern Wehgesang, und die anderen fielen ein — es waren die ersten Akkorde jener entsetzlichen Weise, die ihr Morgen- und Abendlied geworden ist. Man nennt sie Sphärenharmonie, aber kein sterbliches Ohr hat sie je vernommen, und wohl euch, daß ihr sie nicht vernehmen könnt. Ich habe sie nur einmal gehört, und von diesen Lauten ist mein Haar erbleicht.

So wandeln sie nun auf ewig getrennt ihre unermesslichen Bahnen. Zuweilen freilich begegnen sie sich, dann aber schlagen sie die Augen nieder und gehen still aneinander vorbei. Und doch wollen eure Astronomen bemerkt haben, daß die Venus und der Mars in letzter Zeit ein freundliches Wort miteinander gesprochen hätten.

Auch unsere Erde ist jetzt ruhiger geworden, aber ein Riß geht durch ihr Herz, der nie geheilt ist, und alle ihre Geschöpfe sind damit gezeichnet.

Und wenn sie sich auch gefaßt hat, so daß sie jetzt fast erkaltet erscheint, so glaubt ja nicht, daß sie darum weniger leide: die heiße Quelle ihrer Tränen, die immerwährend hoch oben im Norden sprudelt, gibt Zeugnis von ihrem ewigen Gram. Und wer weiß, ob nicht wieder einmal beim Anblick des Verräters Feuer aus ihrem Innern brechen und alle eure kleinen Leidenschaften in ihrer Glut begraben?

Jener Komet aber ist nicht wieder in ihre Nähe gekommen. Nur zuweilen in schönen Nächten sieht man ihn in weiter Ferne vorüberziehen, schön und kalt wie je. Wer weiß, wie vieles Sternenglück er seitdem getrübt hat, wie viele Feuertränen um ihn geflossen sind? Und so oft die unglückliche Erde seinen goldenen Mantel wallen sieht, bricht die alte Wunde wieder auf, dann gärt und wühlt es tief innen, krampfhaft hebt sich ihr Busen. Hier oben aber pflegt es alsdann nicht geheuer zu sein; es sind zwar nur Funken der früheren Glut, die aus der geborstenen Decke

springen, aber sie können dem Parasitenvölkchen, das sich ringsum eingenistet hat, schon tüchtig einheizen, wie dazumal, als ich zum ersten Male hier oben stand und das liebliche Pompeji zu meinen Füßen in der Asche verschwinden sah —

Sie, rief ich entsetzt, Sie wären damals hier gewesen. So sind Sie niemand anderes, als — hier stockte ich und wagte nicht fortzufahren.

Nennt keinen Namen, sagte er, denn keiner ist imstande, mein ganzes Wesen zu umfassen. Ich bin der unglücklichste Sohn meiner unglücklichen Mutter, denn ich bin unvergänglich wie sie, und solange der Fluch auf ihr lastet, darf auch ich keine Erlösung hoffen. Dafür aber, fuhr er mit aufleuchtendem Gesicht fort, dafür stehe ich ihr auch am nächsten, ich darf mich an ihren Busen werfen, und sie hört meine Klagen, und wenn ich das Treiben meiner sterblichen Brüder nicht mehr mit ansehen kann, so komme ich hier herauf und lege die Hand an ihre klopfende Brust und fühle die Schläge dieses edlen Herzens, und in dem Donner, der Euch mit Zerstörung droht, höre ich die tröstende Stimme meiner Mutter. — Und nun lebt wohl, denkt an die Geschichte, die ich Euch erzählt habe und wenn Ihr könnt, so zieht einen tröstlichen Schluß für Euch und Euresgleichen daraus.

Großer Wanderer, rief ich und sprang in die Höhe, Ihr wollt fort, so laßt mich noch ein Wort von Euch hören.

Lebt wohl, ich darf nicht länger bleiben, ich muß zu den Menschen zurück, die mich nicht entbehren können, wiewohl sie mir fluchen. Wenn ich Euch aber je auf meiner Wanderung wieder begegne, so will ich Euch ein Erkennungszeichen geben.

Mit diesen Worten wandte er sich zum Gehen, und ehe ich noch ein Wort finden konnte, war er den Berg hinabgestiegen.

Ich sah ihm nach, bis er meinen Augen entschwunden war.

Oh, ewige Mutter, rief ich dann und warf mich zu Boden, große himmlische Dulderin, hier schwöre ich dir, du sollst keine Klage mehr von mir hören. Was auch mein Leid sei, ihm ist ein Ziel

gesetzt, denn ich darf sterben, und du nimmst mich liebevoll und erbarmungsvoll in deinen Schoß zurück. Du aber mußt kreisen ruhelos und elend durch Wonen fort und fort ohne Ende, wenn nicht deine stolze Mutter ihren Sinn erweichen läßt und dir ihre Arme öffnet, daß du ihr ans Herz fliegst, um dort zu vergessen und zu vergehen.

So weit hatte der Freund ununterbrochen weiter erzählt; als er nun aber schwieg, da blickten sich die Zuhörer verwundert an und schüttelten die Köpfe, und einer, der ein starker Zweifler war, sagte:

Ich glaube, lieber Freund, Sie haben oben am Fuße des Kraters ein heißes Mittagsschläschen gemacht und da hat Ihnen der mitgenommene Wein diese närrische Geschichte vorgespiegelt.

Aber der Freund schüttelte den Kopf und erwiderte ernsthaft:

Beinahe hätte ich es auch glauben mögen, als ich wieder unten an dem lachenden Gestade stand und die leichten Dampfwolken an dem klarblauen Himmel emporsteigen sah. Als ich aber einige Monate später im Golf von Neapel die Anker lichtete, um in meine Heimat zurückzukehren, da fuhr ein kleiner Dampfer mit Menschen gefüllt in der Richtung nach Süden an uns vorüber. Am Bug stand ein kleiner grau gekleideter Mann, der mit übereinandergeschlagenen Armen forschend in das blaue Wasser nieder sah, als lese er in dem klaren Auge wie in einem Buch. Beim Vorüberfahren sah er auf und winkte mir mit der Hand, aber noch ehe ich ihn recht erkannte und seinen Gruß erwidern konnte, hatte ihn das leichte Dampfboot weit hinweggetragen.

Die goldenen Träume

In einer armen Weberfamilie war das zwölfte Kind geboren worden. Aber kein fröhlicher Willkommen ward dem Neuan-
gekommenen zuteil, der Vater blickte ihn sorgenvoll an, denn bei seinem kargen Verdienst und seiner zahlreichen Familie fiel ihm die neue Last schwer auf die Schultern; die Geschwister, deren junge Herzen schon in der Not des Lebens verhärtet waren, wandten sich unwillig von dem Eindringling ab, der ihnen ihr schmales Teil noch zu schmälern drohte, und das einzige Auge, das ihm einen freundlichen Blick gegönnt hätte, war soeben für immer erloschen.

Nur eine mitleidige Nachbarin beschäftigte sich mit dem schreienden Kind und suchte es, wiewohl vergeblich, zu beschwichtigen.

Lauf, lauf, Gevatter, rief sie plötzlich, und holt den Pfarrer, daß er ihm schnell die Taufe gibt, das Kind liegt im Sterben; sehr Ihr nicht, es ist ja schon ganz blau. Freilich, es ist dem armen Wurm zu gönnen, setzte sie für sich hinzu.

Der Vater, der sich überzeugte, daß die Frau recht hatte, schickte den ältesten Knaben zum Pfarrer und empfahl ihm an, gleich auf dem Heimweg beim Schreiner das Särgelein zu bestellen, damit er nicht zweimal von der Arbeit weg müsse. Die Nachbarin aber legte das kleine Wesen in einen Korb und ging ihren eigenen Geschäften nach.

Als der Knabe mit dem Pfarrer zurückkam, begegnete ihnen unterwegs eine weise Frau, die sah außerordentlich schön und huldreich aus, und der fromme Mann bat sie, ihm bei seinem Werk behilflich zu sein und das Kind aus der Taufe zu heben. Sie

willigte ein, und als der Knabe an der Thür des Schreiners stehenblieb, sagte sie: Komm, dein Brüderchen wird nicht sterben.

Als sie miteinander in die Hütte traten, kam ihnen der Weber entgegen, und beim Anblick der schönen Frau heiterte sich sein Gesicht auf, und er lächelte wie die Sonne nach vierzehn Tagen Regenwetter, denn er hoffte, die weise Frau würde ihrem Patchen wenigstens ein ansehnliches Geschenk zurücklassen.

Als diese den kleinen Knaben auf den Arm nahm, hörte er sogleich zu schreien auf. Sie hielt ihn, während er die Taufe empfing, und gab ihm selbst den Namen Johannes. Nachdem die Zeremonie beendigt war, bettete sie ihr Taufkind wieder in den Korb, legte ihm die Hand auf die Stirn und murmelte einige unverständliche Worte. Als bald schloß das Kind die Augen und fiel in festen Schlaf, wobei es freundlich lächelte und mehrmals die kleinen Händchen ausstreckte, als ob es nach einem schönen Gegenstand griffe. Dann wollte sich die weise Frau zurückziehen.

Der Vater aber, der sich zu seinem Verdruß überzeugt hatte, daß auf dem Kissen des Täuflings kein Geschenk lag, trat der weisen Frau in den Weg und bat sie mit übel verhehlter Enttäuschung, ihrem Patentkind wenigstens einen guten Wunsch und Spruch zu tun, wodurch vielleicht seine elende Lage in Zukunft erleichtert werden könne.

Ihr irrt Euch in mir, guter Mann, entgegnete die weise Frau. Gern hätte ich Eurem Kleinen ein kostbares Patengeschenk zurückgelassen, aber Geld und Gut habe ich nicht zu vergeben. Die eine Hälfte seines Lebens wird wie die Eurer andern Kinder Noth und Kummer sein, das zu ändern steht nicht in meiner Macht; damit es aber doch nicht ganz ohne Nutzen für ihn bleibe, daß eine weise Frau an seiner Wiege gestanden, habe ich ihm das Beste verliehen, was ich zu verleihen habe, indem ich die andere Hälfte seines Lebens vergoldete.

Bei diesen Worten fuhr der Vater erstaunt und freudig auf, er ließ aber den Kopf tiefer und tiefer sinken, als die weise Frau fortfuhr:

Sowie er das Auge schließt, werden goldene Träume um sein Bett stehen, und werden ihn für alles entschädigen, was er am Tage zu leiden hat, und sie werden nicht von ihm weichen bis zu seinem Lebensende, es wäre denn, daß er selbst sich ihrer entäußerte. Dies soll er ja unterlassen, denn es würde schwerer Kummer für ihn daraus entstehen. Auch soll er nie suchen, andere daran teilnehmen zu lassen oder sie ihnen zeigen zu wollen, er hätte nur Verdruß davon. Schärft ihm das ein in meinem Namen, sobald er imstande sein wird, Euch zu verstehen. Und nun gehabt Euch wohl.

Damit war sie verschwunden. Der Weber machte sich vertrießlich wieder an sein Tagwerk.

Träume, brummte er vor sich hin, das ist mir eine saubere Stiftung. Und von Gold? hm, das wird auch ein gutes Gold sein, so echt wie das, welches mir der Sonnenuntergang auf meine Gipswände wirft. Aber so sind die vornehmen Leute, wenn es ans Schenken geht.

Doch gab er sich in der Folge zufrieden, als er bemerkte, daß das Kind ihm gar keine Mühe machte, da es die ganze Nacht und den halben Tag anhaltend fortschlief, wobei es immer freundlich vor sich hinlächelte, und überhaupt sehr verträglich und leicht zu behandeln war.

Die seltsamen Worte der weisen Frau hatte der Alte längst vergessen, da er überhaupt kein Jota von allem verstanden hatte, und so fiel es ihm auch später nie ein, seinem Sohne etwas davon zu sagen.

Der kleine Johannes gedieh kräftig heran und empfand es nicht, daß ihm alles fehlte, was sonst die Kindheit verschönert. Er hatte keine Spielfkameraden, denn seine älteren Geschwister mußten schon alle dem Vater bei der Arbeit an die Hand gehen und konn-

ten sich nicht mit ihm abgeben; er hatte kein Spielzeug als die Kiesel, die er von der Straße, und die Muscheln, die er am Strande auflos, und keine Hand, die seine ersten Schrittchen leitete. Und doch war er immer guter Dinge, wenn auch viel stiller als alle seine Geschwister. Auch zeigte sich schon früh ein zerstreutes Wesen an ihm, das ihm während seines ganzen Lebens anhaftete.

Als er so weit herangewachsen war, daß sein Vater ihn bei der Arbeit verwenden zu können meinte und ihm das Weberhandwerk beizubringen suchte, da fingen für ihn die Schattenseiten des Lebens an, denn bis jetzt hatte er nichts gekannt als die wunderbaren Träume, die jeden Abend um sein Bettchen standen, und um deretwillen er gewöhnlich in den hellen Tag hinein schlief. Irgendwie lernte er auch viel später als andere Kinder sich mit der Welt um ihn her befassen, denn er hatte den ganzen Tag nichts als seine lieben Träume im Kopf. Oft versuchte er auch seinen Geschwistern davon zu erzählen und wollte sie ihnen zeigen, da er ein so gutes Herz hatte, daß es ihm der größte Kummer war, den andern nichts von seinem Schatz mitteilen zu können. Diese aber verstanden gar nicht, was er wollte, lachten ihn aus, und wenn er gar zu aufdringlich wurde, so gaben sie ihm wohl auch eine Ohrfeige. Dann schlich er betrübt hinweg, setzte sich in eine Ecke und weinte bitterlich, bis ihm die Augen zufließen. Und alsbald standen sie wieder vor ihm, glänzend und schimmernd wie eitel Gold, und er streckte die Händchen aus und lächelte im Schlaf.

Zu der Arbeit zeigte er sehr wenig Geschick und noch weniger Ausdauer, denn wenn er eben am Webstuhl saß, so fielen ihm plötzlich die Hände in den Schoß, und er starrte mit großen Augen vor sich hin, was ihm Verweise und Schläge vom Vater und manche heimlichen Püffe von den Geschwistern eintrug. Sie schalten ihn bei solchen Gelegenheiten einen unnützen Brotesesser, der nie imstande sein werde, den Vater zu unterstützen oder sich

selbst seinen Unterhalt zu verdienen, und wenn sie besser aufgelegt waren, so nannten sie ihn einfach „Hans den Träumer“.

So vergingen die Jahre. Der Vater war inzwischen schon gestorben, die Geschwister in die Welt hinaus verstreut, um ihr Fortkommen zu suchen. Einige waren verschollen, andere hatten ihre eigene Hütte, ihr Weib, ein Häuflein Kinder und ein Heer von Sorgen. Nur Johannes, der inzwischen zum Mann herangewachsen war, saß noch immer in seines Vaters Hütte, die ihm die andern, da sie ihn für schwachsinzig hielten, aus Mitleid abgetreten hatten. Da lebte er kärglich vom Ertrag seiner Arbeit, denn er verbrauchte alles von der Hand in den Mund und mochte nie mehr erwerben, als er für den andern Tag nötig hatte. Im ganzen Dorf nannten sie ihn jetzt „Hans den Träumer“, und er rechtfertigte diesen Namen vollauf, denn er ging immer mit dem Kopf in den Wolken umher und legte, sobald es irgend tunlich war, die Arbeit weg, um sich auszustrecken und die Augen zu schließen. Daß er bei solchem Tagewerk keine Seide spann, läßt sich denken, und in der That nach wenigen Jahren war sein Hüttchen, um dessen Ausbesserung er nie einen Finger rührte, so zerfallen, daß ihm die liebe Sonne zum Giebel hereinschien, und doch gelang es auch ihren stärksten Strahlen oft kaum, den Langschläfer vor Mittag zu wecken. Endlich erbarmte sich die Gemeinde und ließ ihm noch vor Eintritt der Regenzeit wenigstens sein Dach flicken. Diese Gelegenheit benützten seine Freunde und Gönner und auch die andern Bewohner des Dorfs, die ihm wegen seiner Gutartigkeit und seines einnehmenden Wesens eigentlich doch wohlwollten, und machten ihm bringende Vorstellungen, daß er sich aus seiner Trägheit aufraffen und ein fleißiger, brauchbarer Mensch werden solle. Als er nun aber anhub, von seinen Träumen zu erzählen, die nach seiner Behauptung nicht nur so ein Spukbild, sondern echte Goldgestalten sein sollten, als er ihnen Dinge schilderte, wie sie ringsum in der ganzen Welt nicht vorkommen, und dafür Worte gebrauchte, wie sie kein Mensch im

Dorf je gehört hatte, da wurden sie böse auf ihn, schalteten ihn und zogen sich, als er sie durchaus von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugen wollte, mit Achselzucken von ihm zurück, indem sie ihn für einen ausgemachten Narren und unverbesserlichen Tagedieb erklärten.

Infolgedessen verbreitete sich schnell das Gerücht, Hans der Träumer sei im Oberstübchen nicht recht zu Hause, es sei deshalb gar nichts mit ihm zu machen und man könne ihm auch keine Arbeit mehr anvertrauen. Von dieser Zeit an nahmen die Bestellungen bei ihm mehr und mehr ab, er geriet immer tiefer ins Elend, und schließlich ging es sogar ans Hungerleiden, da ihm kein Mensch etwas borgen mochte und er zum Betteln zu stolz war. Aber Hans blieb guten Muts, der kleine Hausrat, den er noch besaß, wanderte Stück für Stück zum Trödler, und der Ertrag eines jeden gab wieder für mehrere Tage Brot. Wenn es auch immer kahler, immer armseliger im Hause ward, was kümmerte ihn das? Er brauchte ja nur die Augen zu schließen und alsbald glänzte und stimmerte es um ihn her wie in keinem Königsschloß. Zuletzt verkaufte er auch das Bett, denn er hatte sich überzeugt, daß ihn seine goldenen Träume auch auf dem Stroh besuchten, ja sie blieben jetzt sogar den Tag über bei ihm, da er sie nicht mehr um des Geschäftes willen zu verscheuchen brauchte, und er wäre jetzt eigentlich der glücklichste Mensch gewesen, wenn es ihn nicht immerwährend heimlich gekränkt hätte, daß niemand außer ihm seinen Schatz genoß. Als auch der Erlös des Bettes verzehrt war und ihn der Hunger wieder zu quälen anfang, da besann er sich nicht lange. Es ist ja Sommer, dachte er bei sich, hob die Fensterscheiben aus und verkaufte sie an den Glaser. Dann stillte er seinen Hunger und träumte weiter. Desgleichen kam er später auf den klugen Einfall, die Türen auszubrechen, denn er wußte wohl, daß die Diebe nichts bei ihm zu suchen hatten.

So fristete er sich bis zum Herbst, nun aber waren alle Mittel erschöpft und er wußte nicht, wie er sich weiter helfen sollte. An

seine Brüder mochte er sich nicht wenden, da es ihnen selber am nötigsten fehlte, und die andern hatten ihn, wie wir wissen, längst als einen arbeitscheuen Taugenichts aufgegeben. So suchte er denn die letzten Brotkrumen zusammen und streckte sich auf dem Heu aus, um das Knurren seines Magens zu beschwichtigen. In der Nacht aber fuhr ein eifiger Wintersturm durchs Haus, er raste durch die Fenster- und Türöffnungen aus und ein, daß der arme Hans, der vor Hunger und Frost zitterte, sich tief im Heu vergrub. Seine Träume standen zwar treulich neben ihm und glänzten und schimmerten so schön wie immer, er konnte ihnen aber nicht mehr zulächeln, denn seine Zähne klapperten vor Frost. Und als ihm gar am Morgen beim Erwachen ein heftiger Schneewirbel ins Gesicht schlug, da zögerte er nicht länger. Er sprang auf, raffte eilig, wiewohl mit schwerem Herzen, seine goldenen Träume zusammen, nahm sie unter den Arm und rannte mit ihnen fort in den Schneesturm hinaus. Er lief schnell, damit ihn sein Entschluß nicht wieder gereuen sollte, und hielt erst an, als er in der nächsten Stadt vor dem Laden des Goldschmieds stand.

Meister, sagte er, indem er zur Türe hineintrat, ich komme, um Euch ein vorteilhaftes Geschäft anzubieten. Ich habe hier einen Schatz, der mit keinem Golde der Welt zu bezahlen ist, den ich Euch aber um ein Geringes ablassen will, den ich befinde mich in großer Not.

Der Meister warf einen zweifelhaften Blick auf seinen abgeschabten Anzug und sagte:

Nun, so laßt einmal sehen, was sind das für Herrlichkeiten?

Träume! entgegnete Hans, indem er seinen Pack auseinanderwickelte; echte goldene Träume, auf die ein König stolz wäre.

Dabei ließ er seine Träume los, die von seinem Arm herabglitten und nun langsam durchs Zimmer schwebten. Und es ging ein Glänzen und Funkeln von ihnen aus, das an allen Wänden widerstrahlte und einen ordentlich in die Augen biß.

Aber der Goldschmied wollte sich ausschütten vor Lachen.

Träume, rief er, ha, ha, Träu—äume, und lachte immerfort, daß ihm der dicke Bauch wackelte und die Tränen über die Backen liefen. Und dafür soll ich dir gutes bares Geld geben? Das wäre mir ein Geschäft, ha, ha, ha! O du guter Hans!

Als Hans den Goldschmied so unmäßig lachen hörte, stand er ganz versteinert, und auch ihm traten jetzt die Tränen in die Augen, aber nicht vor Vergnügen.

Im Zimmer aber war noch ein Dritter anwesend, der mehr konnte als Brot essen. Das war ein langer, magerer fremder Herr, der bis jetzt am Fenster gestanden war und ein paar blitzende Armbänder prüfend gegen das Licht gehalten hatte. Der bemerkte wohl, daß vor dem Glanz, der von den goldenen Träumen ausging, alle Edelsteine im Laden plötzlich verblaßt waren. Er drehte Hans sein hageres erdfahles Gesicht zu, und seine tiefliegenden Augen funkelten vor Habgier, als er sagte:

Wieviel verlangt Ihr für die goldenen Dinger? Ich zahle Euch jeden Preis, ohne zu handeln.

Als der Goldschmied diese Worte hörte von einem vornehmen Mann, den er für einen Kenner halten mußte, da erwachte in ihm der Gedanke, es könne sich hier am Ende doch um ein gutes Geschäft handeln, und zugleich beschlich ihn die Furcht, er habe sich durch seine unzeitige Lustigkeit um einen Gewinn gebracht. Schnell nahm er eine ernsthafte Miene an und sagte zu Hans:

Verzeiht, ich wollte Euch nicht auslachen, es wandelt mich nur zuweilen ein böser Lachkrampf an, für den ich gar nicht kann. Ich will mich gern mit Euch auf das Geschäft einlassen, nur muß ich mich durch eine genaue Schätzung von dem Wert Eurer Goldpüppchen überzeugen. Laßt einmal sehen, was ist eigentlich daran —

Dabei setzte er seine Brille auf, watschelte auf die Träume zu und wollte einen fassen, aber Hans kam ihm zuvor und schrie:

Nun sollt Ihr sie gar nicht haben. Nein, lieber will ich ver-

hungern, als meine lieben Träume in Euren plumpen Händen lassen.

Bei diesen Worten war es merkwürdig anzusehen, wie sich die Träume ganz von selbst wieder unter den Arm ihres rechtmäßigen Besitzers schmiegt und sich da zusammenlegten, daß sie nur ein ganz kleines Bündel bildeten. Mit diesem rannte Hans wieder zur Türe hinaus, wie er gekommen war, ohne den fremden Herrn nur eines Blicks zu würdigen.

Dieser aber warf dem ganz verduhten Goldschmied schnell seine Armbänder hin. Meister, ein andermal, sagte er, und schon war er mit einem Sprung zur Türe hinaus und rannte ebenso eilig hinter Hans her.

Hans lief, was er laufen konnte, und hielt seine Träume fest an sich gedrückt. Erst als er das Stadttor hinter sich hatte, blieb er stehen, um Atem zu holen. Da hörte er hinter sich ein bst, bst, und als er sich umsah, erblickte er den Fremden. Er sah ihn jetzt erst genauer an und fand gar kein Vergnügen an seiner Gesellschaft. Es war ein spitziges Gesicht, an dem kein Alter zu erkennen war, das heißt, er konnte ebensogut dreißig wie sechzig zählen, stechende graue Augen und ein ganz schwarzer tadelloser Anzug, unter dem eine schwere Goldkette hervorglänzte. Er trat freundlich auf Hans zu und klopfte ihm auf die Schulter. Dieser aber wich zurück und suchte sich den unheimlichen Kumpen so weit als möglich vom Hals zu halten.

Laßt Euch's nicht verdrießen, guter Freund, redete er den bestürzten Hans an, daß der Goldschmied Euren Schatz nicht zu taxieren gewußt hat. Er ist eben am Werktag geboren und goldene Träume sind ihm in seinem Geschäft noch nicht vorgekommen. Ich aber kann wohl sagen, daß ich, was solche Dinge betrifft, Kenner bin und gern einen Kauf mit Euch abschließen will.

Ich habe nämlich einen Störenfried da innen, fuhr er mit heiserem Lachen fort, als Hans verlegen schwieg, einen Störenfried, der mich bei Nacht nicht ruhig schlafen läßt, und da kann mir

nichts erwünschter kommen als Eure goldenen Träume, damit sie nachts um mein Bett stehen. Ihr sollt selbst den Preis bestimmen. Sagt, wieviel wünscht Ihr dafür?

Hans erhob Einwendungen, aber der Hunger quälte ihn so heftig und der Fremde wurde so dringlich und machte ihm so große Anerbietungen, daß er schließlich nachgab, indem er bei sich dachte: In Gottes Namen, wenn ich einen solchen Beutel Gold besitze, so kann ich alle Herrlichkeiten dieser Welt dafür haben und brauche dann ja im Grund meine goldenen Träume gar nicht mehr.

So wurden sie handelseinig, und Hans trug einen schweren Beutel, der fremde Herr die goldenen Träume davon. Aber beim Weggehen drehte er sich noch einmal um, beschrieb Hans aufs genaueste seine Wohnung und sagte zum Schluß:

Wenn Euch je der Handel gereuen sollte, so kommt nur zu mir, wir werden uns alsdann schon verständigen.

Und ehe noch Hans antworten konnte, war der Fremde verschwunden, als ob ihn der Boden verschlungen hätte.

Von dieser Stunde fing für Hans ein ganz neues Leben an. Er ging nicht mehr in sein Dorf zurück, sondern in die Stadt ins Gasthaus und bestellte sich das beste Essen. Dort fand er eine Gesellschaft von lustigen Kameraden und hübsche Dirnen, die hielt er frei und durchzechte mit ihnen die ganze Nacht. Als er sich am andern Morgen den bleiernen Schlaf aus den Augen wischte, fand er sich in einem bequemen Schlafzimmer auf weichem Bett, aber die Welt kam ihm fahengrau und nüchtern vor, und erst nachdem er sich vergeblich nach seinen goldenen Träumen umgesehen, besann er sich mit Mühe auf das Vorgefallene. Doch blieb ihm keine Zeit, um Betrachtungen anzustellen, denn gleich darauf erschienen seine neuen Freunde, mit denen er gestern gezechet und Brüderschaft getrunken, und führten ihn zu einem reichlichen Frühstück, das er natürlich bezahlte. Dabei sagten sie ihm so viel Schmeichelhaftes über seinen Witz, seine gute Manieren und sein

wohlgestaltetes Aussehen, und auch der Wirt behandelte ihn trotz seiner schlechten Kleidung mit so viel Hochachtung, daß der arme Webersohn nicht wußte, wie ihm geschah und daß er, wenn ihm auch heute morgen kein Bissen mundete, doch wieder ganz guter Dinge ward. Nach dem Frühstück führten sie ihn zum Schneider, bei dem er sich die besten Kleider aussuchte und sie ohne zu handeln bar bezahlte. Als seine Freunde sein vieles Gold sahen, wurden sie noch artiger und rieten ihm, ein schönes Haus zu kaufen und sich ganz in ihrer Stadt niederzulassen. Dieser Vorschlag leuchtete Hans ein, der Kauf wurde noch am selben Tage abgeschlossen, er bewohnte nun eine prächtige Villa, hielt sich große Dienerschaft, Wagen und Pferde und lebte in Saus und Braus. Täglich gab er große Gastmähler, und es versteht sich, daß seine neuen Freunde ihn keine Stunde verließen und daß er deren immer mehr und mehr fand. Dabei war es zu verwundern, daß, obwohl er das Gold mit vollen Händen ausstreute, sein Beutel doch nie leer wurde.

Unser Hans, der jetzt Herr Johannes hieß, schwelgte im siebten Himmel; nur eins trübte sein Glück: er schlief sehr schlecht, und wenn er endlich nach langem Wachen entschlummert war, so beunruhigten ihn schwere, ängstliche Träume. Um diese Quälgeister zu bannen, ließ er daher jeden Abend Musikanten kommen und machte bei Becher und Geigenklang die Nacht zum Tage, so daß er sich immer erst beim Morgengrauen niederlegte.

Bald drang auch in sein benachbartes Heimatdorf die Kunde, Hans der Träumer sei plötzlich ein reicher, vornehmer Herr geworden. Viele, die vorher über ihn die Achsel gezuckt hatten, machten sich nun auf, um ihn in der Stadt zu besuchen; auch seine Brüder kamen, die noch in der Gegend lebten, und er empfing sie alle mit großer Freude und gab einem jeden, was sein Herz begehrte. Seine Brüder mußten bei ihm bleiben, in seinem schönen Hause wohnen und alle seine Freuden mitgenießen. Seiner Heimatgemeinde aber, die ihm einst sein altes Strohdach aus-

gebessert hatte, machte er aus Dankbarkeit so ansehnliche Schenkungen, daß sie nicht nur sämtliche alten Dächer im Dorf dafür flicken, sondern auch sonst allerlei wohlthätige und gemeinnützige Werke vornehmen konnte.

Nachdem er so viele Monate wie der Vogel im Hanffamen gelebt hatte, kam allmählich ein großes Unbehagen über ihn. Das Schwelgen und Prassen, die schlaflosen Nächte, dazu die schweren Träume setzten seinem Körper und Geiste zu, auch machte er bei seinem natürlichen Verstande bald die Entdeckung, daß seine Freunde aus der Stadt eigentlich schlechte Gesellen waren, die nur seinen Reichtum benützten und sich im stillen über den dummen Bauerntölpel lustig machten. Es dauerte noch einige Monate, da war er der ganzen Wirtschafft so überdrüssig, daß ihm das Leben herzlich verleidet war. Auch bemerkte er, daß sein Geld keinen Segen brachte: viele, die er reich gemacht hatte, wurden so übermütig, daß sie allen möglichen Schaden stifteten und schließlich als Übeltäter bestraft wurden; Häuser, die er verschenkte, brannten über Nacht ab, und als er einst einem seiner Kumpane ein schönes Pferd zum Geschenk gab, da fand der Besitzer am andern Morgen ein totes Aas im Stall. Diese und ähnliche Vorfälle brachten das Volk gegen ihn auf, man flüsterte sich zu, er sei ein Zauberer, der sein Sündengeld vom Satan habe, und hätte er nicht, um sie zu beschwichtigen, Gold mit vollen Händen unter die Leute gestreut, so wäre er vielleicht sogar aus der Stadt verwiesen worden.

Eines bösen Tages gar bekamen zwei seiner Brüder bei einem Zechgelage Streit; von Zorn und Wein berauscht, griffen sie zu den Messern, und ehe jemand abwehren konnte, lag der eine tot am Boden. Dieser Vorfall ergriff Hans aufs tiefste, er erwirkte mit großem Geldeaufwand die Freisprechung des Schuldigen von den Richtern; als er aber ins Gefängnis kam, um ihm die Nachricht davon zu überbringen, fand er den Mörder mit seinem Taschentuch erhängt.

Zieferschütter kam Johannes nach Hause, er schloß sich den ganzen Tag in seinem Zimmer ein und ließ niemand vor sich. In der Nacht aber folterten ihn entsetzliche Visionen: wohin er blickte, grinsten ihn Teufelsfräßen an, Schlangen und Skorpione krochen über sein Bett, und er konnte sich nicht regen, um sie wegzustoßen. Da ging plötzlich langsam die Türe auf und unhörbar, Arm in Arm und ohne die Füße zu bewegen, glitten seine beiden toten Brüder ins Zimmer, der eine setzte sich rechts, der andere links auf sein Bett und so flüsterten sie ihm von beiden Seiten in die Ohren:

Judas, Judas, um schnödes Silber hast du deinen guten Engel verschachert!

Ihr lügt! schrie Johannes, dem der Zorn plötzlich Kraft gab; es war Gold, gutes Gold, und ihr habt euch lang genug darin gewälzt, aber jetzt soll es ein Ende haben.

Am Klang seiner eigenen Stimme erwachte er. Der Morgen sah grau und neblig zum Fenster herein. Johannes rieb sich den Angstschweiß von der Stirn, sprang hastig in seine Kleider, rannte zu dem Schrank, in welchem sein Beutel lag, und steckte denselben zu sich, der noch so schwer war wie am ersten Tag. Dann schickte er noch einen seiner Diener zum Pfarrer und ließ ihn bitten, hundert Messen für die Seelen seiner Brüder zu lesen. Nachdem verließ er das Haus und ging, ohne sich noch einmal umzusehen, der Wohnung zu, die ihm der fremde Herr, dem er seine Träume verkauft, beim Fortgehen bezeichnet hatte. Er fand sie auch ohne Mühe; es war ein prächtiger Landsitz, noch reicher als alles, was Johannes selbst besaß, und lag einige Minuten vor der Stadt am Eingang eines dunklen Tannenwaldes. Ein prachtvoller Park mit Seen, fremden hohen Pflanzen und Marmorstatuen umrahmte das ganze Haus und erstreckte sich tief in den Wald hinein, mit dem er zuletzt gleichsam zusammenfloß. Nur kam es Johannes vor, als ob der Wohnsitz des vornehmen Herrn etwas öde und melancholisch sei, aber er hielt sich nicht dabei auf, denselben

näher zu betrachten, da ihm jetzt nur eins am Herzen lag: seine Träume wieder zu bekommen. Er zog die Klingel, und der Diener, ein frecher Bursch mit verschmißtem Gesicht, führte Hans, ohne ihn zu melden, durch viele marmorglänzende, aber totenstille Korridore und Treppen in das Kabinett seines Herrn. Dieser saß in kohlschwarzer Kleidung, über einen großen Folianten gebeugt, an einem Schreibtisch. Hans ward es ganz eng ums Herz, als er in das Zimmer trat und das unheimliche Gesicht wieder vor sich sah, auf dem kein Alter und kein menschliches Gefühl geschrieben stand. Am liebsten wäre er gleich wieder davongelaufen, aber der Herr sprang bei seinem Eintritt in die Höhe und rief erfreut:

Guten Tag, mein Freund, ich habe Euch schon lange erwartet. Ha, das läßt sich denken, daß Ihr Euch nach Euren hübschen Püppchen seht, ich hab' es mir gleich vorgestellt. Habe sie Euch gut aufgehoben und sind noch so schön wie immer, es ist auch keins davon abhanden gekommen. Seht her, hier sind sie alle beisammen, sie haben mir inzwischen gute Dienste getan.

Bei diesen Worten öffnete er eine Seitentür und aus einem Nebengemach fiel ein heller goldener Widerschein und übergieß die düstern Wände des Studierzimmers mit einem sanften Licht.

Mit lautem Freudenschrei stürzte Hans auf die Türe zu, aber der Herr schloß sie rasch wieder ab und sagte:

Gemach, gemach! Ihr sollt sie wieder haben, ich bitte Euch nur zuvor um eine kleine Gefälligkeit. Ich bin nämlich ein leidenschaftlicher Autographenfreund, das heißt, um mich deutlicher auszudrücken, ich sammle außer andern Merkwürdigkeiten auch die Handschriften bedeutender Männer. Da nun der erste und sozusagen natürliche Besitzer goldener Träume zu den eigenartigsten Erscheinungen der Mitwelt gehört, so liegt mir viel daran, daß Euer Name in meiner Sammlung nicht fehle.

Seht her, fuhr er fort, indem er das große Buch vom Tische nahm. Hier findet Ihr die namhaftesten Berühmtheiten vertreten, welche insgesamt die Gewogenheit hatten, ihre Namen eigenhän-

dig hierherzusetzen, ja sie waren sogar so freundlich, sich auf meinen besondern Wunsch dabei in die Finger zu ritzen und die Feder in ihr eigenes Blut zu tauchen, wodurch sie nun gleichsam auch körperlich bei mir verewigt sind. Ich ersuche Euch um das gleiche, es ist ein kleiner Dienst, den Ihr mir nicht abschlagen könnt, und als Gegendienst gebe ich Euch Eure Träume zurück.

Dabei überreichte er ihm mit einer höflichen Verbeugung das Buch, auf dessen letzter Seite eine lange Reihe von rotgeschriebenen Namen stand, die jedoch, mit Ausnahme des letzten, alle ausgestrichen waren.

Aber Hans, dem während der letzten Worte des Unbekannten alles Blut aus den Wangen gewichen war, stieß jetzt einen lauten Schrei aus, ließ das Buch fallen und rief, während sich die Haare auf seinem Kopf sträubten:

Weg von mir, Satan, verruchter. Ich weiß, was du von mir willst, meine Seele willst du, aber du sollst sie nicht bekommen. Du bist entweder der Gottseibeius selbst oder doch einer seiner Abgesandten. Hier hast du dein Sündengeld zurück (und dabei warf er ihm den Beutel klirrend vor die Füße), und nun gib mir meine Träume wieder, und ich will nichts weiter mit dir zu schaffen haben.

Deine Träume? entgegnete der andere höhnisch, während sich sein blaßes Gesicht vor Wut verzerrte. Deine Träume siehst du nicht eher wieder, als bis du unterschrieben hast. Um einen Beutel Gold waren sie dir feil, jetzt bist du der Käufer, und ich habe ihren Wert zu bestimmen. Hier ist ein Messer und hier eine Feder, ein kleiner Schnitt —

Aber als er auf ihn zutreten wollte, war Hans schon mit einem Gott steh mir bei! zur Türe hinausgestürzt und rannte ohne Umsehen durch die Korridore und Treppen hinaus ins Freie. Mechanisch eilte er den Weg zurück, den er gekommen war; als er aber die Stadt erreichte, sah er schon von weitem einen Volksauflauf und hörte von einigen Vorübergehenden, die ihn nicht

kannten, seinen Namen nennen. Er erschrak und schlich auf die Seite, denn soviel hatte er aus ihren Reden vernommen, daß das Haus des reichen Herrn Johannes plötzlich am hellen Tag mit großem Gefrach zusammengestürzt, und daß die ganze Bürgerschaft darüber in großer Aufregung sei. Später stellte sich auch heraus, daß zur selben Stunde sämtliche Besitzungen, die er für sein Geld angeschafft hatte, spurlos verschwunden waren, mit Ausnahme der Gaben, die er für fromme Zwecke gespendet.

Auf diese Nachricht wagte Johannes nicht mehr in die Stadt zurückzukehren, sondern schlug eine andere Straße ein und ging den ganzen Tag fort, bis er abends eine fremde Ortschaft erreichte. Es kam ihm aber vor, als ob alle Vorübergehenden ihm durchbohrende Blicke zuwürfen, deshalb hielt er sich am Rand der Straße und ging mit niedergeschlagenen Augen, ohne jemand um den Weg zu fragen. Er fand denn auch von selbst die Herberge und brachte wiederum eine schreckliche Nacht zu, denn er hatte dieselben Träume von den Schlangen und Skorpionen und den beiden Brüdern, die ihn einen Judas schalteten. Am andern Morgen eilte er, ohne Speise zu nehmen, wie von Furien gehezt, weiter und kam wieder in eine fremde Ortschaft, wo er übernachtete. Da sich aber auch dort der gleiche Traum wiederholte und immer ängstlicher und drückender ward, beschloß Johannes, ehe er sich auf ganz von seinen goldenen Träumen entfernte, noch einen letzten Versuch zu wagen.

Er machte sich in der Frühe des nächsten Morgens auf und ließ sich durch einen Fuhrmann in die Nähe der Stadt zurückbringen. Dort hielt er sich versteckt, und als es Nacht war, schlich er mit klopfendem Herzen und sich vielfach bekreuzend zu der Wohnung des Mannes, den er jetzt für einen Zauberer erkannt hatte. Mit einem Kreuzifix in der Hand, das ihn gegen bösen Zauber schützen sollte, kletterte er über die Parkmauer und spähte an den Fenstern hinauf, welches wohl das Schlafzimmer sein möchte. Als er um das Haus schlich, erblickte er einen hohen Zypressenbaum, dessen

verschlungene Äste zu den Fenstern hineingewachsen waren, und aus diesem Zeichen erkannte er, daß er vor dem Schlafkabinett des Zauberers stand, denn er hatte denselben Baum zwei Tage zuvor vom Zimmer aus bemerkt. Schnell besonnen kletterte er den Baum hinauf und schwang sich von seinen Ästen an das Fenstergesimse hinüber. Da hörte er langgezogene Töne, die ihm keinen Zweifel mehr ließen. Er zog sich vollends hinauf und erblickte innen auf weichem Ruhebett den unheimlichen Gesellen, der aber jetzt ganz ruhig schlief, als ob er das leichteste Gewissen von der Welt hätte, und auch so unschuldig aussah, wie ein neugeborenes Kind. Um ihn her aber standen glänzend und schimmernd wie eitel Gold die lieben, alten, wohlbekannten Träume. Als Hans oben am Fensterbrett erschien, da drehten sie sich nach ihm um und sahen ihn traurig an. Hans sprang herunter und wollte nach ihnen greifen, sie aber glitten ihm aus den Händen und schüttelten den Kopf. Gleichzeitig fuhr auch der Zauberer halb erwacht in die Höhe und Hans ergriff schleunigst die Flucht auf demselben Weg, auf dem er gekommen war.

Nun blieb der unglückliche Johannes viele Jahre lang verschollen. Er wanderte von Stadt zu Stadt, verdingte sich da und dort im Tagelohn, um sein Leben zu gewinnen, denn er war jetzt ganz verarmt; er konnte es aber nirgends lange aushalten, denn er fand keine Ruhe; selbst wenn er nach angestrengter Arbeit abends die Augen schloß, quälten ihn seine Spukbilder. So kam er endlich auf den Gedanken, nach Hause zurückzukehren in seine alte Hütte, denn dort, wo er immer so friedlich geschlummert, konnte er allein noch hoffen, die Ruhe wiederzufinden.

Es gelang ihm mit unendlichen Schwierigkeiten, die Heimat wieder zu erreichen. Er gab sich aber niemand zu erkennen, sondern ging gleich geradeswegs auf seine Hütte zu. Er fand sie noch im gleichen Zustand, wie er sie verlassen hatte, denn die Gemeinde, die ihn trotz der bösen Gerüchte, die von ihm im Lande gingen, immer noch als ihren Wohltäter verehrte, hatte ihren Stolz darein

gesetzt, seine einstmalige Behausung unverfehrt zum Andenken an ihn zu erhalten. Türe und Fenster fehlten, auch das Dach war schadhast, wie damals als er es verließ, aber es war eine warme Sommernacht, so brauchte er keinen Schneesturm zu fürchten, und er hatte auf seinen Wanderungen sich schon manchmal mit noch Geringerem begnügen müssen. Er streckte sich also an seinem gewohnten Plätzchen aus und zum erstenmal nach langen Jahren entschlummerte er leicht und heiter, ohne von schrecklichen Spukbildern gefoltet zu werden. In der Nacht erschien ihm sein verstorbener Vater, der alte Weber, der trat vor ihn hin, schüttelte verdrießlich den Kopf und brummte:

Schöne Geschichten das, so geht's mit dummen Schenkungen. Aber komm morgen zu mir, ich kann dir vielleicht helfen.

Als Hans am andern Morgen gestärkt aus einem ruhigen Schlaf erwachte und sich auf seinen Traum besann, verstand er zwar gar nicht, was derselbe bedeuten sollte, aber es dämmerte doch ein Hoffnungsstrahl in ihm auf. Er suchte in seinem Sack einige Brotrinden zu einem mageren Frühstück zusammen und begab sich dann auf den Gottesacker hinaus, denn nur so konnte er seines Vaters Aufforderung verstehen. Er setzte sich auf den schlichten, verwitterten Stein und wartete lange vergeblich, daß sich etwas ereignen sollte. Dann ging er im Friedhof auf und ab, der einem blühenden Garten glich, und betrachtete sich die Kreuze und Steine. Aber es verging Stunde um Stunde, und er war immer noch allein im Schatten der hohen Bäume und hörte den Vögeln zu, die in den Zweigen saßen. Obgleich es ihm dabei ganz leicht ums Herz war und es ihm auch vorkam, als hätten die kleinen Sänger ihre Sache schon seit Jahren nicht mehr so gut gemacht, so verließ ihn doch endlich die Geduld, als er sah, daß die Sonne im Westen zu sinken begann.

So sind die Toten! sagte er verdrießlich halblaut zu sich selber; es ist kein Verlaß auf sie.

Mit diesen Worten erhob er sich, um zu gehen, als er aber schon

das Tor erreicht hatte, blickte er noch einmal an den Himmel hinauf, der jetzt in leuchtendem Abendgold schwamm. Bei diesem Anblick fielen ihm wieder seine verlorenen, einzigen Freunde, seine Träume ein, die so golden waren wie die Wölkchen, die er hinter dem Berg versinken sah, und er weinte bitterlich.

In diesem Augenblick ging eine schöne, weißgekleidete Frau vorüber, die sich auf alle Gräber niederbückte und weiße Rosen zu einem großen Strauße brach.

Was fehlt Euch, guter Mann? sagte die schöne Frau mitleidig, indem sie stehenblieb. Habt Ihr jemand Liebes hier zur Ruhe gebracht?

Als er aber den Kopf aufrichtete, sah sie ihn schärfer an und fragte plötzlich:

Seid Ihr nicht Hans der Träumer, der Sohn des Webers, der hier neben liegt?

Als Hans dies erstaunt bejahte, fuhr die schöne Frau fort:

Ich kenne dich wohl, ich habe dich als Kind auf dem Arm gehalten. Erzähle mir aufrichtig, was dir fehlt, ich kann dir vielleicht helfen.

Da berichtete Hans der schönen Frau die ganze Geschichte, wie er aus Hunger seine goldenen Träume verkauft hatte und wie es ihm hernach ergangen war.

Die schöne Frau hörte ihm aufmerksam zu und sagte dann liebevoll:

Wenn nicht alle Zeichen trügen, so müssen deine Träume noch zu retten sein. Nur wenige Stunden später und sie wären dir für immer verloren gewesen. Jetzt aber mußt du sie schleunigst auflösen.

Und als Hans sie erschrocken ansah, fuhr sie fort:

Fürchte nichts, ich werde dir helfen, den alten Schlaufkopf zu überlisten.

Dabei griff sie in ihr weißes Gewand und zog einen gläsernen, mit roter Flüssigkeit gefüllten Stift hervor, an dessen Ende eine

Feder befestigt war. Den überreichte sie Hans und gab ihm die genaueste Anweisung, wie er sich zu benehmen habe. Dann schärfte sie ihm noch aufs strengste ein, keinen Moment zu verlieren, sondern sich alsbald auf den Weg zu machen, damit er, noch ehe die Sonne völlig untergegangen sei, des Zauberers Wohnung erreiche. Hans dankte ihr mit Tränen und eilte dann dem wohlbekannten Walde zu. Es war als ob ihn Flügel trügen, denn mit den letzten Strahlen der scheidenden Sonne stand er schon vor der Türe, wo ihn derselbe Diener mit dem verschmigten Gesicht empfing; heute aber lächelte er noch unverschämter als vor Jahren, denn er hatte gegründete Hoffnung, noch heute seinen Herrn zu beerben.

Als Hans, von ihm geleitet, des Zauberers Studierzimmer betrat, da saß derselbe wieder wie vor Jahren vor seinem Buche, diesmal aber sah er nicht mehr so vornehm aus, sondern sein Anzug war vernachlässigt, seine Haltung gebückt, sein Gesicht erdfahl und verzerrt, seine Augen hingen wie in tödlicher Angst an dem Buche, kurz, er glich einem armen Sünder, der auf den Scharfrichter wartet. Als Hans in das Zimmer trat, sprang er mit einem schrillen Schrei in die Höhe, sein Gesicht belebte sich wieder, er nahm sich mit Gewalt zusammen und ging ihm höflich wie sonst entgegen.

Hans erklärte ihm kurz, daß er gekommen sei, um den vor Jahren vorgeschlagenen Handel doch noch abzuschließen. Während dieser Worte leuchtete das Gesicht des andern auf, seine unheimlichen Augen funkelten und er sagte:

Es freut mich um Euretwillen, guter Freund, daß Ihr Euch beizeiten eines Bessern besonnen habt. Ein paar Stunden später und ich selbst wäre nicht mehr imstande gewesen, Euch Euer Eigentum zurückzuerstatten. Aber nun eilt, daß wir keine Zeit mehr verlieren.

Oh, du Höllenhund, dachte Hans im stillen, er sagte aber kein Wort, sondern nahm das Messerchen, das ihm der Zauberer an-

bot und trat damit ans Fenster, wie um sich den Finger zu ritzen. Mittlerweile aber zog er seinen Stift hervor, schraubte ihn auf, daß etwas rote Flüssigkeit herauslief, und ließ dieselbe in die Feder und zum Überfluß noch über seinen Finger tropfen. Dann schrieb er seinen Namen in das Buch. Der andere bat ihn dann noch, daß er jetzt den obenstehenden austreichen möge, und Hans willfahrte. Dieser Name war aber des Zauberers eigener, wodurch er sich vor Jahren dem Satan verschrieben hatte als Ersatzmann für einen andern, dessen Name vorher in dem Buch gestanden, nun aber ausgestrichen war. Der Zauberer warf noch einen Blick auf das Buch, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung sei, dann schlug er es grinsend zu und sagte:

Es ist gut, Eure Träume stehen Euch jetzt zu Dienst; aber laßt Euch einen Vorschlag machen, Freund. Eßt heute mit mir zu Nacht, ich denke, es wird dann später noch einer zur Gesellschaft kommen; das ist ein sehr lustiger Gesell und es soll mich freuen, wenn Ihr seine Bekanntschaft macht.

Hans, der den ganzen Tag noch nichts als eine alte Brotrinde gegessen hatte und einen gewaltigen Hunger verspürte, war des wohl zufrieden. Als bald ließ der Zauberer ein köstliches Mahl mit den feinsten Weinen auftragen und beide taten sich gütlich. Hans hatte schon lange nicht mehr so gut gegessen und getrunken, und was sein Wohlbehagen vermehrte, war, daß seine lieben Träume um seinen Stuhl standen und ihm freundlich zulächelten. Aber auch der Zauberer war plötzlich wie vertauscht, er war in der besten Laune, scherzte und wußte tausend Späße, so daß Hans, der sich auch den Wein schmecken ließ, den Ausbruch ganz vergaß.

So rückte allmählich die Mitternacht heran, immer lärmender wurde der Jubel der beiden Zecher, an dem sich jetzt als dritter der Diener beteiligte. Sie sangen allerlei Schelmenlieder, wobei auch Hans nicht zurückblieb, alle lustigen Erinnerungen seines tollen Stadtlebens waren in ihm erwacht, seine Augen funkelten,

er hatte ganz vergessen, in wessen Gesellschaft er sich befand, und wollte eben seinem Zechbruder um den Hals fallen, als die Wanduhr warnte. In diesem Augenblick erdröhnte Hufschlag in der Ferne, der Zauberer fuhr in die Höhe, setzte sich aber gleich wieder und wollte Hans noch einmal einschenken. Aber seine Hände zitterten fieberhaft, so daß er den Wein Hans über den Armel goß. Dieser lachte gutmütig, da klirrte etwas auf der Treppe, die Türe sprang mit einem Schlag auf und auf der Schwelle erschien ein fremder Herr im Jagdanzug, mit einem ganzen Büschel von Hahnenfedern auf dem grünen Hütchen, das ihm schief auf den pechschwarzen Haaren saß. Sein Gesicht war noch fahler und spitziger, als das des Zauberers, aus seinen Augen sprühte ein grünliches Feuer, wie ein Höllenbrand, so daß das tückische Gesicht des andern im Vergleich zu ihm ordentlich gutmütig ausah.

Guten Abend, Kamerad, sagte er mit spöttischer Freundlichkeit, indem er auf den Zauberer zutrat, der sich erhoben hatte und ihm entgegenging. Da finde ich Euch ja in recht lustiger Gesellschaft, Ihr habt Euch vermutlich etwas stärken wollen für die Reise. Nun, Ihr könnt nicht klagen, daß ich Euch warten lasse. Dabei zog er die Uhr aus der Tasche, auf der nur noch eine Minute fehlte bis Mitternacht.

Entschuldigen Euer Gnaden, gab der andere mit ausgesuchter Höflichkeit zurück. Ich sehe mich zu meinem Bedauern verhindert meinen geschätzten Gast heut nacht zu begleiten. Indes wird dieser Herr hier (und er zeigte auf Hans) die Ehre haben, meine Stelle zu vertreten.

Du lügst, schrie der andere, und zwei helle Flammen schlugen aus seinen Augen. Du bist mir verfallen und über diesen habe ich keine Gewalt.

Belieben der Herr sich selbst zu überzeugen, entgegnete der Zauberer schmunzelnd und trat an den Schreibtisch. Hans war unterdessen mit einem Glase Wein auf den Ankömmling zugetaumelt

und lallte mit schwerer Zunge: Trink, Bruder Satan, du mußt ja höllischen Durst bekommen in deiner heißen Behausung.

Der Fremde aber würdigte ihn keines Blicks, sondern hielt seine funkelnden Augen fest auf den Zauberer gerichtet, der mit dem großen Buch an das Licht trat und die letzte Seite aufschlug. Aber mit einem Angstschrei ließ er das Buch fallen, denn Hans' Name, sowie der Strich, der seine eigene Unterschrift vernichten sollte, war ausgelöscht, da die magische Tinte die Eigenschaft hatte, nach wenig Stunden gänzlich zu verlöschen. Mit kreideweißem Gesicht und schlotternden Knien wich der arme Sünder bis ans äußerste Ende des Zimmers zurück, der Satan aber brach in ein höllisches Gelächter aus, vor dem alle Wände des Hauses dröhnten, und vor dem sich die Haare des Zauberers in die Höhe richteten. Auch Hans kam bei diesen greulichen Tönen wieder ein wenig zur Besinnung und drückte sich erschrocken zur Seite, während seine goldenen Träume sich ängstlich um ihn drängten wie die Küchlein um die Henne.

Da tat die Wanduhr den ersten Schlag. Der Satan hörte auf zu lachen und blickte sein Opfer an wie eine Riesenschlange den kleinen Vogel, den sie durch ihren Blick festbannt. Es wäre unmöglich, diesen Basiliskenblick zu schildern und die Todesangst, die sich in dem Gesicht des Gerichteten malte; das greulichste aber war, daß er selbst, wie von diesem Blick magisch hergezogen, zitternd und wankend den Fuß erhob und stoßweise bei jedem Schlag der Uhr seinem Bürger um einen Schritt näher kam.

Mit dem zwölften Schlag geschah zugleich ein furchtbarer Krach, und der Boden wankte wie bei einem Erdbeben.

Hans verlor die Besinnung, und als er wieder zu sich kam, da stand er in tiefer Nacht allein im Walde. Aber vor ihm her ging ein heller Glanz wie von schimmerndem Gold, es waren seine lieben Träume, die ihm voranschwebten und ihn den Weg zu seiner Hütte leiteten.

Am andern Morgen verbreitete sich im ganzen Dorf die Nachricht, Hans der Träumer sei zurückgekommen und liege wie vormals in seiner haufälligen Hütte. Alles strömte zu ihm, theils aus Neugier, theils aus Wohlwollen. Er aber hütete sich wohl, den Besuchern seine wahre Geschichte zu erzählen, er sagte ihnen nur, daß er nach mannigfachen Schicksalen sein Leben in der Heimat beschließen wolle. Von seinen wiedergefundenen goldenen Träumen aber schwieg er, wie ihm die weise Frau befohlen hatte.

Die Gemeinde nahm sich nun mit Rat und That seiner an, sie ließ ihm seine Hütte ausbessern und sorgte ihm für Beschäftigung. Und als er alt ward und nicht mehr arbeiten konnte, da saß er den ganzen Tag allein im Großvaterstuhl beim Ofen, und sein Gesicht glänzte ganz golden, daß es ein Wunder zu sehen war. Er aber sagte niemand, was er sah, nur wenn abends nach der Schule die Kinder vom Dorf zu ihm hereinsprangen und sich um seine Knie drängten, um seine schönen Märlein zu hören, dann erzählte er ihnen von seinen goldenen Träumen, denn das hatte die weise Frau ihm erlaubt. Die Kinder aber hörten ihm aufmerksam zu, lachten ihn auch nicht aus wie die Großen, denn sie verstanden ihn.

So vergingen die Jahre, seine Brüder und Gefreunde waren schon längst gestorben, die Kinder, denen er die Märlein erzählt, waren groß und kümmerten sich nicht mehr um ihn, denn sie hatten anderes zu tun. Nur seine Träume blieben ihm treu, sie wichen nicht von ihm und vergoldeten sein Alter wie einst seine Jugend. Und als er nach langen Jahren als müder Greis ohne Weib und Kind einsam in seiner Hütte lag und sein letztes Stündchen herannahen fühlte, da traten sie dichter an sein Bett, er heftete die brechenden Augen fest auf sie, lächelte noch einmal, streckte die Hand nach ihnen aus, ließ sie sinken und verschied. Auf seinem Haupte aber lag ein schimmernder Strahlenkranz, den die goldenen Träume ihrem toten Freund als Scheidegruß zurückgelassen hatten.

König Filz

Es lebte einst vor langen Jahren ein reicher und mächtiger König, der hatte alles, was nur sein Herz begehren konnte: große Länder, treue Untertanen, einen vollen Staatschatz, eine wunderschöne Frau und ein Haus voll blühender Prinzen. Aber der Geizteufel plagte ihn dergestalt, daß er seines Glückes nicht froh wurde, sondern nur Tag und Nacht darauf sann, wie er noch etwas erpressen und zurücklegen könne. Er haßte jeden Aufwand, ging stets in abgeschabten Kleidern, und nie durfte ein Bettler sich der Schwelle seines Palastes nahen. Deshalb gaben ihm seine Landeskinder den Spitznamen König Filz. Dieser Name aber gefiel dem König so gut, daß er ihn sich selber beilegte und als höchsten Ehrentitel trug, denn er erklärte es für größeren Ruhm, seine Habe durch weise Ersparnis, als durch blutbefleckte Kriegsbeute zu mehren. Halbe Tage lang saß er in seiner Schatzkammer, die nie ein anderer Fuß als der seinige betreten durfte, und wog jedes neu hinzugekommene Goldstück, ob es das rechte Gewicht habe. Und obwohl sich die Geldsäcke bis an die Decke türmten, fand er doch immer, daß seine Einkünfte viel zu klein seien, und grübelte über allerlei Auskunftsmittel nach, wie er sie zu vermehren vermöchte. Zuletzt schaffte er gar durch ein allerhöchstes Kabinettsdekret im Reiche den Sonntag ab und verordnete, daß der Ertrag dieser fünfzig weiteren jährlichen Arbeitstage vom ganzen Land in den königlichen Säckel fließen sollte.

Bald darauf geschah es, daß im Reich eine große Not und Teuerung ausbrach und daß viele Tausende vor Mangel und Hunger

umkamen. Da erschienen Abgesandte des Volkes beim König und baten ihn, daß er mit seinem Überfluß dem allgemeinen Elend steuern möge. Er aber schüttelte das Haupt: Ich heiße Filz, sprach er stolz, die Geschichte wird mich einst Filz den Großen nennen. Kein Bettler soll sich rühmen, mir nur einen Heller abgepreßt zu haben. Da kehrten die Abgesandten mit leeren Händen zurück und das angesammelte Volk verlief sich in der Stille. Nur ein Bettelweib mit sechs zerlumpten, hohläugigen Kindern wollte nicht von der Schwelle des Palastes weichen, und sobald sie eine Gelegenheit erspähte, schlüpfte sie hinein und warf sich dem König zu Füßen.

Ich bin deine treueste Dienerin, sagte sie; jahraus jahrein habe ich im Schweiß meines Angesichts die Felder für dich bebaut; jetzt ist es an dir, daß du mich mit meinen sechs Waisen nicht Hunger sterben lässest.

Er aber sagte:

Ach was, Hunger ist gesund! Ich hungere das ganze Jahr; ihr werdet es doch nicht besser haben wollen.

Und als das Weib weinend seine Füße umklammerte, ließ er sie von seinen Leuten mit Gewalt hinaus schaffen; denn, sagte er, er habe ein weiches Herz und könne keine Tränen sehen.

An der Türe aber riß sich das Bettelweib los, richtete sich auf, daß sie bis an die Decke zu wachsen schien, und rief dem König zu:

Du kannst keine Tränen sehen? — gut, so sollst du verwünscht sein, nie wieder eine Träne weinen zu können, bis dein Herz verdorrt und deine Haut einschrumpft und du wirst, was du heißest, ein häßlicher alter Filz.

Damit war das Weib verschwunden.

Nun brach aber infolge des Elends ein großes Sterben aus; Seuchen verheerten das Land und ergriffen auch die Reichen, ja bis in das Königsschloß drang der schwarze Tod und raffte nacheinander die Königin und alle die schönen Prinzen und Prin-

zessinnen weg bis auf die jüngste, die liebliche Maja, die am ersten Mai geboren war und selber einem schönen Maitag glich. Und als der König nun eines um das andere den Kopf neigen und die Augen auf immer schließen sah, hätte er gerne seinen halben Schatz, ja noch mehr hingegeben, um diese teuren Leben zurückzuerkaufen; und wie er so tränenlosen Auges an den Särgen seiner Lieben stand, da war es ihm, als erstarre sein Herz vor Leid und Jammer, und er meinte, wenn er nur weinen könnte, würde ihm schon leichter werden. Aber wie er sich auch mühte, er brachte nicht ein einziges Tränlein hervor, und alle diese ungeweinten Tränen fielen wie glühende Feuertropfen auf sein Herz zurück, das sie versengten und ausbrannten. Da erschrak der König, denn er gedachte der Bettlerin und ihres Fluchs, und er sandte Boten nach allen Richtungen durch sein Reich, um sie zu suchen und zu versöhnen, aber das Weib blieb verschwunden. Nun setzte der König eine große Belohnung für denjenigen aus, dem es gelänge, ihn zum Weinen zu bringen, aber von allen vorgeschlagenen Mitteln wollte keines fruchten; ja es schien gerade, als bewirkten sie alle das Gegentheil; denn immer trockener wurden des Königs Augen, Tag und Nacht zehrte ihm der stumme Jammer am Herzen, und er seufzte nach einer Träne, wie ein Verschmachtender nach einem Tröpflein Wasser, Magier kamen mit ihren Sprüchen und Zaubertränken, Ärzte brachten ihre Mixturen, aber des Königs Augen blieben trocken.

Da verfiel König Filz in schwarze Melancholie. Raslos verfolgte ihn der Gedanke an jenen Fluch; unheimliche Bilder stiegen in seinem Kopfe auf; er stand halbe Tage vor dem Spiegel und untersuchte, ob seine Haut nicht einzuschrumpfen beginne.

Wehe mir! seufzte er, indem er sich bestrich und betastete; ich bin ausgehöhrt, ich werde pelzig, filzig.

Und er verbot bei Leibes- und Lebensstrafe das Tragen von Filzhüten und Filzschuhen in seinem Reich; denn der Anblick eines

Filzgegenstandes versetzte ihn in wilde Raserei, weil er ihm sein drohendes Schicksal vor Augen brachte.

So vergingen Monate und Jahre; des Königs Haupt ergraute, seine Haut verwelkte, sein Herz verdorrte. Filz, Filz, jammerte er unablässig, vor Zeiten wurden Menschen in Tiere verwandelt, aber in Filz, in schnöden Filz, das ist unerhört!

Endlich erließ er einen Aufruf durch das ganze Reich, worin er demjenigen, der ihn zum Weinen brächte, die Hand seiner Tochter Maja und die Erbschaft der Krone versprach. Darüber betrückte sich Maja über die Maßen, denn sie hatte ihr Herz an einen schönen Jüngling gehängt, der ein Prinz aus einer Seitenlinie und ein Sonntagskind war und dem dereinst mit der Hand der schönen Maja die Krone hätte zufallen sollen. Aber sie tröstete sich bald; denn sie sah, daß alle die Quacksalber und Abenteurer, die das Schloß überschwemmten, mit Schimpf und Spott abzogen, weil es keinem gelang, den Zauber zu brechen.

Da ließen sich eines Abends zwei Fremde von ungewöhnlichem Aussehen im Schlosse melden; der eine war ein hagerer, lang aufgeschossener Mann mit spitziger Nase, spitzigem Knebelbart und dünnen Beinen; er hielt beständig die Stirne gefaltet und ein sauer süßes Lächeln spielte um seine Lippen. Der andere war in allem das völlige Widerspiel des ersten: eine untergesetzte, fette, kurzbeinige Gestalt mit glattgeschorenem Haupt, gequollenem, bartlosem Gesicht, in dem beständig ein Ausdruck stiller Rührung und Salbung lag. Während der eine, sobald er ins Portal getreten war, sofort alles, was er sah, bekrittelt und heruntersetzte, fand der andere im Gegenteil alles vortrefflich, ohne dadurch je mit seinem Reisebegleiter in Widerspruch zu geraten; denn er war immer sofort bereit, auch diesem wieder recht zu geben.

So beschaffen waren die beiden Männer, die sich jetzt in das Kabinett des Königs führen ließen.

Ich bin der berühmte Doktor Meerrettich aus Nürnberg, sagte der erste; dies hier ist mein Gehilfe Schwammerling, Homöopath

und Seelenarzt. Ich bin von weitem hergereist, um Ew. Majestät verstopfte Tränenkanäle zu öffnen und den versprochenen Lohn zu verdienen. Während er so sprach, bohrte er seine stechenden kleinen Auglein in das rechte Auge des Königs, und dieser verspürte sofort in demselben ein ganz eigentümliches Zucken und Prickeln, als ob es übergehen wollte; es war aber nur eine Anwandlung, denn das Auge blieb nach wie vor trocken.

Meerrettich kramte nun allerlei Lanzetten und Büchsen heraus, sagte in näselsehem Ton, er habe das Übel als ein örtliches erkannt und sei gesonnen, es durch Operation zu beseitigen.

Schwammerling gab seinem verehrten Kollegen vollkommen recht, nur, setzte er mit gerührtem Tone hinzu, wäre es seine Ansicht, daß man gleichzeitig auch auf das Gemüt des Königs wirken sollte, und dann begann er eine lange, schwungvolle Rede, deren Sinn der König nicht verstand, die ihn aber mit tiefer Rührung ergriff; denn es war ihm plötzlich, als ob es in seinem Herzen zu tauen anfänge; es perlte auf seinem linken Auge und die versammelten Höflinge riefen mit lautem Jubel: Der König weint! Der Truchseß eilte herbei, um in einer goldenen Schale die vermeintliche Träne aufzufangen; aber soweit war es noch nicht; es war nur ein feuchter Schimmer im Auge des Königs wahrzunehmen, weiter nichts.

Da sagte Meerrettich:

Wir haben gezeigt, was wir können. An einem Tag ist ein so eingewurzeltcs Übel nicht zu tilgen, aber mit der Zeit werden wir es schon bewältigen.

Nun ließen sich die beiden Fremden im Schlosse häuslich nieder und nisteten sich so im Herzen des Königs ein, daß er keinen Augenblick ohne sie leben konnte.

Wenn Meerrettich loszog und in seiner bissigen Manier über Land und Leute zu schimpfen, alle Staatseinrichtungen herunterzusetzen und mit seiner spitzen Zunge alles, was ihm aufstieß, kurz und klein zu hacken anfang, so überfiel den König jedesmal jenes

Prickeln und Beißen im rechten Auge, und wenn darauf Schwammerling anhub, ihm herzbewegende Geschichten zu erzählen, dann ergriff ihn eine solche Nührung auf dem linken Auge, daß er sogleich meinte, einen Strom von Tränen weinen zu müssen: aber so dienstfertig auch der Truchseß sein goldenes Schüsselchen unterhielt, es fiel kein Tröpfchen hinein. Da wollte der König zuweilen ungehalten werden, daß die Heilung so langsam vorwärts schreite; allein die beiden Doktoren vertrösteten ihn mit der Operation aufs Frühjahr; denn, sagte Schwammerling, wenn alle Bächlein zu fließen anfangen, dann sei auch die Zeit gekommen, daß das Eis von seinen Augen schmelze.

Und so groß ward allmählich der Einfluß der beiden Doktoren, daß das ganze Land vor ihnen zitterte und daß man ihnen im Schloß fast größere Ehrfurcht erwies, als dem König selber. Besonders der spizige Doktor Meerrettich gewann ein solches Ansehen, daß ihm niemand je zu widersprechen wagte. Dabei war es wunderbar, daß ihn keiner ansehen konnte, ohne sofort nasse Augen zu bekommen, weshalb die Leute bald heimlich anfangen, über den seltsamen Mann die Köpfe zu schütteln. Am auffallendsten benahmen sich die beiden bei Tische. Sie aßen nur Gemüse; Fleischkost verschmähten sie gänzlich, da sie erklärten, zur Sekte der Pflanzenesser zu gehören. Meerrettich zeigte noch eine besondere Vorliebe für allerlei scharfe und reizende Zuspeisen, und davon vertilgte er solche Mengen, daß es niemand ohne Schauder mit ansehen konnte. Sein Lieblingsgericht aber waren Rettiche aller Art, die man ihm täglich zu Hunderten vorsetzen mußte. Diese ergriff er beim Schwanz, hob sie in die Höhe, steckte sie in den Mund und zermalnte sie hastig zwischen seinen weißen Zähnen, wobei er die Augen eindrückte und mit einem sonderbaren Lächeln zu Schwammerling hinüberblinzelte. Die Schwänze warf er alle zusammen auf den Boden und trat sie mit Füßen. Nach solchen Rettichschlachtungen kam er immer in ganz besonders gute Laune, was er dadurch zu verstehen gab, daß er alles, was ihm in den

Weg kam, mit seiner bösen Zunge durchhechelte und selbst des Königs geheiligte Majestät nicht verschonte. Jetzt bin ich wieder von Grund aus hergestellt, pflegte er alsdann zu sagen. Der andere dagegen aß nichts so gern wie Trüffelgerichte mit kleinen Erbschwämmen. Diese ließ er langsam auf der Zunge zergehen, schnalzte dazu vor Vergnügen, strich sich behaglich mit der Hand den Magen herab, als wollte er sie noch auf ihrer Fahrt begleiten, und sagte dazu: Gut Nacht, lieb Vetterchen! daß alle, die es hörten, eine heimliche Gänsehaut überlief.

Nur eine war in Schloß, die ihren Abscheu vor den beiden Fremden ganz offen an den Tag legte, und dies war die schöne Maja. So oft sie nur den spitzigen Meerrettich erblickte und daran dachte, daß ihr Vater sie demselben zur Frau geben wolle, so entstürzte ihr eine Flut von Tränen, und oft klagte sie weinend ihrem geliebten Sonntagskind, daß der abscheuliche Doktor es gewagt habe, sie bei der Hand zu ergreifen und sein liebes Bräutchen zu nennen; dann saßen sie oft halbe Tage zusammen und beratschlagten, wie Maja dem entsetzlichen Schicksal entgehen könne, Frau Doktor Meerrettich zu werden.

Das alles merkte Meerrettich wohl; deshalb war ihm auch Sonntagskind ein Dorn im Auge, und er sann schon längst darüber nach, wie er den Prinzen aus dem Weg schaffen könne. Es waren jetzt nur noch wenige Tage zum schönen Mai, und auf den ersten dieses Monats war die große Operation festgesetzt. Es sollte alsdann vor versammeltem Hof eine Tränenprobe abgehalten werden, und wenn dieselbe zum Ruhm der beiden Doktoren ausfiele, so sollte noch am selben Tag die Hochzeit der schönen Prinzessin mit dem garstigen Quacksalber stattfinden.

Da erklärten die beiden Ärzte, sie hätten eine Salbe aus allerlei reizenden Kräutern für die Augen des Königs zu bereiten, welche mit drei Tropfen von dem Herzblut eines Sonntagskindes angerührt werden müsse.

Darüber erschrak der König sehr!

Ich habe nur ein einziges Sonntagskind hier am Hofe; das ist mein lieber Nefte und Pflegesohn, den kann ich euch doch nicht schlachten lassen.

Aber Meerrettich verlangte so nachdrücklich den Tod des Prinzen und Schwammerling unterstützte ihn mit einem Schwall von Worten, und beide malten dem König das drohende Schicksal so erschütternd aus, daß Tilz schließlich nachgab und das Sonntagskind noch in derselben Nacht morden zu lassen versprach.

Aber Maja, die schon längst nichts Gutes ahnte, hatte an der Thür die Reden der beiden Fremden belauscht. Und als ihr Vater sein blutiges Versprechen gegeben hatte, ging sie fort, schlich sich leise, leise in die Kammer des Sonntagskindes und berichtete ihm den Plan, der gegen ihn geschmiedet worden, und beschwor ihn mit Tränen, augenblicklich aus dem Haus und der Stadt und womöglich aus dem Reich zu fliehen.

Nach langer Weigerung ließ sich der Prinz von ihr beinahe mit Gewalt fortdrängen. Sie gab ihm noch eine gute Wegzehrung mit, und das arme Sonntagskind schlich zum Haus und zur Stadt hinaus und wanderte fort in die wilde Welt hinein.

Als er aber den Markstein des Königreichs erreicht hatte, drehte er sich um und warf einen letzten Blick auf das Land, das seine Heimat gewesen war. Da ergriff ihn ein so schneidender Schmerz, daß er meinte, das Herz werde ihm zusammengeschnürt. Er mußte sich auf den Markstein setzen, und eine Flut heißer Tränen quoll ihm aus den Augen.

Während er so weinte, hörte er einen leisen Flügelschlag rauschen und ein zierliches Knäblein, nicht mehr als spannelang, kam mit einer goldenen Schale auf ihn zugeflattert, in der es geschickt die Tränen von seinen Wimpern auffing.

Wer bist du? rief der Prinz erstaunt, und seine Tränen stockten plötzlich.

Erblickst du mich? sagte der Knabe freundlich mit einem feinen Stimmchen. Dann mußt du wohl ein Sonntagskind sein, denn

andere können mich nicht sehen. Dabei ließ er sich neben dem Prinzen auf den Meilenstein nieder. Du mußt nämlich wissen, daß ich ein Tränenknabe bin, und meine Aufgabe ist es, alle Tränen, die ich finde, in meinem Schälchen zu sammeln. Heute aber gab es viel zu tun; denn da drüben ist ein Vater von zehn Kindern gestorben, und da kannst du dir denken, daß ich müde geworden bin. Ich wäre dir deshalb sehr dankbar, wenn du aufhören wolltest zu weinen, damit ich ein wenig ausruhen kann.

Da trocknete das Sonntagskind rasch seine Augen, denn es war immer froh, anderen eine Gefälligkeit erweisen zu können.

Du wirst freilich müde sein, armer Kleiner, sagte er. Ich kann gar nicht begreifen, wie du nur fertig wirst mit soviel Arbeit; es werden ja so schrecklich viel Tränen auf der Erde geweint.

Ich bin auch nicht allein, entgegnete der Knabe; ich habe viele Tausende von Brüdern, die alle desselben Amtes walten, und diese Tränen bringen wir unserer Gebieterin, der Tränenfee, die über alle Tränen der Erde gesetzt ist. Diese läßt sie von ihren anderen Dienern zählen und wägen; denn am Gewicht erkennt man, ob es echte oder falsche — nämlich die sogenannten Krokodilstränen — sind, und dann trägt sie die Tränenfee zum Throne Allvaters, wo sie jeden Tag Rechnung ablegen muß. Und nun erzähle du, was dir fehlt und warum du so bitterlich geweint hast, der du doch ein Sonntagskind bist und nur Freude und Sonnenschein kennen solltest.

Da berichtete der arme Prinz alles, was er auf dem Herzen hatte: von seinem Oheim, der nicht weinen konnte, von der schönen Maja und dem garstigen Meerrettich, und auch daß man ihn hatte töten und sein Herzblut abzapfen wollen, verschwieg er nicht.

Deinen Oheim kenne ich wohl, erwiderte der Knabe, als er geendet hatte; das ist ein recht böser Mann, der hat uns vormalig viel Mühe und Arbeit gemacht; aber jetzt büßt er auch, wie er verdient hat.

Oh, rief der Prinz neugierig, weißt du, wie es zuging, daß er seine Tränen verlor?

Freilich weiß ich es, entgegnete dieser. Dein Oheim hat durch seinen Geiz und seine Hartherzigkeit so viele Menschen ins Elend gestoßen und so viele Tränen fließen gemacht, daß wir den ganzen Tag nicht mit Sammeln fertig werden konnten und daß uns allen oft die Schalen überliefen. Als er aber gar auch noch den schönen Sonntag aus dem Land gejagt hatte, da war es nicht mehr auszuhalten; denn der hatte uns wenigstens noch von Zeit zu Zeit eine Feierstunde verschafft. Jetzt aber war aller Sonnenschein aus dem Lande geschwunden und nur Sorge und Kummer führten drin ihr Regiment. Da konnten wir die Arbeit nicht mehr bewältigen, und wir klagten der Tränenfee unsere Not. Diese stieg hinauf mit ihrer Tränenumne zum Throne Allvaters und zeigte ihm, daß sie voll war zum Überfließen und daß sie und die Thren ihrem Amte nicht mehr genügen konnten. Und Allvater zählte die Tränen, die an diesem Tage in deines Oheims Reich geflossen, und er fand, daß es ihrer mehr als zuviel waren. Und er erlaubte der Tränenfee, den harten Mann nach Gebühr zu strafen. Da hat sie ihm denn ein Siegel vor die Augen gedrückt, das ihm Meerrettich mit allen seinen Latwergen nicht öffnen wird. Das ist nämlich für euch Sterbliche die härteste Strafe, nicht weinen zu können; denn die Tränen sind euch zur Linderung all eurer Leiden gewährt worden; die schwemmen alle Bitternis mit fort, darum sind sie auch so salzig. Wenn sie aber keinen Ausweg finden, so lagern sich solche Mengen von Salz inwendig ab, daß der Mensch von innen versalzen muß und von außen zusammenschrumpft wie altes Pergament. So wird es deinem Oheim gehen und kein Meerrettich und kein Schwammerling können ihm helfen, wenn nicht die Tränenfee selber sich erweichen läßt und ihre Siegel löst.

Ach, sagte der Prinz nach einigem Schweigen, denn er war über diese Enthüllungen sehr nachdenklich geworden — da du alles

weißt, könntest du mir nicht auch ein Mittel angeben, wie die Gunst der Tränenfee zu gewinnen wäre, daß mein Oheim durch mich seiner Tränen wieder habhaft würde und ich selbst den bedungenen Lohn gewinnen könnte.

Da kann ich dir keinen Rat geben, erwiderte der Kleine. Du müßtest dich an die Tränenfee selber wenden und die ist in diesem Augenblick weit fort über Land. Wegen deiner Maja aber kannst du ruhig sein. Denn wenn der König sieht, daß ihm der Doktor auch nicht helfen kann und ihm nur die Augen kitzelt, daß sein Durst nach Tränen immer brennender wird, so wird er ihn mit Schimpf und Schande von sich jagen, das ist gewiß. Also sei du nur getrost! — wenn ich die Tränenfee sehe, will ich sie von dir grüßen und sie bitten, daß sie dir beistehe. Du bist ja ein Sonntagskind und da muß zuletzt noch alles gut werden.

Der Prinz dankte dem guten Knaben und versprach ihm zum Lohn, mit den Tränen künftig viel karger zu sein und ihm auch bei andern so viel wie möglich Mühe zu sparen.

Das Tränenknäblein flatterte davon, und auch der Prinz machte sich auf und schritt getrösteten Herzens in das fremde Land hinein.

Als er kaum einige Schritte gegangen war, da sah er auf einem Acker eine alte Frau arbeiten, die mühte sich so, daß ihr der Schweiß in hellen Tropfen über das Gesicht lief. — Das ist doch hart, dachte er, daß sich die alte Frau so um ihr tägliches Brot plagen muß. Freundlich trat er auf sie zu und erbot sich, ihr bei ihrem Geschäft behilflich zu sein. Die Frau reichte ihm, ohne aufzusehen, einen Spaten hin, und er legte rüstig mit Hand an. Es war ein Wunder, wie ihm das vonstatten ging, gerade als habe er sein Lebtag nichts getan, als auf dem Felde gearbeitet. Erst als der ganze Acker umgejätet war, erlaubte er sich auszuruhen. Da legte auch die Frau den Spaten weg, ging nach ihrer Hütte und brachte ein einfaches Abendmahl, das sie mit dem Sonntagskind theilte. Der Prinz aß mit trefflichem Appetit, theils weil er von der

harten Arbeit hungrig geworden, teils auch, weil er von seines geizigen Oheims Tafel her kein Feinschmecker war.

Gute Mutter, sagte er, nachdem er sein Abendbrot verzehrt hatte, ich bin fremd und obdachlos, wollt Ihr mich nicht zu Euch nehmen? Ich will Euch gern dafür künftig Eure Arbeit ganz allein tun, damit Ihr ruhen könnt in Eurem Alter.

Darf nicht ruhen, darf nicht ruhen, mein Söhnchen, sprach die Alte. Muß arbeiten von morgens früh bis abends spät, das ist meine Bestimmung. Frau Woche muß selbst ihr Geschäft verrichten und kann dich junges Blut nicht zu sich nehmen. Wenn du aber eine Unterkunft suchst, so geh hinüber in den großen Wald. Da in einer Eisenhütte wohnen meine Söhne, man nennt sie nur die sieben Brüder; du kannst sie nicht verfehlen. Die nehmen gern einen tüchtigen Arbeiter, wie du bist, zu sich. Sage ihnen einen Gruß von der Alten und sie habe dich geschickt.

Und als ihr das Sonntagskind dankbar die Hand küßte, setzte sie freundlich hinzu:

Du wirst wahrscheinlich nur sechs daheim finden, denn der Älteste ist fast immer über Land. Wenn er aber kommt, so sieh zu, daß du seine Gunst gewinnst; denn wen der in seine Obhut nimmt, der ist geborgen für immer. Und nun geh mit Gott!

Der Prinz machte sich wieder auf die Beine, und kaum hatte er den Waldweg betreten, als ihm das Dröhnen vieler Hämmer und das Schnurren von Rädern entgegentönte. Diesem Schall ging er nach und erreichte bald, unter dunkeln Tannen und hundertjährigen Eichen versteckt, den Eisenhammer der sieben Brüder. Fünf baumstarke Männer schmiedeten und hämmerten mit nackter Brust am Feuer; ihre Gesichter waren so rot wie die Flamme, die um sie loderte; die Räder schwirrten und die Ambosse ächzten unter ihren sehnigen Händen, daß es eine wahre Lust war. Der sechste hatte sich von der Arbeit weggeschlichen und lag mit aufgeschlagenen Hemdärmeln unter dem Fenster, wo er

sich aus einer Weinflasche gütlich tat. Er trug einen arg zerlumpten blauen Kittel, sein Gesicht war blaurot aufgelaufen und auch seine Nase spielte vom Kupfer so stark ins Bläuliche hinüber, daß man leicht erkennen konnte, daß er die Flasche nicht erst heute zur Busenfreundin gemacht hatte. Im Augenblick, als sich das Sonntagskind näherte, warf eben einer der fünf den Hammer zu Boden, stürzte sich auf den am Fenster, riß ihm die Flasche weg und schrie zornig:

Du blauangelaufener Faulpelz und Bärenhäuter, hat man dich wieder einmal ertappt auf dem sauren Most?

Das war aber nur so eine Redensart, denn es war gewiß kein saurer Most in der Flasche. Nun kamen auch die andern herzu, umringten zankend und scheltend den ertappten Sünder und ermahnten ihn mit harten Worten, vom Trunk zu lassen und seine Pflicht zu tun.

Sieh uns an! riefen sie. Wann gestatten wir uns solchen Müßiggang? — und wir hätten doch ebensoviel oder sowenig Recht dazu wie du. Wir plagen uns den lieben langen Tag, nur um unserm Ältesten, wenn er heimkommt, eine Freude zu machen, und du bildest dir ein, du dürfest leben wie ein Graf oder wie er, der doch dein und unser aller Herr und Gebieter ist!

Ihr seid dumm genug, entgegnete höhnisch der Blauangelaufene, daß ihr euch so schindet und plagt, und alle für den einen. Doch das könnt ihr halten, wie ihr wollt. Ich aber bin der Zweitälteste und wenn unser Bruder fort ist, führe ich das Regiment, und ich will doch sehen, wer von euch Gelbschnäbeln mir etwas drein reden darf.

Dabei stieß er den Hammer und die andern Werkzeuge, welche ihm seine Brüder aufnötigen wollten, zurück, und wer weiß was sich noch aus diesem Streit entsponnen hätte, wäre nicht plötzlich das Sonntagskind dazwischen getreten.

Ihr habt einen Gehilfen nötig, sagte er; so nehmt mich; mich schickt eure Mutter!

Die Männer drehen sich um und betrachteten mit zweifelnden Blicken seine schlanke Gestalt und weiße Haut. Der Prinz aber setzte schnell hinzu: Stoßt euch nicht an meinem Aussehen; wenn ich auch ein Prinz und ein Sonntagskind bin, so bin ich doch gar nicht verzärtelt und habe Mark in den Knochen wie einer. Soll ich euch eine Probe ablegen?

Damit griff er nach dem Hammer und führte einen so gewaltigen Schlag, daß der Amboss barst und der Hammer zersplitterte. Des wunderten sich die Brüder über die Massen, sie schüttelten ihm die Hand und sagten:

So, du bist ein Sonntagskind? So bleibe nur bei uns, du sollst über nichts zu klagen haben!

Da blieb das Sonntagskind in der Eisenhütte bei den sieben Brüdern und teilte ihr hartes Tagwerk und ihr schmales Brot. Er verrichtete alle Arbeiten für den Blauen, der den ganzen Tag auf der faulen Haut lag und schlief oder Maulaffen feilhielt. Und wenn die andern den Faulpelz an seine Pflicht mahnten, so antwortete dieser jedesmal, er sei der zweite im Regiment und schere sich den Teufel um seine Brüder. Die anderen erzählten dem Sonntagskind, der Älteste habe ihn so verwöhnt, weil er ihn zuweilen auf seine Reisen mitgenommen. Von ihrem Ältesten aber sprachen sie immer mit glänzenden Augen und fast andächtigem Gesicht; sie konnten dem Prinzen nicht genug rühmen, wie schön und gut er sei, und daß sie alle diese harte Arbeit nur um seiner willen verrichteten, damit er selber immer schön gekleidet gehen und die feinsten Bissen speisen könne, und seine schönen Hände nie für gemeines Tagewerk zu regen brauche. Dafür belohne er sie auch durch schöne Geschenke, die er für sie mitbringe; seine Ankunft sei jedesmal ein Fest; denn dann ruhe jede Arbeit und die Freude ziehe mit ihm ein.

Wir fragen ihn nie, woher er kommt, noch wohin er geht, sagten sie. Zur erwarteten Stunde steht er in unsrer Mitte, und dann ist es, als verwandle sich unsre Hütte in ein Königsschloß.

Das Sonntagskind wurde nun sehr begierig, diesen Ältesten zu sehen, und konnte seine Ankunft kaum erwarten; auch erinnerte er sich, daß ihm die alte Frau gesagt hatte, er müsse seine Gunst zu erwerben suchen. Deshalb widmete er sich mit doppeltem Eifer seiner Aufgabe, damit der Älteste ja mit ihm zufrieden sein solle.

Eines Tages bemerkte der Prinz eine ganz besondere Bewegung unter den sechs Brüdern; das Hammerwerk stand still; dafür arbeiteten sie aber desto eifriger, den Boden zu scheuern, alles spiegelblank zu putzen und ihrem Heimwesen ein trauliches Ansehen zu geben. Selbst der faule Blaue rappelte sich von seiner Bärenhaut auf und regte rüstig die Hände. Das Sonntagskind aber ward in den Wald hinausgeschickt, um frische Eichenzweige von den Bäumen zu schneiden und schöne Kränze zu winden; denn, sagten die Brüder, sie erwarteten jetzt die Ankunft ihres Ältesten.

Und des andern Morgens stand plötzlich der Ersehnte in ihrer Mitte, schön und glänzend wie der junge Tag, der eben über den Eichenwipfeln emporstieg. Er war prächtig gekleidet und von seinen Augen und seinem glänzenden Antlitz strahlte ein Schimmer, der nicht von dieser Welt war. Golden wie die Sonne glänzte sein Gelock, und wie Sonnenschein war auch sein Lächeln und seine Rede. Die sechs Brüder und das Sonntagskind mit Feierkleidern angetan, umringten ihn jubelnd und der schöne Gast theilte an alle Geschenke aus, auch der faule Blaue ward nicht vergessen.

Als er aber des Prinzen ansichtig ward, lächelte er ihn freundlich an und rief:

Ei, das ist ja eines meiner Pflegekinder; was hat dich zu mir hergeführt?

Wollte Gott, ich wäre dein Pflegekind, antwortete der Prinz bescheiden. Dann müßte es mir ja gut gehen in der Welt, hat die alte Frau gesagt. Aber ich bin nur ein armes Sonntagskind und

ein vertriebener Prinz, und habe hier bei deinen Brüdern Dienste genommen.

So, sagte der schöne Ankömmling und zog ein finsternes Gesicht, dein alter Fils von Oheim hat dich auch zum Land hinausgestoßen? Hat er es mir doch selbst nicht besser gemacht. Aber, warte nur, die gerechte Strafe wird ihn treffen!

Da schüttelten die sechs Brüder ihre sehnigen Arme und riefen im Chorus: Rache! Rache! und der Blaue schrie am laute-
sten.

Der Prinz aber erzählte nun, wie den König die Strafe bereits getroffen habe, und während er sprach, fiel ihm plötzlich ein, daß heute der erste Mai sei, der Tag, an dem seine schöne Prinzessin dem garstigen Quacksalber angetraut werden solle, und darüber brach er in bittere Tränen aus. Der Schöne aber trat gütig auf ihn zu und sagte tröstend:

Weine nicht! Du bist ja einer von den Meinen, ein Sonntagskind, ich sehe es an dem roten Kreuz auf deiner Stirne. Ich war dabei, als du geboren wardst, und da habe ich dir diesen Stempel aufgedrückt, den niemand sieht als ich und an dem ich die Meinigen erkenne. Denn alle, die mit diesem Kreuz gezeichnet sind, die sollen es mühelos gut haben auf dieser Erde. Unsichtbar umgeben sie dienstfertige kleine Geister, die ihnen die Pfade ebnen und auch das Unheil zum Heil verkehren.

Du mußt nämlich wissen, fuhr er fort, daß ich der Sonntag bin, den dein Oheim vor Jahren aus schändem Geiz des Landes verwiesen hat. Aber es ist hohe Zeit, daß ich dahin zurückkehre, und darum will ich dich zum Boten erwählen, daß du mir die Tore öffnest und meine Ankunft allem Volk verkündest. Mache dich sogleich auf und kehre in das Königsschloß zurück; dort ist der Tisch bereits gedeckt. Deine Braut erwartet dich und das Land will dir huldigen als seinem König.

Da nahm der Prinz mit heißem Dank von dem Sonntag Abschied, die Brüder drückten ihm derb die Hand, und selbst der faule

blaue Montag, mit dem er sonst auf etwas gespanntem Fuß gestanden, gab ihm einen freundschaftlichen Rippenstoß auf den Weg. —

Die schöne Maja hatte unterdessen traurige Tage in ihres Vaters Hause verlebt. Des Königs Gemüt war seit der Flucht des Sonntagskinds noch trüber und menschenfeindlicher geworden, und Maja sah wohl, daß es die Neue über die vermeintliche Ermordung seines Neffen war, was ihn so bedrückte; allein sie wagte nicht ihn aufzuklären. Er hoffte nicht einmal mehr auf seine Heilung, hatte aber auch nicht die Kraft, sich den beiden Doktoren zu widersetzen, die sich schon wie die Herren gebärdeten und im ganzen Land glänzende Vorbereitungen zu der Vermählung der Königsstochter mit dem geheimen Leibarzt Sr. Majestät, dem allererleuchtetsten und weisesten Dr. Meerrettich, treffen ließen. Sie brachten den ganzen Tag in einem geheimen Kabinett zu, und niemand wußte, was sie da zusammenbrauten. Über Sonntagskinds Verschwinden beunruhigten sie sich nicht; denn ein alter Diener, der noch menschlichere Zeiten im Hause gesehen, hatte ihnen ein Schälchen Lämmerblut gereicht mit dem Vorgeben, daß es aus der Todeswunde des Prinzen geflossen sei.

So kam der Vorabend des Festes heran. Große Geschäftigkeit herrschte im Schloß, Köche und Küchenmägde wußten nicht mehr, wo ihnen der Kopf stand. Denn seit der Ankunft der beiden Doktoren ging es immer hoch her bei Tafel. Und gar für die morgige Feier durfte nicht gekargt werden, und sollte darüber der lang gesparte Schatz des Königs in Rauch aufgehen. Denn über seinem Unglück hatte der König sogar seine Sparsamkeit vergessen. Bis spät in die Nacht hinein wurde geschmort und gebacken, und erst als die Mitternachtsstunde heranrückte, verstummte allmählich das Summen und Treiben in Küche und Vorratskammern.

Die arme Maja lag in ihrem Bette und weinte bittere Tränen — Tränen im Überfluß — in ihr Kopfkissen. Da hab' ich nun was Rechtes an meinen Tränen, sagte sie zu sich selber. Ich kann gar

nicht begreifen, wie mein Vater so darauf erpicht ist; wenn ich nur könnte, ich möchte sie ihm gerne abtreten.

Indes sie so dalag und ihrem Schmerz freien Lauf ließ, kam allmählich die Mitternacht heran. Da war es, als ob plötzlich ein ganz eigenes Leben in ihrem Zimmer beginne. Die Scheiben klirren, die Tapeten knisterten und die Dielen knarrten unablässig, als hätten sie einander etwas recht Wichtiges zu erzählen, und besonders wollte es Maja bedünken, daß sie die alte Wanduhr mit ganz bedeutsamen Augen ansehe. Es fiel ihr ein, daß heute Walpurgisnacht sei und daß um diese Zeit allerlei Zauber wirke; deshalb wickelte sie sich fester in ihre Decken und wollte die Augen von der Uhr abwenden, aber sie konnte nicht loskommen. Da schien es ihr plötzlich, als höre sie in dem Ticken der alten Schwägerin ganz deutlich ihren Namen nennen.

Maja, Maja, sagte der Perpendikel.

Was gibt's? entgegnete sie erschrocken.

Stelle doch ein wenig die Uhr! fuhr der Perpendikel fort, und nimm mich aus meiner unbequemen Lage herunter, daß ich mich ein wenig ausruhen kann. Man wird ja ganz steif und krampfzig, wenn man immerfort auf dem Kopf gehen muß.

Zitternd erhob sich Maja vom Lager, schlich mit bloßen Füßen an das Uhrengehäuse und stellte mit einem Ruck das Uhrwerk, indem sie zugleich den glatten kalten Perpendikel von seinem Posten herunternahm und behutsam auf den Boden stellte.

Der schlug vor Freude ein paar Purzelbäume, reckte und dehnte sich, richtete sich sodann auf seinem einen Bein kerzengerade auf und hob seinen glänzenden Messingkopf in die Höhe, der einer gelben Mondscheibe glich.

Ach, sagte er mit einem tiefen Seufzer, du glaubst gar nicht, was das für ein unbehagliches Leben ist! Ich bin der geplagteste Mann im ganzen Hause. Keine Ruh' bei Tag und Nacht, nichts was mir Vergnügen macht, und ich war doch auch in Arkadien geboren!

Wer hat dich denn zu diesem schlechten Leben verdammt, du armer Mann? fragte die gutherzige Maja.

Ach, ich war so ein fürwitziger kleiner Junge; da stach mich einmal die Neugier; ich kletterte an der Uhr hinauf und guckte zum Hintertürchen hinein, um den Uhrengeist in seiner Werkstätte zu belauschen, wie er da auf seinen Rädchen und Klappen hämmert und surrt; aber da sah mich die böse Sieben, die da droben auf dem Zifferblatt nämlich; die sagte es dem Zeiger, und der Zeiger zeigte es dem griesgrämigen Alten, dem Uhrengeist an; der kam aus seinem Häuschen heraus, nahm mich beim Schopf und hing mich an einem Bein auf, und da muß ich ihm nun zur Strafe Schnellläufersdienste tun und noch dazu auf dem Kopf. Ist das nicht schändlich? — Nur wenn die Uhr einmal zufällig stehenbleibt, dann schläft der böse Alte ein und ich kann ausschmaufen und mich auch mit den zwölf niedlichen Fräulein da droben ein wenig lustig machen.

So stunkerte der Perpendikel, indem er sich fortwährend überschlug, wie Maja überhaupt bemerkte, daß er nicht lange aufrecht stehen konnte, weil sein Kopf viel zu schwer war und ihn immer nach unten zog.

Ach, Perpendikel, sagte nun Maja, wenn du so gelehrt bist und sogar den Zeitgeist bei der Arbeit belauscht hast, so könntest du mir wohl einen Rat geben, wie ich den abscheulichen Meerrettich los werden kann.

Hm, hm, entgegnete dieser, wenn ich nur reden dürfte — aber in diese Dinge darf ich mich nicht mischen. Kommt Zeit, kommt Rat! — Jetzt sei so gut und mach' mir die Türe auf; ich möchte ein wenig hinaus ins Freie, meiner alten Freundin droben auf dem Dach, der Wetterfahne, einen Besuch abstatten und sehen, ob sie's immer noch so flott treibt wie vor Jahren.

Dienstfertig öffnete ihm Maja die Türe und begleitete ihn auch auf den Korridor hinaus, um ihm zu seinem weiteren Fortkommen behilflich zu sein. Mit Erstaunen sah sie, wie rasch und geschickt er sich bei seiner unbequemen Gangart fortbewegte. Er

stellte sich zuerst auf den Kopf, schnellte sich dann mit einer starken Bewegung weit voran und kam auf sein eines Bein zu stehen, dann schlug er wieder der Länge nach zu Boden, richtete sich auf, ruhte auf dem Kopf ein wenig aus, und weiter ging's in regelmäßigen Sprüngen, bis die letzte Tür erreicht und er mit einem Satz im Freien war.

Nachdenklich wollte Maja in ihr Schlafzimmer zurückkehren, als ein ungewohntes Geräusch von der Küche her ihre Aufmerksamkeit auf sich zog. Sie vernahm viele verworrene Stimmen, die aber viel zu fein und dünn waren, um von den Köchen oder Küchenjungen herzurühren.

Vorsichtig näherte sie sich der verschlossenen Tür und lugte durchs Schlüsselloch. Da erblickte sie auf dem Boden in zahlreichen Gruppen die wunderbarste Versammlung, die sie je gesehen hatte. Ganz in der Mitte saß auf ihren Schwanz gekauert eine riesige rote Rübe, und um sie her eine ganze Menge roter, gelber und weißer Rüben, Schwarzwurzeln, Rettiche, Petersilien, Artischocken, verschiedene Lauche und Pilze, daneben mit ernster Miene ein riesiges Krauthaupt und alle möglichen Garten- und Waldgewächse, die der Koch für den morgigen Schmaus in Bereitschaft hielt. Jetzt aber waren sie aus ihren Schüsseln und Körben heruntergekrochen und hatten sich alle hier versammelt zum Gericht. Denn daß ein Gericht gehalten wurde, erkannte Maja auf den ersten Blick an den strengen, strafenden Mienen und dem feierlichen Ton der Redner. Vor der roten Rübe, die das Richteramt verwaltete, stand der Kläger in Gestalt eines finsterblickenden Rettichs, eine langaufgeschossene Spargel schrieb das Protokoll auf den Rücken einer schwerfälligen jungen Kartoffel, die auch hatte mit zu Gericht sitzen wollen, aber schlaftrunken eingenickt war.

Maja stand vor Erstaunen und Schreck wie eingewurzelt; aber die Neugier siegte und sie klinkte ganz leise die Tür auf, um ja nichts von dieser außergewöhnlichen Sitzung zu verlieren. Da vernahm sie, wie die rote Rübe sprach:

Da sich die Delinquenten geweigert haben, vor unserem Richterstuhl zu erscheinen, so seid ihr einig, daß das Urtheil in contumaciam über sie gesprochen werden soll?

Ja, ja, riefen alle einstimmig, nieder mit ihnen, nieder!

So antwortet mir, sind die beiden Angeklagten: Meerrettich aus Nürnberg, der sich den Geh. Leibarzt Sr. Majestät des Königs Filz nennt, und sein Gehilfe Schwammerling, schuldig des Abfalls von den Thron, des Betrugs und der Widerseßlichkeit?

Schuldig! tönte es in schauerlichem Chor zurück, daß Maja auf ihrem Lauscherposten zusammenbebe.

Welche Strafe hat der vorgebliche Doktor Meerrettich verdient? hob der Richter wieder an.

Den Tod, den Tod als Verräther! riefen alle.

Und sein Gehilfe?

Den Tod nach Standrecht! hallte es zurück.

Wie soll die Strafe an dem Delinquenten Meerrettich vollzogen werden?

Durchs Reibeisen! Durchs Reibeisen!

Und an Schwammerling?

Durchs Hackmesser, wegen mildernder Umstände!

Und wer soll das Urtheil vollstrecken?

Die schönste Königstochter! riefen alle.

Da fuhr Maja so heftig zusammen, daß sie an die Türe stieß, welche knarrend aufsprang. Aber ehe sie Zeit fand, zu entfliehen, hatten sich schon alle die kleinen Ruchengeister auf sie gestürzt und sie am Kleide gefaßt, um sie in ihren Kreis zu ziehen.

Schönste Königstochter, riefen sie, du sollst unser Gericht, unser gerechtes Gericht vollstrecken. Nimm Reibeisen und Hackmesser und bringe sie von Rechts wegen vom Leben zum Tode!

Um Gottes willen, wehrte Maja mit aufgehobenen Händen, was haben euch denn die Doktoren zuleide getan?

Abtrünnige sind sie, Verräther! sprach das Krauthaupt feierlich. Sie haben ihren Stamm verlassen, verleugnet und verfolgt, wo

sie nur konnten. Sie sind mit den Menschen zu Tische gegessen und haben die Gebeine der Ihrigen unter die Füße getreten; darum müssen sie sterben. Und dich haben wir zum Werkzeug gewählt, weil du selbst durch ihren Tod vom größten Übel befreit werden sollst. Sieh uns an! Alle, die wir hier beisammen sind, müssen morgen deinem Feste zu Ehren den Tod erleiden. Aber das kränkt uns nicht, wenn wir nur zuvor die Strafe an den Verrätern vollzogen sehen. Vorwärts und fasse Mut! Willst du dein Leben an einen gemeinen Meerrettich verschleudern?

Natlos sah sich Maja um; da erblickte sie etwas Glänzendes, das durch die offene Thüre auf sie zugeschossen kam.

Ach, Perpendikel! rief Maja.

Vorwärts! sagte der Perpendikel, jetzt gilt's, das ist die rechte Stunde. Wenn du die versäumst, so ist alles verloren. Sowie ich wieder in meinem Gehäuse hänge und meinen Werktagsgang gehe, dann ist es zu spät, und der gute Zauber hat keine Macht mehr.

Ach, was sinnt ihr mir an? entgegnete sie. Das schickt sich nicht für mich, ich bin doch kein Henker.

Ei, sagte der Perpendikel, für eine künftige Hausfrau schicken sich Reibeisen und Hackbrett wohl. Frisch, Bräutchen, Hand angelegt! Morgen ist dein Hochzeitstag!

Da dachte Maja wieder mit Schauern an den verhaßten Bräutigam, der ihr geliebtes Sonntagskind hatte schlachten wollen, und ein unbeschreiblicher Zorn überkam sie. Widerstandslos ließ sie sich von den kleinen Rachegeisterchen fortziehen nach dem Zimmer, wo die beiden Fremden schliefen, denn sie bewohnten auf ihren ausdrücklichen Wunsch ein gemeinsames Kabinett; der Perpendikel kugelte voraus, um den Weg zu zeigen. Aber wie erstaunte Maja, als sie in das Zimmer trat und an des Doktors Stelle einen langen, fahlen, ganz gemeinen Meerrettich im Bette liegen sah! Zögernd wagte sie es endlich, näher zu treten und eine Hand nach ihm auszustrecken — er blieb aber unbeweglich liegen. Dann

trat sie zurück und blickte nach Schwammerling. Statt seiner erblickte sie einen breiten, aufgequollenen, höchst ekelhaften Pilz auf den seidenen Rissen.

Jetzt siehst du ihre wahre Gestalt, sagte der Perpendikel; sie waren nie etwas anderes als das gemeinste Gewächs, nur gut für die Küche. Aber eure Augen waren mit Blindheit geschlagen; diese Strafe hatten höhere Wesen über euch verhängt.

Da griff Maja entschlossen nach dem Meerrettich. Mit zwei Fingern packte sie ihn und zog ihn aus dem Bett. Vier kräftige, feuerfarbene Rüben überreichten ihr das Reibeisen, und das Krauthaupt riß sich ein großes Blatt vom Leib, welches die sterblichen Überreste des Gerichteten empfangen sollte. Anfangs griff die Prinzessin noch etwas ängstlich an; als sie aber sah, daß kein Blut floss, wurde sie immer herzhafter, und in wenigen Minuten lag der ganze Meerrettich geschabt und zerrieben auf dem Blatte. Dann trocknete sich Maja die Stirn und blickte nach Schwammerling. Da überreichten ihr die kleinen Geister mit Zauchzen Hackbrett und Messer, und während alle in die Hände klatschten und jubelten und der Perpendikel fröhliche Purzelbäume über den Boden schoss, ward auch an Schwammerling das Urtheil vollzogen. Als die Rache gesättigt war, sammelten sich alle zu einem feierlichen Zug, voran das Krauthaupt mit den vier roten Rüben, welche die Reste der Gerichteten trugen, und schritten ernst zur Küche zurück. Maja folgte wie im Traum. Dort angekommen, stellten sie sich wieder in einem Kreise auf, das Krauthaupt trat aus der Mitte hervor und schickte sich zu einer Rede an. Da erhob sich aus dem Nebenzimmer, das Majas Schlafgemach war, ein eigentümliches Surren und Schnarren, welches aus dem Gehäuse der alten Uhr zu kommen schien; es war, als möchte sie sich gern in Bewegung setzen und könne nicht, weil ihr etwas fehle.

Der Perpendikel fuhr in die Höhe. Ich komme, ich komme! rief er und schoss hinaus. Gleich darauf erscholl ein feierlicher Schlag,

der Ein Uhr nach Mitternacht verkündete. Maja sah sich um: da lagen alle Gemüse-, Feld-, Garten- und Walbgewächse, die eben noch in buntem Chaos durcheinandergewimmelt, friedlich wieder in ihren Körben, als hätten sie sich nie vom Platz geregt. Auf dem Küchentisch aber lag ein abgerissenes Krautblatt auf einem Tellerchen, welches einen geriebenen Meerrettich und einen kleinen gehackten Erbschwamm enthielt. Zugleich strömte kalte Nachtluft durch das offengebliebene Fenster, und fröstelnd schlich sich Maja in ihr Bett zurück.

Als sie am andern Morgen aus einem tiefen Schlaf erwachte, fiel ihr erster Blick auf den Perpendikel an der Wand, der ruhig seiner Wege ging, als wüßte er von nichts, und Maja mußte lachen über ihren sonderbaren Traum. Da traten die Kammerfrauen mit dem Brautschmuck herein. Gefast ließ sich die Prinzessin zum Feste schmücken; denn seit ihrem Traum war eine wunderbare Heiterkeit über sie gekommen, und es dünkte ihr, als müsse noch alles recht werden.

Der König saß indessen im Festschmuck auf seinem Thron, um ihn her alle Würdenträger des Reichs, und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Aber die beiden Doktoren waren nicht erschienen, und als die Zeit zu lang wurde, begann der König unruhig auf dem Throne hin und her zu rücken. Der Kammerdiener, den man nach ihnen aussandte, brachte die Meldung, die beiden Herren hätten noch nicht geruht, sich zu erheben. Da schickte man ihn zurück, um sie zu wecken, und diesmal berichtete er mit Bestürzung, daß er die beiden Betten leer gefunden habe. Sie müssen wohl in aller Frühe über Land gegangen sein, da sie noch niemand gesehen hat, meinte der oberste Kammerer, und der König setzte sich wieder auf dem Thron zurecht und hub aufs neue zu warten an. Der ganze Hof wartete mit ihm und so leise, daß man eine Mücke hätte schwirren hören; es wagte aber keine zu schwirren. Als jedoch Stunde um Stunde verrann und die Erwarteten noch immer nicht erschienen, da ward zuerst das versammelte Volk

unruhig, und es entstand ein unwilliges Murmeln unter dem Hofgesinde, das sich bis in den Festsaal verbreitete. Der König fragte nach der Ursache, und man antwortete ihm, die Braten für das Festmahl würden nächstens anbrennen und die Suppe werde kalt. Dies verdroß den König über die Maßen; er erhob sich und gab das Zeichen, daß das Mahl ohne die Gäste beginne. Bei Tafel saß Maja im bräutlichen Schmuck zur Rechten ihres Vaters. Der Platz für die Gäste war leer geblieben.

Als schon das Mahl begonnen hatte, erschien plötzlich ein Jüngling, den niemand kannte, im Saal; es war eine schlanke, kräftige Gestalt mit sehr gebräuntem Antlitz und kostbar gekleidet, welche ungezwungen durch die Reihen schritt und sich auf den leeren Stuhl zur Linken des Königs niederließ. Maja stieß einen Schrei aus, als sie des Fremden ansichtig wurde; er aber winkte ihr mit der Hand, zu schweigen, und sie sah stumm auf ihren Teller nieder. Alle Anwesenden blickten verwundert auf den Ankömmling; da aber der König kein Zeichen des Mißfallens gab, so wagten auch die andern nicht, das ihrige laut werden zu lassen. Es war überhaupt, als ob der König von allem um ihn her gar nichts wahrnehme; finster brütend blickte er vor sich nieder und ließ durch einen Wink alle Speisen an sich vorübergehen. Noch auffallender benahm sich der Fremde; denn er drehte beständig den Kopf nach hinten, als ob jemand hinter seinem Stuhle stehe, mit dem er sich durch Gebärden und Zeichen unterhalte, es war aber niemand zu sehen. Plötzlich erschien ein zierlich gekleidetes Knäblein und stellte eine kleine goldene Schale, worin auf einem grünen Blatt ein unscheinbares Gehäcksel lag, vor den rätselhaften Fremden hin. Maja schauderte zusammen, denn sie gedachte an ihren Traum. Der König aber wendete langsam den Kopf, wie von einem Magnet angezogen; ein freundliches Lächeln glitt über seine Züge, und er blickte das unbekannte Gericht mit sehnsüchtigen Augen an. Rasch und mit einer tiefen Verbeugung überreichte ihm der Fremde die Schale, und der König kostete. Als bald ver-

zog er bitterlich die Lippen und drückte die Augen ein; da er aber dabei zu lächeln versuchte, so kam es, daß er das allersonderbarste Gesicht schnitt und die Anwesenden kaum ihre Lachlust bemeistern konnten. Der König aber hob mit einem Blick nach oben die Schale in die Höhe, setzte sie dann vor sich nieder und verzehrte ihren ganzen Inhalt.

Er blinzelte ein wenig und hob die Augen dankbar nach dem fremden Spender dieser Labung.

Mein Nefte! rief er plötzlich; liebes Sonntagskind, du lebst und dein schuldbloßes Blut ist nicht vergossen worden! O wohl mir, daß diese Last von meinem Herzen gewälzt ist! Komm, komm in meine Arme!

Der Prinz küßte ihm gerührt die Hand, und als sich die beiden umschlungen hielten, wurden des Königs trübe Augen heller und heller; zwei glänzende Tropfen traten hervor, durchsichtig wie Kristall; sie quollen langsam nieder und ihnen folgte ein heller Wasserstrahl.

Der König weint! riefen alle und flogen von den Sitzen; durch den Palast hinaus auf den Vorplatz, und durch die ganze Residenz verbreitete sich wie ein Lauffeuer der Ruf, den ein tausendstimmiges Echo zurückhallte: Der König weint!

Ja, er weinte und durch seine Tränen hindurch hielt er unverwandt die Augen auf den Wiedergefundenen geheftet, der nun auch von den andern erkannt und jubelnd umringt wurde.

Aber wo sind meine teuren Freunde, die Nächsten an meinem Thron? rief der König schluchzend. Wo bist du, edler Meerrettich, daß ich dich als Schwiegersohn umarme, und du, mein würdiger Schwammerling?

Du wirst sie niemals wiedersehen, sprach der Prinz feierlich. Sie haben ihre Bestimmung erfüllt und erheben auf Belohnung keinen Anspruch mehr. Nein, niemals wieder!

Niemals wieder! sagte der König dumpf, und seine Tränen strömten heftiger.

Da trat der Prinz mit der freudestrahlenden Maja vor ihn und verlangte den bedungenen Lohn für seine Heilung.

Nimm sie! sagte der König, und meinen Segen dazu und seid glücklich!

Indes sich alle glückwünschend um das verlobte Paar drängten, tönten von außen neue, noch lautere Jubelrufe des Volkes herein:

Der Sonntag kommt, der Sonntag ist wieder da; es lebe der Sonntag!

Da öffnete sich die Thür und herein trat ein schöner Jüngling, dessen lichter Haupthaar glänzte wie die Sonne. Er führte ehrerbietig eine alte Frau mit runzeligem Gesicht und schwieligen Händen am Arm, in welcher einige der Anwesenden jene Bettlerin zu erkennen glaubten, welche König Filz einst vor langen Jahren aus seinem Schloß gestoßen hatte und deren Fluch ihm so verhängnisvoll geworden war. Sechs rüstige, baumstarke Männer in Arbeitskitteln folgten diesem Paar. Der Schöne küßte Braut und Bräutigam auf die Stirn, begrüßte alle Anwesenden und setzte sich dann mit seiner Mutter und den sechs Brüdern zu Tisch und alles Licht schien nur von seiner Stirne auszustrahlen. Maja aber blickte mit verklärtem Gesicht auf ihren Bräutigam und wunderte sich, wie er in der kurzen Abwesenheit sich so verändert hatte, so schön und männlich geworden war. Alle Anwesenden schmausten, zechten und jubelten, und die sechs Brüder aßen wie ein ganzes Regiment. Es versteht sich, daß der blaue Montag auch heute des Guten ein wenig zuviel tat.

Nur der alte König war ganz still von der Tafel weggeschlichen, um in der Stille sich seiner wieder gewonnenen Tränen zu freuen. Er weinte vor Freude, vor Rührung, vor Reue; er weinte unaufhaltsam, und als am Abend der Prinz mit seiner schönen Braut am Arme spähend vor der Thür seines Gemaches stand, da sah er den Alten sanft entschlummert in seinem Lehnstuhl liegen mit einem Lächeln auf dem toten Antlitz, wie ein schlafendes Kind.

Aber ein kleiner Knabe mit glänzenden Flügeln an den Schultern
flatterte auf den jungen König zu und zeigte ihm ein Gefäß schier
größer als er selbst, bis an den Rand gefüllt, mit einem klaren,
glänzenden Raß.

Sieh, wie schwer! sagte der Kleine, es zieht mich fast zu Boden.

Sei getrost! entgegnete der junge König. Von nun an sollst du
bessere Tage haben in meinem Reich.

Hoffen wir, daß er sein Wort gehalten hat!

Vom Leuchtkäfer,
der kein Mensch werden wollte

Als ich noch ein Leuchtkäfer war, sagte die kleine Nerina eines Tages zu ihrem Vater, während eben ein ganzer Schwarm dieser Insekten wie ein goldener Regen durch den Garten zuckte, — als ich noch ein Leuchtkäfer war, da flog ich immer ganz allein in den Wald, ohne mich zu fürchten, und jetzt habe ich Angst, wenn ich nur im Dunkeln bis auf die Wiese gehen soll.

Was unser Kind für ein gutes Gedächtnis hat, sagte der Vater lächelnd zu der Mutter. —

Diese Worte der kleinen Nerina fielen mir wieder ein, als mir eines Tags ein Leuchtkäfer vom Grase weg auf einen Blumenstrauß schwirrte, den ich in der Hand hielt, und sich geduldig von mir nach Hause tragen ließ. Ich stellte den Strauß ins Wasser, und solange es hell im Zimmer war, hielt sich der Käfer ganz still. Aber kaum hatte ich mich ins Bett gelegt und das Licht gelöscht, so fing er unruhig zu glänzen an.

Wer weiß, was in dir steckt, dachte ich.

Ein Stern, sagte der Leuchtkäfer, und flatterte auf mein Bett.

Ein Stern wohl nicht, entgegnete ich, aber vielleicht ein Mensch.

Gott stehe mir bei, sagte der Leuchtkäfer, das wäre schrecklich.

Dann würde ich mein Glühwürmchen nicht wiedersehen. Aber das kommt alles vom Sündenfall.

Was weißt denn du vom Sündenfall? sagte ich lachend.

Wer sollte es denn wissen, wenn nicht ich? Mir ist der Schaden ja selber zugestoßen. Hätte ich nur auf meine Mutter gehört!

Höre, sagte ich, wenn du nichts Besseres zu tun hast, so erzähle

mir die Geschichte von deinem Sündenfall. Ich verspreche dir dagegen, dich zu deinem Glühwürmchen zurückzubringen.

Da begann der Leuchtkäfer zu erzählen:

Ich war ein Stern und keiner von den schlechtesten, ich saß droben am Himmel und hatte es sehr gut. Du machst dir gar keinen Begriff, wie herrlich so ein Sternenleben ist. Aber ich war sehr naseweis. Deshalb sagte mir meine Mutter beständig: Hüte dich vor dem Sündenfall. Und ich versprach mich zu hüten und immer bei ihr zu bleiben. Aber als der Herbst kam, da erfaßte mich die Wanderlust, mich und viele Tausende meiner Kameraden. In Scharen rissen wir aus. Das war eine wundervolle Reise, wir flogen so rasch, daß niemand daran denken konnte, uns einzufangen, und waren so vergnügt, daß wir jedem, der uns anrief, einen Wunsch freistellten, denn wir Sterne haben, wie du weißt, die Macht, auf unsern Reisen jeden Wunsch zu erfüllen. Aber ich weiß nicht, wie es kam — plötzlich erfaßte mich der große Schwindel, es riß und zog mich nach unten, ich stürzte kopfüber ins Bodenlose. Meinen Kameraden muß es nicht besser gegangen sein, denn ich hörte nachher, es seien an jenem Tag Tausende von Sternschnuppen gefallen. Mein Fall aber war so reißend, daß ich es nicht aushalten konnte. Mein Licht löschte aus und — ich starb. Bist du je gestorben?

Ich schüttelte den Kopf. Nicht daß ich wüßte, sagte ich.

Dann kannst du dir auch keine Vorstellung machen, wie unangenehm das ist. Ein eifiger Wind schnitt mir durch Leib und Seele, daß mir der Atem verging, und etwas Kaltes löste sich von mir ab und fiel schwer zur Erde. — Sehen Sie nur den Block von einem Stein, hörte ich eine Stimme neben mir sagen. Das gibt keinen übeln Briefbeschwerer.

Als ich wieder zu mir kam, da saß ich im Haar der schönsten Königin, die eben in ihrem abendlichen Garten lustwandelte, und viele Hofleute drängten sich händeklatschend um mich und riefen: O seht, seht den schönen Stern. Ich war sehr glücklich, ich fühlte

mich so leicht und meinte, ich sei ganz Licht. Da sah ich, daß eine der Hofdamen einen großen schwärzlichen Stein in der Hand hielt. Das war ich, dachte ich mit Grausen.

Da rief plötzlich eine Stimme: O Gott, das ist ja nur eine garstige braune Raupe.

Es ist keine Raupe, sagte der Hofgelehrte, es ist ein Leuchtkäfer, *Lampyrus noctiluca*, fliegt des Nachts auf Wiesen und Feldern umher und gibt einen phosphorartigen Glanz von sich. Das Weibchen sitzt im Grase und leuchtet gleichfalls.

Ich will keine Raupe, ich will keinen Käfer, schrie die Königin, und schlug nach mir. Viele täppische Hände wollten nach mir greifen, ich aber verdunkelte mich, schlüpfte ihnen unter den Fingern durch und flog davon. Ich setzte mich in eine Mauerritze und war sehr traurig. Da fiel mir plötzlich ein, wie der Gelehrte gesagt hatte: Das Weibchen sitzt im Grase und leuchtet gleichfalls. Der muß es ja wissen, dachte ich und war sehr neugierig, das Weibchen zu sehen. Ich flog deshalb auf die große Wiese und da sah ich auf einem Grashalm ein so herziges Licht, daß ich gleich ganz gefangen war.

Guten Abend, Glühwürmchen, sagte ich, was hast du für einen lieblichen Glanz.

Das Glühwürmchen bot mir einen freundlichen guten Abend und sagte: Ich habe keine Flügel und sitze immer da. Willst du mir nicht Gesellschaft leisten? Dann mußt du aber bei mir bleiben und darfst nicht gleich wieder davonflattern.

Ich bleibe bei dir solange ich lebe, sagte ich, denn ich habe dich lieb.

Und das war mein Ernst, denn sie leuchtet gar so lieblich, selbst solange ich noch ein Stern war und am Himmel saß, habe ich nichts Schöneres gesehen. Aber da kamst du zum Unglück vorüber mit dem Strauß, aus purer Neugier flog ich herauf und nun kann ich nicht mehr zurück zu meinem Glühwürmchen und muß hier sterben — ach das Sterben tut so weh, und was nachher kommt, ist noch ärger!

Was kommt denn nachher? fragte ich mitleidig.

Du hast es ja selbst gesagt, und ich weiß es auch, ich muß ein Mensch werden. Das ist das Schrecklichste von allem.

Nun, nun, so schlimm ist es auch nicht, versuchte ich ihn zu trösten. Aber er gab sich nicht zufrieden.

Freilich ist es schlimm, jammerte er. Hätte ich doch auf meine Mutter gehört! Daß mir das zustossen muß. Als ich noch ein Stern war, sagte man mir immer, das sei das Ärgste von allem. Fliegen könnt ihr nicht und leuchten ebensowenig, und wie es sonst mit euch steht, das will ich gar nicht fragen.

Ei, sagte ich, das Fliegen können wir noch lernen und was das Leuchten betrifft, so glänzen wir nach innen desto schöner.

Ja, wer das gewiß wüßte, sagte er. Zu meinem Mütterlein kann ich nicht mehr zurück, denn der Stein muß jetzt die Albumblätter der Hofdame beschweren; wenn ich nur wenigstens wüßte, ob ich im andern Leben das Glühwürmchen wiederfinde.

Vielleicht findest du es wieder, tröstete ich ihn, und dann ist es ein schönes Mädchen.

Ich will aber kein schönes Mädchen, ich will mein Glühwürmchen. O bringe mich zu meinem Glühwürmchen zurück.

Da wollte ich aufstehen, um ihn hinauszulassen, ich stieß aber mit dem Kopf an die Wand und erwachte. Im Zimmer war alles dunkel.

Sobald es Morgen war, ging ich zu dem Strauß, um den Käfer zu suchen, der aber lag tot in einem Blumenkelch und sein schöner Glanz war erloschen.

Als ich die Treppe hinunterging, begegnete mir der Hausherr mit freudestrahlendem Gesicht und sagte:

Wollen Sie nicht einen neuen Ankömmling sehen? Mir ist heute nacht ein Kind geboren worden.

Armer Leuchtkäfer, dachte ich und trat mit ihm in seine Wohnung.

In einem dunkelverhängten Zimmer lag das Neugeborene in

weiße Spitzen gehüllt, aber es schrie fürchterlich bei meinem Eintritt.

O du armer Wurm, sagte ich, indem ich den Kleinen auf den Arm hob. Wärest du deiner Mama gefolgt, hättest du nicht dem großen Schwindel nachgegeben, so säßest du jetzt noch da droben und wärst ein schöner Stern. Jetzt hast du aber auch dein Glühwürmchen verloren und wer weiß, was dir noch alles zustoßen kann.

Was halten Sie da für eine Predigt? sagte der Vater, indem er mir das Kind vom Arme nahm, wobei es noch ärger schrie. Als ich aber am Abend von einem Spaziergang über Feld heimkehrte, da sah ich ein ganz kleines Glühwürmchen einsam im Grase glänzen. Das nahm ich mit nach Hause und legte es dem Kinde still aufs Kissen, und das Kind lächelte plötzlich, als dämmere ihm eine Erinnerung.

192

Traumland

Vertrau dich, Seele, dem Schaukeltahn,
Von Nachtgevägel umflogen,
Nach einer Insel smaragdenem Plan,
Zu deren Port nur die Geister nah'n,
Durchschiffst er dämmernde Wogen.

Es geht in Finsterniß sterndurchglüht
Zur Trauminsel, der alten,
Wo die Flammen noch leuchten, die hier versprüht,
Und Lenze, die nie auf Erden erblüht,
Ihre wonnigen Knospen entfalten.

Die Wasser von Traumland sind wunderbar,
Wie keine Gewässer der Erde.
Drin spiegelt sich alles, was ist und war,
Sie wallen und waschen die Seele klar
Von des Tages Staub und Beschwerde.

Dort pressen die Winger den Purpurwein
Und es blüht die Rebe daneben,
Dort spielst du als Kind mit den Kindern dein,
Dort paaren gefällig sich Sein und Schein
Zu zeitlos göttlichem Leben.

Es wohnt beisammen im Wunderland,
Was nie sich am Tage gefunden,
Die suchenden Seelen, die lichtverwandt,
Die Freunde, die keiner den andern gekannt,
In Traumland sind sie verbunden.

Die Großen, die Göttlichen weilen dort,
Von denen die Dichter gesungen,
Sie tauschen gesellig ihr Gruß und Wort,
Und du wandelst mit ihnen am blumigen Ort,
Wie vom gleichen Stamme entsprungen.

O Glück, das weit aus der Welt entwich,
O Jugend, die stieg zu den Schatten,
Gestirn der Liebe, das hier verblich,
Ihr flogt mir voraus, ihr erwartet mich
Auf Traumlands seligen Matten.

Die Welt des Traumes

Das Traumland ist unser aller zweite Heimat, der Ort, wo wir uns vom Druck der Wirklichkeit und der starren Kette von Ursache und Wirkung erholen. Wir bringen ja auch fast die Hälfte unsres Lebens darin zu. Ich glaube bestimmt, man wird später einmal physiologisch nachweisen können, daß der Traum keine zwecklos närrische Zutat, sondern ein nützlicher und notwendiger Bestandteil unsres Lebens ist. Gemeinhin hält man ja den tiefen, traumlosen Schlaf für den erquickendsten, und ein solcher ist vielleicht wirklich die derbere körperliche Wohltat, allein er ist eine Leere, ein Nichts; ich erwache nach einem solchen Schlaf am Morgen mit einer Enttäuschung, daß es schon Tag ist, daß mir die ganze schöne Nacht gestohlen wurde, die langen Stunden, die mich durch ein geistreiches Spiel ergötzen, mir überraschende Mitteilungen bringen sollten, Stunden, in denen ich ein gesteigertes Leben hätte führen können, unwiederbringlich verloren sind. Natürlich sind böse Träume erschöpfend für Körper und Geist — so kann ja Arznei auch als Gift wirken —, aber ein leichtbewegtes Traumspiel scheint mir für die Seele beförmlicher als traumloses Schlafen; es schützt besser gegen den Druck des Tages, indem es einen andern Inhalt vor den seinigen stellt und Ausblicke in ganz andere Möglichkeiten des Seins sowie in eine grundverschiedene Art der Gedankenbildung gewährt und in der lebenswürdigsten Weise das Gesetz der Kausalität aufhebt. Der Physiologe wird uns wohl auch sagen, daß es neue Gehirnteilchen in Bewegung setzt, die vorher geruht haben, indes die schon ermüdeten ausschalten. Denn es ist etwas vom Glück der Kindheit

dabei, wo die Dinge den Augen so wunderbar blank und neu und doch unendlich selbstverständlich erscheinen. Man beachte auch, daß bei den zartgeschaffenen, empfindungsstarken Menschen das Traumleben stärker entwickelt zu sein pflegt als bei den stumpfen oder derben, entsprechend ihrer Verletzlichkeit, die einer stärkeren Ablenkung von den Qualereien des Alltags bedarf. Es ist überhaupt nicht abzusehen, wieso die allverbreitete Erscheinung des Traumlebens wäre, wenn sie nicht zum Plan des Ganzen mitgehörte.

Höchstes Traumglück, seligste Leidentspannung — wenn man von den geheimnisvollen schöpferischen und seherischen Träumen absieht, die nicht jedem beschieden sein können, — ist ja das Wiedersehen mit geliebten Toten, das sich das Herz nach dem Verluste meist so lange und schmerzlich ersehnen muß. Denn je unentbehrlicher sie im Leben waren, desto später pflegen sie zu erscheinen, gerade als müßten sie warten, bis die verletzte und ermattete Seele der Erschütterung des Wiedersehens gewachsen ist. Wenn sie dann endlich kommen, wie lebhaft deutlich ist ihre Gegenwart mit allen persönlichen Eigentümlichkeiten in Gang, Haltung, Mienenspiel und Klangfarbe der Stimme, als ob eine unsichtbare Platte das alles aufgefangen hätte und es nun zurückgäbe noch nach Jahrzehnten; wobei doch das Gefühl, daß sie tot sind, häufig wach bleibt und sich in dem ängstlichen Bestreben äußert, ihnen diese traurige Tatsache zu verbergen. Daß sie mitunter auch nicht zu voller Sichtbarkeit durchdringen, sondern nur wie mit dem geistigen Auszug ihres Wesens um uns sind, stört das Traumglück des Wiederfindens nicht, da wir gleichfalls entkörpert im Traumland verweilen. Neben solchen Meisterleistungen scheint mir aber doch das wesentliche, wenn auch viel bescheidenere Amt des Traumes das mutwillige Durcheinanderwerfen der Dinge zu sein, womit er uns vorübergehend von ihrer starren Logik befreit. Homer, der auf die bedeutungsvollen, wahrsagenden Träume so großen Wert legt — alle alten Dichter tun es —,

läßt diese durch eine schlichte Pforte von Horn zu den Menschen kommen, während auffallenderweise das eitle und nichtige Traumgelichter uns durch eine von geschnitztem Elfenbein besucht. Mit diesem Prachtthor scheint er doch andeuten zu wollen, daß auch die Gaukler und Fasler aus Traumland mit den platzenden Seifenblasen, wovon eine aus der andern entspringt, dem Menschen Gutes bringen. Das Bizarrste dient ja dem Traumgott, uns zu erheitern und zu erfrischen. So ließ er mich einmal während eines Sommeraufenthalts an der See neckischerweise eine Meeresfläche, die höher als der Strandboden lag, auf einer nach oben gerichteten Badeleiter erklimmen. Sobald ich auf der obersten Sprosse war, die schwankend an dem bewegten Wasser lehnte, warf mich der Wellenschlag herunter, ich kletterte aufs neue und versuchte immer wieder durch einen Aufschwung ins Wasser zu kommen, und dieser Kampf war neben der Mühseligkeit so neuartig und belustigend, daß ich mit einem eigentümlichen Verjüngungsgefühl erwachte. Überhaupt gehören die Wasserträume, besonders solche, bei denen ich mich selbst im Wasser befinde, zu meinen allererfreulichsten. Das Wasser pflegt alsdann lichtgrün und durchsichtig zu sein, von einer Beschaffenheit, die dem Tastsinn unbeschreiblich schmeichelt, denn die Berührung des Traumwassers mit der bloßen Haut ist viel genußreicher als die des wirklichen Wassers beim Baden. Freilich gibt es auch sehr befremdende Wasserträume, wenn zum Beispiel ein kleiner dunkler Bergsee, an dessen Ufer ich stehe, sich plötzlich erhebt und haus hohe Wellen über mein Haupt schmettert, die schon durch den Luftdruck zu töten drohen, aber dann doch gefahrlos verrauschen — und wenn gar bei demselben Traumspaziergang dieselbe ängstliche Erscheinung sich mehrmals wiederholt!

Gewiß ist uns der Traum ebenso notwendig wie seine Geschwister: das Spiel und die Kunst. Ohne diese holde Dreieit wäre das Leben noch viel schwerer zu tragen. Auch der Hund träumt, die Katze spielt wie die kleinen Kinder, und gar das Spielen junger

Bären streift mit den Fragen, die sie sich gegenseitig schneiden, schon an mimische Darbietungen; der Vogel treibt den Gesang als Kunst und keineswegs nur um der Paarung willen. In dieser geschwisterlichen Dreizahl ist der Traum der erstgeborene Bruder und der transzendente, denn er geht in einem Raume vor sich, der kein Raum, in einer Zeit, die keine Zeit ist, und die Kausalität ist für ihn keine Schranke. Der Eingang ins Traumland ist ‚der Weg ins Unbetretne, nicht zu Betretende‘; zu dem Reich der Mütter, wo Gestaltung, Umgestaltung, des ewigen Wesens ewige Unterhaltung chaotisch durcheinanderwebt, wo man den Grund, worauf man steht, nicht sehen, den Schritt, den man tut, nicht hören kann, fand Goethe das Vorbild im Traumland.

Es ist eine krankhafte Erscheinung, wenn wir im Traum die Geschäfte des Wachens fortsetzen, wie schon Shakespeare sagt. Hier haben wir gleich die Gegenprobe zu der Ansicht, daß das gauklerische Traumspiel uns zur Entlastung diene. Dagegen soll es Menschen geben, die überhaupt nicht träumen, und von gewissen starren, grundnüchternen Pedanten und Bürokraten glaubt man das ohne weiteres, wie man sich auch bei ihrem Anblick sagt, daß diese Bedauernswerten als Kinder nicht gespielt haben, daß ihnen jeglicher Sinn für den Reiz des Unsinnigen fehlt, und daß auch die Kunst sie nicht zu beglücken vermag. Höchstens wird sie ihnen zum Wissensstoff und bildet so eine weitere Belastung mit Wirklichkeiten statt einer Befreiung von Gewichten, einer Erneuerung des Lebens.

Damit ist nicht gemeint, daß das Fehlen des Traumes immer notwendig eine prosaische Anlage beweise. Neben den nüchternen Naturen, denen das Träumen versagt ist und die seiner wahrscheinlich auch gar nicht bedürfen, weil ihr seelisches Gleichgewicht nicht fortgesetzt durch feine Schwankungen ausgeglichen werden muß, gibt es auch phantasievolle Menschen, die wenig träumen, das sind solche, deren Beruf körperliche Anstrengung mit sich bringt. Ich habe es an mir selbst beobachtet, daß sich

das Traumvermögen nach körperlicher Ermüdung verringert, vorausgesetzt, daß diese nicht zu groß sei, sonst wird sie fieberhaft und steigert die Traumbildung. Im Zustande der Ermüdung, zum Beispiel nach einem Bergstieg, wenn das Hirn von den Eindrücken erregt und zugleich zur Sammlung unfähig war, habe ich des öfteren erlebt, daß anstatt der Traumvorstellungen das zuweilen sehr ergötzliche nächtliche Bildersehen eintrat. Das ganze Triebwerk der Gedanken stellte sich ab, und das innere Auge begann seine Tätigkeit. Vor diesem zogen lange Reihen höchst persönlicher und wahrscheinlicher Gestalten vorüber, eine wandelnde Bildnissgalerie, vielleicht Erscheinungen der Wirklichkeit, die das Auge irgendeinmal auf der Straße, auf Reisen, wahrgenommen hatte, ohne sie ins Gedächtnis einzutragen, und die nun infolge eines Reizes plötzlich wieder erweckt werden. Sie erscheinen bloß und verschwinden wieder ohne einen Bezug weder auf mich noch untereinander; wenn es ihrer zu viele oder wenn sie sonst lästig werden, vermag ich sie sogar wegzuwischen. Auf dieses Bilder- und Mienensehen folgt dann meist ein tiefer, traumloser Schlaf. Eigen ist es, daß solche vergessene Gesichter zuweilen auch am Tage auftauchen, aber sich dann nicht plastisch herausarbeiten können, sondern nur als höchst individueller Gesichtsausdruck, von dem man nicht weiß, wem er angehört, gleichsam als Geistgehalt eines Gesichtes, innerlich wahrgenommen werden.

Jahrelang hatte ich mir die Aufgabe gestellt, den Übergang aus dem Wachen in den Traum bewußt zu erleben. Dabei entdeckte ich bald, daß das Traumspiel früher anhebt als der Schlaf, zwar noch nicht in der verdichteten Gestalt wirklicher Träume, aber als herumflatternder Traumstoff. Nur war in jungen Jahren die Macht der Traumgesichte so groß, die Erschütterungen, die sie begleiteten, so heftig, daß regelmäßig beim Erwachen der Ausgangspunkt verschüttet lag. Erst in etwas vorgerückterer Lebenszeit, als der Wille den ungezügelter Traumgeistern die Stange zu halten begann, ließen sie sich einige sichere Beobachtungen ab-

ringen. Ich fand nun, daß die eigentliche Traumbildung stets durch eine längere Vorstufe des Halbtraumes eingeleitet wurde. Es war wie ein Gang durch barocke, oft ganz reizende Irrgärten, ein Irrgang halb abstrakter, halb konkreter Natur. Häufig hatte dieser Zustand die Form eines unpersönlichen Selbstgesprächs und fing mit unmöglichen Gedankenverbindungen an, die dem Geist vollkommen logisch erschienen und ihn zugleich durch eine entzückende Neuheit überraschten. (Ich spreche in der Vergangenheitsform, weil auch die Art des Traumspiels mit den Jahren wechselt und gewisse Wahrnehmungen, die ich früher aufschrieb, auf mein heutiges Träumen nicht mehr völlig passen.) Die tiefsten Wahrheiten über das innerste Wesen der Dinge gingen mir in einer wunderbar konkreten, aber nachher nie zu erklärenden Weise äußerlich sichtbar auf. Der Geist hantierte dabei mit völlig andern Mitteln als im wachen Zustand, und die Worte — denn dieser Vorgang spielt sich in Worten ab — hatten einen völlig andern Sinn. Es werden auch ungewollt neue Worte gebildet, um sowohl bekannte als auch völlig neue und fremdartige Dinge zu bezeichnen; mitunter sind es erstaunliche Zusammenziehungen: so glaubte ich einmal im Halbschlaf eine lange ästhetisch-philosophische Gedankenreihe, die sich auf Minna von Barnhelm bezog, durch das einzige Wort „Söf“ ganz erschöpfend ausgedrückt zu haben. Ein anderes Mal kam ich aus diesem Dämmerzustand rasch wieder zu mir und hatte noch die Worte einer Traumsprache im Mund: Petilên sagaras nosas, die ich sogleich aufschrieb. Was sie bedeuteten, verstand ich zu meinem Leidwesen nicht mehr, ich fühlte nur noch, daß sie etwas sehr Tiefgründiges ausgedrückt hatten, wofür die bekannten Sprachen gar keine Form haben. Wieder einmal sah ich tiefe Rätsel gelöst durch die Erkenntnis, daß aller Fluß des Seins auf Wirkung und Gegenwirkung des Ur-sch in und des Tot-sch in beruhe. (Dies geschah jedoch nicht im Halbschlaf, sondern in einem Volltraum, bei dem ich von streitlustigen Freunden in eine laute, leiden-

schaftliche Erörterung ästhetischer Fragen, die sich schnell zu einer philosophischen erweitert hatte, hineingezogen worden war.) Erwacht blieben mir nur die beiden Worte in der Erinnerung. Gewöhnlich findet man in solchen Fällen beim raschen Aufwachen, daß man statt der vermeintlichen Juwelen schauerliche Kohlen in der Hand hält. Wenn aber der Traumschleier nur langsam und unvollständig zerreißt, so sehen wir die neue, die hohe und tiefe, die jenseitige Bedeutung eben noch um die Ecke schlüpfen, wir fühlen noch ihren Wert, während wir ihren Inhalt schon nicht mehr verstehen können, und dieses Nichtmehrkönnen erregt ein staunendes Bedauern, weil wir uns noch der Möglichkeit eines völlig andern Denkverfahrens bewußt bleiben, eines Verfahrens, bei dem unendliche und ungeahnte Horizonte aufgetan und überraschende, von allem je gedachten durchaus verschiedene Ergebnisse gefunden werden. Um diese Gedanken aber nur annähernd in die Sprache des wachen Verstandes zu übersetzen, fehlt jedes Mittel. Und gerade im Augenblick, wo mir aufgeht, daß ich den gang und gäben deutschen Worten (denn das Reden in Zungen ist eine Ausnahme) einen ganz andern Inhalt geliehen habe, und nun in meinem Hirn nach der richtigen Bezeichnung suche, wird mir klar, daß der wache Verstand diesen Sinn überhaupt nicht zu denken vermag. Der Verlust ist schmerzlich, nicht nur wegen der wundervollen Neuheit des Gefundenen und weil dabei ganz andere Arten von Geistesstätigkeit als die bekannten vorausgesetzt sind, sondern weil sich alle Rätsel und Widersprüche des Ganzen in erstaunlich einfacher und freudiger Weise lösen. Dazu kommt noch eine logische Beweiskraft *ad oculos*, wie sie kein je am Tage gedachter Gedanke hat, denn diese Gedankengruppen sind nicht abstrahiert, sie sind unmittelbar sinnlich gegenwärtig, aber nicht etwa als Bilderschrift, sondern eben nur als sichtbare lange Gedankenketten, die wie Gebirgszüge geformt sind und ihre Kuppen und Zacken, schroffe Abhänge und niedere Vorberge haben. Übri-

Worte erkennen, denn zuweilen empfängt man eine Mitteilung ganz ohne sprachliche Übertragung: zum Beispiel ich stehe im Vorraum einer Kirche, in deren Innerem eine Inschrift angebracht ist; diese kann ich zwar von meinem Standort aus nicht sehen, aber ich nehme dennoch ihren Inhalt wahr, ohne ihn in feste Form zu bringen. Oder es tritt mir ein Mensch entgegen, und ich kenne sofort, noch ehe er den Mund öffnet, die Sache, die ihn bewegt. Dieser Vorgang hat freilich seine Analogie im Leben, denn es kommt auch vor, daß ein wohlgeheutes Geheimnis uns in dem Augenblick bewußt wird, wo sein Träger, ohne die Übertragung zu ahnen, uns gegenübertritt. Aber im Grunde ist in beiden Fällen der Hergang doch grundverschieden, da ja der Traum das Geheimnis mitsamt seinem Träger selbst erfindet.

Ein unbeschreibliches geistig-körperliches Wohlbefinden, das vollkommenste Ausruhen von allen Stacheln des Konkreten in stärkender Ätherluft der reinen Begriffswelt war immer mit dem geschilderten Vorstadium des Traums, dem Traumdenken, verbunden. Hatte es eine gewisse Zeit gedauert, so verlangsamte sich sein Gang immer mehr, die Worte gingen in ein inneres Fallen aus, und nun trat der Übergang in den eigentlichen Traum ein. Diese Schwelle zu finden ist schwer; es gelingt nur, wenn eine gewisse Macht über den Traum überhaupt gewonnen ist, und auch dann natürlich bloß in Ausnahmefällen. Ich fand sie wiederholt auf der Grenze, wo der Begriff sich in das Bild der Sache verwandelt.

Danach erschiene das 'Traumdenken' wie ein Phantasieren auf dem Flügel, ein Präludium, ehe das Stück beginnt. Nun fällt gleichsam ein Stichwort, und eine Gestalt setzt sich gegen mich in Bewegung. Sie ist vorerst nur ein Bild, also völlig flach, im Herankommen wird sie runder und leibhafter, aber nie bis zur vollen dreidimensionalen Körperlichkeit. An sie schließen sich sofort von rechts und links die Bezüge an, die gleich auch zu handeln beginnen, und ich bin im Stück mittendrin.

Dabei fällt mir ein Wort Schillers ein über die Art, wie bei ihm die dramatische Empfängnis vor sich gehe: den Anfang mache eine ganz allgemeine musikalische Stimmung, dann trete das Schauen hinzu, indem eine Figur oder mehrere sich von hinten nach vorn kommend in schräger Richtung über einen Tiefenraum bewegten¹. Leonardos bekannter Ausspruch von den Flecken an der Wand, woraus die Bilder hervortreten, gibt gleichfalls zu denken. Im Grunde beginnt jede Schöpfung mit einer Trennung von Licht und Schatten. Im Anfang schied der Herr Licht und Finsternis. Aus der Finsternis sind natürlich alle lebenden Gestalten, die das Licht verdrängen, hergenommen, und ebenso ballen sich aus der Finsternis die Schattengestalten zusammen, aus denen Traum und Drama oder das Werk des Malers entstehen.

Nicht immer führt der Weg ins Traumland über den Irrgarten abstruser Gedankenverbindungen, und es mag tausenderlei Übergänge geben je nach Anlage des Schlafers; ich bemerke an mir selbst, daß der Eintritt neuerdings auf viel einfachere Weise stattzufinden pflegt: wenn die Tagesgedanken abgestellt sind, geht nur noch ein kurzes Gefasel voran, dann öffnet sich in meiner Nähe, aber in einem Raum, der keiner ist, so etwas wie ein dunkler Torbogen, daraus quellen graue, unbestimmte Schemen hervor. Sie sind durch keine feste Naturform gebunden und verschieben sich mit der äußersten Schnelligkeit, wie das wundervolle Farben- und Arabeskenpiel, das man bei geschlossenen Augen wahrnimmt und das schon beim allergeringsten, auch nur vorgestellten

¹ Die leibliche Verschwisterung von Traum und Dichtung liegt auf mehr als einem Punkt zutage. So kann der Traum verschiedene lebende Personen in eine einzige, höchst individuell gestaltete zusammenrinnen lassen, in ganz derselben Weise, wie es in der Retorte des Dichters geschieht. Auch ist der Einfluß des Willens auf beide gleichermaßen hinfällig: wenn die Umgebung einen Poeten zum Schaffen ermahnt, statt ihm die Stimmung zu fördern, so tut sie etwas ebenso Widersinniges, wie wenn sie einen Schläfer wecken wollte, damit er um so lebhafter träume.

Wimpernzucken auseinanderflieht, um sich gänzlich umzugestalten. So sah ich während eines solchen Formenwechsels unlängst zwei Beine ohne dazugehörigen Körper ganz rasch an einer im Leeren stehenden Leiter hinaufklettern. Da die Spule der Wachgedanken noch nicht völlig abgewunden war, hatte ich gerade so viel Kritik übrig, um den Widersinn zu erkennen, wodurch das Einschlafen dann verzögert wurde. Normalerweise wäre mir gar nichts dabei aufgefallen. (Daß auch bei Halluzinationen schon halbierte Geistererscheinungen wahrgenommen worden sind, darf hier vielleicht vorübergehend erwähnt werden.) Ihre Verwandlungskünste setzen diese Traumelemente dann im tiefen Traume fort. Aus diesem Grunde sind so viele Träume gänzlich unersählbar, da die Sprache den unbegreiflichen Formverbindungen und Zweckverschiebungen nicht nachkann.

Es ist sehr schade, daß man in früheren Zeiten dem Traumleben so wenig ernstere Beachtung geschenkt hat. Wo man sich damit befaßte, geschah es zu engen Zwecken, um einen Blick in die Zukunft zu tun oder einen Wink für sein persönliches Verhalten in irgendeiner schwierigen Lage zu erlangen. Wenn man von den bedeutenden Menschen aller Jahrhunderte ihre Träume kannte, wieviel näher käme man dadurch nicht nur dem Wesen dieser Großen selbst, sondern auch dem Wesen des Traumes. Von Goethe kennt man jeden geschriebenen Wisch, aber die ganze Hälfte seines Innenlebens wird uns für immer verloren sein. Welchen Schatz hätten wir an seinen Träumen. Gewiß würden wir darin den unsichtbaren Urstoff erkennen, aus dem seine wache Gestaltung sich gespeist hat. Die Träume der Dichter würden die Literaturforschung lehren, daß mancher Zug der Dichtung, dessen Herkunft ihr Kopfzerbrechen macht und dem sie mit gelehrtem Rüstzeug zu Leibe geht, glatt aus dem Traume herübergenommen ist, daß Verse von rätselhafter Schönheit, die mit dem Gedicht, in dem sie stehen, unlöslich verschmolzen sind, zuerst ohne Zusammenhang im Traume gelallt wurden. Auch psychologische Pro-

bleme, ganze Novellenstoffe mit dazugehörigen Namen, die sich nicht mehr davon ablösen lassen, usw. werden geträumt, wie ich aus Erfahrung weiß. Von Mörike habe ich in meiner Hermann-Kurz-Biographie einen in meines Vaters Papieren gefundenen humoristischen Traum veröffentlicht, der ohne allen Zweifel ein echter Traum ist, der aber mit seinen barocken Einfällen und seiner kunstreichen Anlage einer wachen Märchenerfindung gleicht.

Natürlich pflegen Alltagsmenschen auch alltägliche Träume zu haben, und solche Personen, die zwar einen starken Verstand, aber wenig Phantasie besitzen, wissen gleichfalls nichts von einem reichbewegten Traumleben. Es wird jedoch nicht nur von den verschiedenen Personen, sondern auch von der gleichen Person auf verschiedenen Altersstufen verschieden geträumt. Bekannt sind die immer wiederkehrenden Nachtgespenster, durch deren oft sehr phantasievolle Erfindung das Kindergehirn sich selber ängstigt. Mich verfolgte in früher Kindheit lange Zeit ein böser Geist, der ‚Häkelmann‘, der mit einem gewaltsamen Sprung zur Tür hereinschnellte und die Kinder, die sich unter Betten und Sofas verkrochen, mit seinem langen spitzen Haken hervorzog; ich fürchtete mich bis zum Wahnsinn vor ihm. Meiner Mutter dagegen ging in ihren Kinderträumen ein minder plastisches, aber dafür viel tiefsinnigeres Gespenst, der ‚Herr Loßspanner‘, nach, vor dem sie ein unsagbares Grauen hatte, ohne zu ahnen (sie bemerkte es sogar auch später nicht), daß der Name ein Todesymbol enthielt. Von Symbolen, die sich das Hirn erschafft, ohne sie zu verstehen, wird noch öfter die Rede sein.

Mit besonderer Hartnäckigkeit stellen sich im Kindesalter die ganz bestimmten Fiebertvorstellungen immer aufs neue ein: ich fühlte jedesmal, wenn ich fieberisch erkrankte, einen langen elastischen Faden an meiner Zunge befestigt, daran schwang ein ungeheures Etwas, das die Form eines schweren Federsacks hatte, aber das ganze Weltall enthielt. Seine Beschaffenheit, die mir im Fieber

ganz verständlich war, konnte ich hernach niemals erklären; wenn es von mir wegfuhr, atmete ich auf, wenn es zurückkam, meinte ich erdrückt zu werden, und so ging das Spiel zu meiner Pein weiter, wobei doch eine gewisse Befriedigung war wegen der außerordentlichen Wichtigkeit der Sache. Einmal, es war in meinem elften Jahr, wurde es so arg, daß ich mit einer Schere den lästigen Faden unterhalb der Zunge abzuschneiden suchte. Entsetzt entriß mir meine Mutter das Instrument, und ich hörte hernach trotz meiner Benommenheit still belustigt zu, wie sie dem Arzt erzählte, ich hätte versucht, mir die Zunge abzuschneiden, was mir doch gänzlich ferne gelegen. Mein ältester Bruder hatte gleichfalls jahrelang ein immer wiederkehrendes Fieberphantom; bei beiden verschwand das stereotype Bild im Heranwachsen.

Noch während meiner ganzen ersten Jugend blieb für mich der Traum ein tobendes Meer, auf dem die Seele hilflos umhergeworfen wurde, und ich hielt mich oft absichtlich lange Zeit wach, um den Eintritt all der unberechenbaren Möglichkeiten hinauszuschieben. Durch wahlloses Lesen hatte ich selber viel zu dieser Überbürdung der Phantasie mit Unheimlichem beigetragen. Freilich wurde die Not durch ein unbeschreibliches Traumglück ausgeglichen, das ich jetzt fast ganz verloren habe, — das Fliegen. Es begann fast immer damit, daß ich aus Übermut in einer Art Stehschritt umherstelte und allmählich die Füße statt auf den Boden in die Luft setzte, die mich zu meiner jedesmaligen Überraschung trug. Und jedesmal dachte ich dabei mit Freude: Wie oft habe ich es so geträumt, und nun ist es doch einmal Wahrheit geworden. Auch Abrutschen am Treppengeländer gab einen guten Anlauf, der nötig war zum Auffliegen, und meist mußte ich eine Zeitlang die Luft treten — ähnlich wie man, um sich zu halten, Wasser tritt —, bevor der Höhenflug begann. Je weiter über der Erde, desto leichter und beglückender der Flug. Flügelschlag war keiner dabei, und einmal war es geradezu ein horizontales Schwimmen im Äthermeer. Mitunter gelang es nicht, den Flug in die Höhe zu schrauben,

es blieb ein ängstliches und mühsames Flattern in geringer Höhe über dem Boden, wobei ich etwa bemüht war, mich einer Gefahr zu entziehen. Einmal flatterte ich so durch die Baumkronen einer abenddämmernden Allee und genoß die wilde Lustigkeit eines Nachtvogels, der von Ast zu Ast huscht. Der Hauptsache nach waren aber die Jugendträume entsetzlicher Art. Wie oft sollte ich ermordet werden oder mich zur Hinrichtung bereiten, gelegentlich auch als geschichtliche Person, z. B. als Maria Stuart, wobei ich natürlich im kritischen Augenblick erwachte. Einmal überdauerte der Traum auch das Sterben, ich entschwebte, nachdem das Beil getroffen hatte, ätherleicht der Nichtstätte, wo der Leib zurückblieb, durchglitt ungehemmt Wände und Mauern und verflüchtigte mich am Ende ins Nichts, das heißt: in den traumlosen Schlaf. Besonders gräßlich war es, in unbegreiflicher Weise eins der Lieben in Gefahr gebracht oder ins Verderben gestürzt zu haben. Hier wirkten Nachklänge der Kindheit herein: eine unendlich zärtliche aber allzu leidenschaftliche Erziehung, bei der oft ein kleines ungewolltes Versehen tragisch genommen wurde, hatte in der jungen Seele des öfteren ein grundloses Schuldgefühl erweckt, das dann streifenweise und unzusammenhängend wie eine ängstliche Wolke noch später durch die Träume zog. Auch gemeine Verbrechen hat der Traum mir gelegentlich aufgebürdet; freilich fand ich mich selber niemals bei der That, sondern erst nachdem sie schon begangen war, angstvoll bemüht, die Folgen abzuwenden und völlig rat- und fassungslos, wie ich zu solchem abscheulichen Tun gekommen war. So sollte ich einmal einen unbekannten Toten unter die Erde bringen, an dessen Tötung ich irgendwie mitschuldig war, ich wußte nicht wie noch warum. Ich quälte mich in einer dunklen Grube ab, von Seelenangst und Reue ganz zerrissen. Zwar war der Tote genau besehen kein Mensch, sondern ein kleines mopsartiges Tier, das mir Ekel einflößte, und nach einiger Zeit war es auch kein Tier mehr, sondern ein unbegreifliches, durchscheinendes Etwas, das ich nur um

jeden Preis nicht mehr sehen wollte. (Nachträglich frage ich mich, ob nicht auf die Gestaltung dieses Traumes vielleicht einerseits der Schlußakt des Fidelio, andererseits der verwandelte Mops aus Goethes Märchen eingewirkt hat.) Ein anderes Mal ging ich im Traume arglos durch die Straßen von Florenz, nur belästigt durch ein größeres Paket auf meinem Arm, weil es dort nicht üblich ist, daß eine Dame dergleichen selber trägt. Plötzlich ward es mir bewußt, daß in dem Pack sich Kleider befanden, häßliche, gelb- und graugestreifte Alltagskleider, die ich soeben aus einem mir wohlbekannten Schauladen auf der Piazza Signoria entwendet hatte. Und nun mit einem Male das vernichtende Schamgefühl, die schreckliche Verlegenheit, wie die Beute loswerden, bis es mir in einem Seitengäßchen gelang, sie in einem fremden Hausflur niederzulegen und schleunigst das Weite zu suchen. In diesen beiden Fällen waren wenigstens Gewissen und Scham noch lebendig. Es gibt aber auch Träume, die völlig amoralisch sind, wie die Seelenverfassung des geborenen Verbrechers. So stand ich einmal am Fenster und sah unten einen von mir sehr geschätzten Freund zur Hinrichtung vorüberführen, und plötzlich fiel mir ein, daß das Verbrechen, wegen dessen er sterben sollte (ich wußte übrigens nicht, worin es bestand), ja gar nicht von ihm, sondern von mir selber begangen war. Gleichwohl sah ich ganz ruhig dem Zuge nach, wie einem Schauspiel, das mich nichts anginge, das Gefühl war in diesem Falle ganz ausgeschaltet, und erst beim Erwachen ging mir die grausige Nichtswürdigkeit dieses Traumes auf. Es ist neuerdings üblich geworden, dem Träumer eine gewisse moralische Verantwortung zuzuschreiben, als ob der verbrecherische Traum der Ausdruck geheimer, am Tage unterdrückter Wünsche oder Anlagen wäre. Die genannten Beispiele zeigen in ihrer Ungereimtheit das Irrige dieser Auffassung. Vielmehr war mir im ersten Falle gleich beim Erwachen klar, daß ein früher vernommener merkwürdiger Diebstahl aus einem Schauladen mit nachfolgender Wiederbringung des

Gegenstandes der Phantasie die Richtung gegeben hatte, wobei die Tat durch Verwechslung auf das träumende Ich selber abgewälzt wurde. Im anderen dürfte vielleicht eine blasse Nachwirkung von Schillers „Bürgschaft“ zu suchen sein, gegen welches Gedicht ich mich als Kind verstockt hatte, so daß ich stets die geforderte Rührung ablehnte, was mir von den Erwachsenen als Fühllosigkeit vorgeworfen wurde, — darin fände die unfasbare Gefühlstumpfheit dieses Traumes ihre Erklärung. — Zur Zeit sind es ja vor allem Ärzte, die sich mit Traumforschung beschäftigen; ihnen führt ihr Beruf hauptsächlich krankhaft angelegte, wohl auch seelisch minderwertige Personen vor, deren Traumbewußtsein so wenig wie das wache dem normalen Menschen entspricht. Dieser Umstand hat auch die meines Erachtens allzu ausschließliche physiologische Deutung des Traumursprungs, die jetzt bräuchlich ist, zur Folge.

Selbstverständlich spielen leibliche Reize mit herein, zum Beispiel bei dem peinlichen Gefühl des Fallens und dem des bekannten Nachtgehens im Traume; in mittelbarerem Sinne gewiß auch bei den von vielen bezeugten Heilträumen, die ja im Altertum eine öffentliche Einrichtung waren. In Epidauros sieht man noch die Unterbauten des Asklepiostempels, wo der Gott den Kranken im Tempelschlaf die therapeutischen Weisungen gab, die dann allerdings, ebenso wie andere Orakel, durch eine dafür erzogene Priesterschaft gedeutet wurden. Die Reste der dortigen Prachtbauten und das wohlerhaltene Theater des Polyklet beweisen, daß die Kuranstalt starken Besuch hatte, was ohne gewisse Erfolge doch nicht auf die Dauer möglich gewesen wäre. Im eigenen Lebenskreise ist mir nur der sicher beglaubigte Fall eines Bauernmädchens vorgekommen, das bei einer schweren Ruhrerkrankung von einem heilkräftigen Gurkensalat träumte, sich auch hinter dem Rücken ihrer entsetzten Mutter das drastische Mittel verschaffte und infolge der Rosskur pünktlich genas.

Im ganzen vergißt man aber bei der einseitig physiologischen

Auffassung doch die Hauptsache, daß der Traum vor allem Dichter ist. Wie der dichtende Geist sich mit gleicher Leichtigkeit in die Seele des Verbrechers wie in die seines Opfers versetzt, so ist auch dem Traume im weiten Umkreis der Möglichkeiten nichts Menschliches fremd. In die rätselhaften Taten und Regungen des Träumers ist etwas von dem tiefen Sinn des indischen *tat twam asi* (das bist du) hineingeheimnißt. Damit soll der Physiologie nicht zu nahe getreten werden, es sind eben alle Dinge so fein und so verwickelt eingerichtet, daß überall körperliche und geistige Ursachen nebeneinander hergehen und sich verschlingen. In der maßlosen Phantasterei, die die Naturgesetze nicht achtet, wirft der Traum auch die moralischen wirr durcheinander. Dabei kommt es ihm nicht darauf an, eine Handlung mit einer Person zu verkoppeln, die dafür nicht im geringsten geeignet ist. So sah ich einmal einen Mann, der zu Deutschlands Leuchten gehörte, im Traume trommelschlagend vor der Heilsarmee herziehen und hatte dabei den Eindruck, daß eine solche Entwicklung bei ihm naturgemäß kommen mußte. Hier lag die Erklärung gewiß darin, daß wir einmal zusammen von den Wunderlichkeiten der Heilsarmee gesprochen hatten und daß daraufhin der Traum ihn selber in diese Vorstellung verflocht. Nun schritt er so natürlich und selbstverständlich mit den ihm eigenen Bewegungen vor dem Zuge her, daß ich von der inneren Richtigkeit des Bildes ebenso überzeugt sein mußte wie von der äußeren. Gleichertweise verstrickt auch der Traum das eigene Ich des Träumers in seine falschen Gedankenverbindungen.

Wenn der Traum einerseits die größten Fehlgriffe im Verkoppeln von Personen und Handlungen begeht, so kann er andererseits zum feinen Seelenforscher werden und die Spürkraft eines Detektivs entwickeln. Denn es kommt vor, daß er Menschen, die in unserem Herzen einen großen Platz einnehmen und die vor unseren wachen Gedanken unanfechtbar dastehen, hartnäckig in eine fragwürdige Beleuchtung rückt und Enthüllungen über ihr eigent-

liches Wesen bringt, die wir wie ein Unrecht von uns weisen, bis das Leben kommt und ihm auf einmal recht gibt. Er wollte uns warnen, und wir haben ihm nicht geglaubt, als er unsere eigenen unbewußten, aus der wachen Vorstellung verbannten Wahrnehmungen zur Anschauung brachte. Dagegen eignet er sich in anderen Fällen auch glänzend zum Verteidiger, denn wenn eine befreundete Person uns ein Übles zugefügt hat, das wir nicht verwinden zu können glauben, ist er imstande, sie plötzlich wieder in der ehemals geliebten Gestalt vorzuführen und vieles schon vergessene Gute lebendig aufzufrischen, daß ein versöhnliches Gefühl an die Stelle von Groll und Empörung tritt. Somit hat der Gaukler gelegentlich auch eine sittliche Aufgabe zu erfüllen. Und wie liebenswürdig ist es von ihm, daß er mich so gern dann, wenn die Umstände mir ein anhaltendes Stubensitzen aufnötigen, mit bezaubernden Landschaftsbildern heim sucht.

Mit zunehmenden Jahren werden nicht nur die Träume an sich leichter, sondern der Träumer kann auch, wenn er sich stark bemüht, eine gewisse Herrschaft über sie erlangen. Ungefähr um die Mitte des Lebens gewann ich die Fähigkeit, mich aus den Angstträumen zu retten, indem es mir, anfangs seltener, dann immer häufiger, gelang, durch bewußten Entschluß mitten im Traume die Macht des Unbewußten zu brechen. Ich lernte es, wenn die seelische Spannung zu groß wurde, mich durch einen jähen Ruck aus dem Banne zu reißen, ohne daß ich dabei notwendig ganz zu erwachen brauchte. Ich wartete nicht mehr, bis das Weil gegen mich erhoben wurde, sondern brach den Traum schon ab beim Anblick der schrecklichen Zurüstungen. Ja, der Geist war mitunter imstande, bei den ersten drohenden Anzeichen das Gespinnst zu zerreißen. Zum Beispiel, ich sehe von weitem eine Gestalt auf mich zukommen, sie ist noch fern, aber schon ahnt mir Unheil, mein Herz beginnt zu klopfen, und mit jedem Schritte, den sie tut, steigert sich meine Angst bis zum wildesten Grausen; ich weiß, es ist der Mörder, der mich sucht. Jetzt aber lehnt der Wille

sich auf, etwas in mir sagt deutlich: es darf nicht sein! und bevor noch das Schrecknis mich ganz nahe antritt, rettet mich der Wille in die dreidimensionale Welt. Zuweilen ist in solchen Fällen die nachzitternde Erregung imstande, das gleiche Traumbild oder ein ihm ähnliches, aber in abgeschwächter Gestalt, sogleich noch einmal hervorzubringen. Dies sind jedoch Ausnahmen; gewöhnlich tritt nach solchem gewaltsamen Willensaufschwung Ruhe ein, gewissermaßen eine Lähmung der Traumphantasie, und erst am Morgen beim völligen Erwachen spürt das Hirn die Anstrengung, die zum völligen Zerreißen der Traumfessel nötig gewesen.

Der Einfluß des Willens auf den Traum ist jedoch bloß ein verhindernder: er kann sich wehren, er kann die Tafel blank wischen, ein Bild willkürlich darauf hervorrufen kann er nicht, außer etwa im Fieberzustand. Je mehr man wünscht, von einer bestimmten Person, einer bestimmten Gegend zu träumen, desto weniger wird es der Fall sein. Ganz unmöglich ist es auch, ein ärgerliches oder unzulängliches Traumbild beim Erwachen nachträglich zu verbessern. Wer hat nicht schon, solange der Antrieb noch vorhielt, wach im Bette liegend und dem Traume nachsinnend, versucht, eine fruchtlos gebliebene Traumbemühung willkürlich in eine zum Ziel gekommene umzudenken? Vergebens; ich kann mir ein im Wege liegendes Hindernis nicht überschritten vorstellen, kann den verfrüht abgefahrenen Bahnzug nicht zurückrufen, einen Gegenstand, der für seine Zwecke ungeeignet war, auch nachträglich mit allem Aufwand der Einbildungskraft nicht in anderer zweckentsprechender Form sehen, um die Aufgabe, an der ich im Traume gescheitert war, doch noch in Gedanken zu lösen. Das Traumbild haftet unverändert auf der geistigen Netzhaut, bis es allmählich erlischt.

Auch ganz vergessene Träume senden bisweilen noch am Tage ein blasses Nachbild herauf: da weht es plötzlich wie ein Schleier vorüber, ich weiß, es ist der Traum der jüngsten Nacht, von dem

ich am Morgen nichts mehr wußte. Jetzt meine ich ihn zu fassen, aber weg ist er. Es kann der Fall sein, daß diese Eindruckszähigkeit sich bis zur Verfolgung steigert. — Daß zuweilen beim Erwachen noch Reste des Traumes zurückbleiben, kommt gleichfalls vor: zum Beispiel ich habe von einer abwesenden Person etwas Widersinniges geträumt, ich erwache, die Person ist aber für mich noch da, und nun erzähle ich ihr meinen närrischen Traum.

Noch einer rätselhaften Besonderheit des Traumes soll hier gedacht sein, der gelegentlichen Verdoppelung, ja Verdreifachung des Traumbildes, die als zeitliche Aufeinanderfolge wirkt, wie es uns ja auch im Leben überkommen kann, daß wir einen ganz neuen Ort schon einmal gesehen, eine augenblickliche Lage ganz genau ebenso schon erlebt hätten. Von einem verdreifachten Traumbild werde ich in meiner Traumchronik ein Beispiel geben, das um so hübscher ist, als nicht nur das Traumbild selber, sondern auch noch seine Verdreifachung eine eigene symbolische Bedeutung hat, die mir erst später zum Bewußtsein kam.

Daß der Traum durch Symbole spricht, wenn er uns etwas Wesentliches sagen will, ist eine alte Erfahrung: alle berühmten Träume aus der biblischen Geschichte und aus dem klassischen Altertum sind symbolischen Charakters. Ebenso äußerten sich die Orakel unter dem Siegel des Symbols, daher die irreführende Vieldeutigkeit des delphischen Gottes. Ein Mustertraum aus der hürnenen Pforte war der von Goethes mütterlichem Großvater, der sich in einer Ratsversammlung sah, wo plötzlich einer der Schöffen aufstand, ihm höflich seinen Platz anwies und hinausging, was der noch jüngere Ratsherr richtig dahin deutete, daß jener Schöffe in Bälde sterben und er seinen Sitz einnehmen würde. Sehr ausdrucksvoll ist auch ein Traum aus dem fünfzehnten Jahrhundert, der von dem Feldhauptmann Muzio Attendolo Sforza, dem Stammvater des berühmten Fürstengeschlechts, berichtet wird. Der Sforza träumte in der Nacht vor einem kriegerischen Unternehmen, er befinde sich mitten in einem See in

sehr großer Lebensgefahr und rufe den ihm erscheinenden heiligen Christophorus, den Schutzpatron gegen Wassersnot, um Hilfe an, der Heilige aber blicke weg und kehre ihm den Rücken. Als er nun am anderen Morgen gegen den Rat seiner Unterfeldherrn, denen er den Traum erzählte, den geschwellenen Sangro bei seiner Mündung ins Meer, wo er eine seeartige Erweiterung bildete, überschreiten wollte, ertrank er unter ergreifenden Umständen.

Der Traum des Sforza gehört unter die Warnträume, die aus dem geheimnisvollen Gebiete der Ahnungen stammen. Solche überkommen die Seele auch im wachen Zustand. Ein besonders merkwürdiger Fall, der mir von völlig zuverlässiger Seite beglaubigt ist, ereignete sich bei der Durchstechung des Semmering. Der später wegen seiner vorzüglichen Wegbauten in Persien zu hohen Ehren gelangte und vom Schah Nasr-Eddin zum Pascha erhobene deutsche Ingenieur v. G. war als junger Mann mit einer Tunnelstrecke der Semmeringbahn betraut. Eines Abends wollte er sich nach vollendeter Arbeit zur Ruhe legen, empfand aber beim Auskleiden ein inneres Widerstreben, daß er sich förmlich dazu zwingen mußte. Als er zu Bette lag — es war gegen 11 Uhr —, steigerte sich die Unruhe zu solcher Heftigkeit, daß er wieder aufsprang, sich mit fieberhafter Eile in die Kleider warf und, ohne zu wissen warum, nach dem Tunnel stürzte. Dort ergriff er, wie seiner nicht mächtig, den Strang der Glocke, mit der die Arbeiter aus dem Tunnel gerufen wurden, und während er das Seil schwang und die Glocke weithin dröhnte, fragte er sich noch: Was werde ich den Leuten zur Erklärung sagen können? Aber es bedurfte keiner Erklärung: kaum waren die Arbeiter — es sollen an 1400 Mann gewesen sein — bis zum letzten herausgeströmt, da stürzte mit Donnerkrachen der Tunnel ein. — Überkommt eine solche Ahnung einen Schläfer, so nimmt sie eine winkende oder warnende Gestalt an wie im Falle des Sforza.

In den zwei vorhin angezogenen Fällen wurde das Traumsymbol von dem Schläfer beim Erwachen verstanden. Aber sehr häufig

geschieht es, daß der träumende Geist das Rätsel, das er sich mit dem Symbol aufgegeben hat, selber gar nicht zu lösen weiß, wovon ich in meiner Traumchronik einige Fälle erzählen werde. Hier beginnt schon die Spaltung des Ichs im Traume, die sich häufig auch darin äußert, daß wir in höchster Bewunderung und Ehrfurcht vor einer geistvollen, tiefsinnigen oder witzigen Antwort stehen, die uns ein Gegenredner gegeben hat, und beim Erwachen sehr erstaunt sind, daß der ausgesprochene Gedanke doch im eigenen Hirn entsprungen ist.

Ebenso kann das Traum-Ich sich in einen Rufer und einen Gerufenen spalten. So ist es mir mehrmals nacheinander begegnet, daß ich mich nach ermüdenden Gängen am Tage auf eine halbe Stunde niederlegte mit der Uhr neben mir und mit dem festen Vorsatz, einer Verpflichtung wegen zu genau bestimmter Zeit munter zu sein. Allein ich wäre doch verschlafen, hätte mich nicht jedesmal auf die Minute ein starker, aber scheinbar durch große Ferne gedämpfter Klingelzug — er erscholl wie durch Watte — geweckt, der nicht von Menschenhand herrührte, sondern im eigenen Hirn entstanden war.

Hierher gehört ein Fall, der romanhaft klingt, aber sicher verbürgt ist. Mein Vater war in seiner Jugend kurze Zeit mit einem jungen Mädchen verlobt, das auf väterlichen Befehl entsagte, um einen andern zu heiraten, aber die erste Liebe nicht vergessen konnte. Eines Nachts, als sie mit ihrem Kindchen fest schlief, träumte sie, mein Vater trete in seiner Jugendgestalt herein und rufe sie laut bei Namen. Sie fuhr beim Klang der langentbehrten Stimme in die Höhe, da sah sie das Zimmer von Rauch erfüllt, aus dem Nebenraum züngelten Flammen, und sie hatte eben noch die Zeit, sich und das Kind aus dem nächtlichen Brand zu retten.

Ein sehr hübsches wahrsagendes Traumgesicht erzählte mir einmal der Dichter Wilhelm Herz. Seine Schwägerin, die mit ihrem Mann in einer Pension in Genf lebte, wollte sich eines

Tages beim Zeichen der Tischglocke schnell noch die Hände waschen, da sah sie ein kleines Spinnchen im Waschbecken zappeln. Sie fischte es vorsichtig aus dem Wasser, um es zu retten, zog nach dem Waschen schnell noch ihre Ringe an und ging zu Tische. Unter der Mahlzeit bemerkte sie, daß ihr der wertvollste Brillant aus einem der Ringe fehlte. Sie klagte den Nachbarn ihren Verlust, und nach Tische begann ein allgemeines Suchen; den Diensthoten wurde ein hoher Finderlohn versprochen, wenn sie den Stein brächten. Alles umsonst! Des Nachts im Bette überdachte sie nochmals alle Umstände, die mit dem Verschwinden des Steins zusammenhingen. Da träumte ihr gegen Morgen, die Spinne komme vor ihr Bett gekrochen und gebe ihr den Rat, beim Aufstehen drei Schritte gegen das Fenster zu machen und sich dann zu bücken, da werde sie den Stein finden, und das solle ihr Dank für die Lebensrettung sein. Die Schläferin erwacht, ein allererster Lichtschein fällt durch die Scheiben, sie gleitet leise vom Bett, um ihren Mann nicht zu wecken, macht drei Schritte gegen das Fenster, bückt sich, aus dem Teppich bligt ihr etwas entgegen: der Brillant, der sich im Gewebe verfangen hatte. Der Dichter, dem ich die Erzählung verdanke, irrte gewiß nicht mit der Erklärung, daß die Dame schon, als sie aus Waschbecken trat, das Blitzen am Boden bemerkt hatte, aber durch das Spinnchen von der Wahrnehmung abgelenkt wurde, bevor sie in ihr Bewußtsein drang, worauf erst der Traum Spinne und Stein wieder zusammenbrachte in der sinnigen Form, daß das Tierchen selbst als Wiederentdeckerin des verlorenen Juwels erschien. Also kam auch hier die scheinbare Wahrsagung aus dem Hirn der Träumerin selbst.

Die Spaltung des Traum-Ichs kann schließlich auch so weit gehen, daß der Träumer körperlich in zwei Personen zugegen ist, wobei er in beide die Zentralität des Ichgefühls bei verschiedener oder sogar gegensätzlicher Willensrichtung verlegt. Zu einer Zeit, wo ich eifrig Empiriestudien trieb, saß ich einmal im Traum als

Napoleon auf einem Sessel und stützte mich als Marie Louise auf die Lehne und schwebte sogar noch in verbleichender Gestalt als Josephine hinaus.

So gut wie die verschiedenen Personen verschieden träumen, wird man vielleicht dasselbe von den Völkern annehmen dürfen, die ja auch nur große Individuen sind. Die Griechen scheinen besonders bunt und lebhaft geträumt zu haben, wie die Redensart beweist, und da erwachte ich, womit man einen wilden Aufschneider spöttisch abtrumpfte. Dagegen ist es mir in Italien immer aufgefallen, wie wenig das doch künstlerisch so stark begabte Volk den poetischen Reiz des Traumspiels kennt. Da dort jedes Traum-bild in eine Lottonummer verwandelt wird, so ist es gerade, als hätte durch diesen Mißbrauch zu materiellen Zwecken der Traum seinen Unschuldssadel eingebüßt. Ich habe nie von einem Italiener einen Traum um seiner selbst willen erzählen hören, immer nur in bezug auf das Lotto, wobei es dann natürlich auch merkwürdige Zufälligkeiten gibt, wie daß ein Verstorbener im Traume erscheint, um seinen Angehörigen unter durchsichtiger Verhüllung drei Nummern zu geben, und daß dann wirklich das ersehnte Terno gewonnen wird. Das libro dei sogni enthält rein gar nichts als die Umwandlung aller Gegenstände, von denen man etwa träumen kann, in die betreffenden Zahlen. Die Bettelmönche vor allem werden als die Besitzer glückbringender Nummern angesehen.

Daß es früher anders war, daß man hinter dem Traum höhergerichtete seherische Kräfte suchte, läßt sich aus manchem geschichtlich überlieferten Traume wie dem des Sforza schließen. Auch von den Jüngern des heiligen Franziskus sind bedeutungsvolle Träume erhalten. Also verändert sich vielleicht auch bei den Völkern wie bei den Einzelmenschen die Art des Traumspiels mit den Altersstufen.

Einen mit jugendlicher Bildkraft geträumten symbolischen Traum erzählte mir unlängst eine achtundachtzigjährige Dame, die der

Niedergang Deutschlands tief bedrückt: Sie trat in einen Raum, wo adlige Frauen Kränze wanden, und sah eine Menge Kränze von Eichenlaub, je sieben Blätter ineinandergesteckt. Sie fragte, ob jedes Grab einen Kranz haben solle, da wurde ihr geheimnisvoll geantwortet, die Kränze seien nicht für Gräber. Ach, darum so klein, dachte sie, weil jeder für ein Haupt bestimmt ist. — Dieser Trost- und Wunschtraum bedarf keiner Erklärung, nur darauf möchte ich hinweisen, daß auch das adlig hier symbolisch zu fassen ist.

In jüngeren Jahren hatte ich mir vorgenommen, ein Tagebuch über meine Träume zu führen. Da aber meist die Zeit zur Niederschrift gebrach und es mir auch häufig schien, daß ein so starker Eindruck, der oft nur durch den fehlenden Zusammenhang mit der Aufeinanderfolge des wirklichen Lebens von diesem in der Erinnerung zu unterscheiden war, ohnehin unauslöschlich sei, kam nur ein kleiner Bruchteil davon auf das Papier. Ich wähle die zusammenhängendsten und sinnreichsten aus oder solche, die über Wesen und Entstehungsart des Traumes etwas Besonderes zu sagen haben. Manches ist natürlich nicht mitteilbar, weil allzu sehr mit Persönlichem durchflochten. Vor allem sträubt sich die Feder gegen den übersinnlichsten und bedeutungsvollsten meiner Träume, an dem etwas von der Scheu des Unnennbaren haftet und den ich nur deshalb einen Traum nenne, weil ich kein anderes Wort für den unbegreiflichen Zustand finde.

Der vorliegenden Traumchronik habe ich keinen Strich hinzugebichtet, sonst wäre ja mein Zweck, der Traumforschung zu dienen, verfehlt. Weil die Einflüsse der Umgebung auf Gestaltung und Stimmung des Traumbilds einwirken (in Italien waren meine Träume meist heller und plastischer als in Deutschland), werde ich, soweit es sich aus der flüchtigen Niederschrift oder meiner Erinnerung feststellen läßt, auch Zeit und Ort des Traum-erlebnisses beifügen.

Traumchronik

Der heiterste meiner Träume, der in meine zwanziger Jahre fällt, möge den Reigen der Traumchronik eröffnen.

Ich befinde mich im Traum auf meinem Zimmer in Florenz und soll eine Schrift lesen, die mir hingereicht wird und die etwas sehr Anziehendes zu enthalten scheint, also wahrscheinlich die Geschichte, die ich nachher träume. (Es ist diese Art von Einleitung, die im Traume häufig vorkommt, eine Analogie zu dem Verfahren des Dichters, wenn er aus einer künstlerischen Notwendigkeit — der Traum hat natürlich keine — die eigene Erfindung als aus einer alten Handschrift oder dergleichen stammend, einführt.) Nun kann man ja bekanntlich im Traum Geschriebenes oder Gedrucktes meistens nicht lesen. Ich mühe mich denn auch über die Maßen, aber es ist, als wäre mir Atropin ins Auge geträufelt, ich sehe die Schriftzüge wohl, aber vermag sie nicht zusammenzubringen. Auf einmal bin ich mitten in der Sache drin: Schrift und Zimmer und ich selbst sind verschwunden, der Schauplatz ist eine ferne Insel mitten im Weltmeer, die in leuchtendem Smaragdgrün, flach und rund wie ein Pilz, nur wenig über die Wasseroberfläche emporragt, so wie ich mir in der Kindheit die Inseln überhaupt vorgestellt hatte. Ich bin jedoch nicht eigentlich leiblich dort, sondern nur wie durch eine geistige Spiegelung zugegen. Die ganze Insel besteht aus einer einzigen grünen Wiese mit hohen Bäumen und ist der Sitz der berühmten Liebespaare aller Zeiten und ihrer Dichter, die dort beisammen wohnen, aber alle in Vögel verwandelt. Herr oder Statthalter der Insel ist Amor. Dieser hat soeben eine Versammlung seiner Untertanen einberufen

und steht in seiner nackten Puttengestalt im hohen blühenden Grase vor einem umgehauenen Baumstamm. In der Hand hält er ein weißes Kommandostäbchen, ähnlich dem Taktstab eines Kapellmeisters: es ist ein Pfeil aus seinem über die Schulter hängenden Köcher. Mit diesem klopft er auf den Baumstamm und gebietet Stille, denn es singt und jubiliert alles durcheinander. Die Vögel verstummen, aber als ihr Gebieter sich zu einer Rede anschickt, flattert zu seiner Linken plötzlich Goethe als Zeisig von seinem Ast herab (ich kannte den Zeisig nicht von Ansehen, aber ich wußte genau, daß dieser Vogel ein Zeisig war) und gibt der tiefer unten in den Zweigen sitzenden Frau von Stein einen Kuß. Als bald sproßt unter ihnen eine schöne Blume an hohem Stengel empor. Den Gott verdrießt die Störung, er klopft nochmals nachdrücklich mit dem Stäbchen, und um den Frevler zu bestrafen, beginnt er nun seine Anrede, indem er parodistisch-altklug den Ton des alternden Goethe nachäfft, folgendermaßen:

Von stolzen Schiffen stattlicher Bemannung
Sieht dieser Hafen friedliche Entlastung,
Und nach so mancher Irrfahrt in der Welt
Ist gleich und gleich am Ende wohlgestellt.

Hier unterbrach ein schriller Klingelzug den Traum, es war der Postbote, der einen sehnlich erwarteten Brief brachte. Die Langschläferin vergaß, sich zu überzeugen, ob vielleicht ein sehr lauter Vogelgesang den Traum hervorgerufen hatte.

*

In einer der nächsten Nächte wurde ich schon wieder auf eine Insel versetzt, die diesmal stark bewaldet war und wirre, wilde Zustände hatte. Die Affen waren dort der herrschende Stand geworden und hatten den Menschen verdrängt oder ausgetilgt. Ich wurde längere Zeit von einem bösen Schimpansen verfolgt, bis ich vor Angst erwachte.

*

In meinen ersten florentinischen Winter von 1877 auf 78 fällt ein schauerlicher Traum. Die schwarzverlarvten Brüder der *Misericordia*, dieses Überlebsel des Mittelalters, das mich immer unheimlich an seinen Ursprung in der Pestzeit erinnerte, hatten mir in den damals noch engen und altertümlichen Straßen, wenn sie im Eilschritt mit einer Bahre vorüberzogen, einen tiefen Eindruck gemacht. So stand ich nun im Traum auf den Domstufen und sah die schwarzen Brüder in ihren langen Gugelmänteln und schwarzen Masken, den Pilgerhut im Nacken, mit schwarzer Fahne und brennenden Fackeln des Weges eilen, von allen Vorübergehenden wie üblich durch Hutabnehmen begrüßt. Sie trugen einen schwarzverhangenen Sarg nach ihrer Sammelstelle, dem *Oratorio della Misericordia*, das dem Campanile gegenüberliegt. Eine große Menschenmenge drängte nach, und ich folgte gleichfalls. Auf meine Frage, was da vorgehe, wird mir geantwortet: *L'uffizio della vendetta*. (Den italienischen Ausdruck hatte der Traum sprachlich ganz logisch erfunden; zu deutsch hieße es Racheamt, wobei Amt in kirchlichem Sinne zu nehmen.) Und ich erfuhr nun, daß in Florenz von alters her dieser Brauch herrsche: wenn einer viele Frevel begangen habe, aber zu hochgestellt oder zu reich gewesen sei, um dem weltlichen Richter zu verfallen, so werde er nach seinem Tode von den Brüdern der *Misericordia* nach ihrem Bethaus abgeholt; die Herausgabe des Leichnams dürfe von den Angehörigen nicht versagt werden, das sei eine uralte Sitte. Was ferner mit ihm geschehe, wisse man nicht. Die Schwarzen waren unterdessen mit dem Sarg in dem Kirchlein verschwunden, dessen hohe Stufen die Menge umlagerte. Die Pforte blieb offen, nur der niederwallende Vorhang verschloß den Eingang, und ein unterseßter schielender Pförtner stand davor. Das tückische Gesicht dieses Menschen blieb mir auch im Wachen so tief eingeprägt, daß ich meinte, es müsse durchaus in Florenz ein solches geben. Von brennender Neugier getrieben, suchte ich mich an ihm vorüber durch die Tür zu drücken, wobei

er sich stellte, als ob er mich nicht sähe, ich fühlte aber, wie er mit unsäglich lauerndem Blick nach mir schielte. Ehe ich mir's recht überlegte, stand ich innen. Da hatten sie den Sarg in der Mitte auf eine altarähnliche Erhöhung gestellt und umgingen ihn unter den schauerlichen Zeremonien eines Totengerichts. Dann sollte das Urteil an dem Leichnam vollstreckt werden. Ich entsetzte mich so, daß ich ins Freie zu entkommen strebte, aber unter der Tür trat mir der scheele Pförtner entgegen, ich hörte eine hämische Stimme mir ins Ohr sagen: Zusehen kann wer Lust hat, aber es wird dafür gesorgt, daß er nichts ausplaudert. Gleichzeitig blinkte ein Dolch vor mir auf, und ich fühlte das kalte Eisen am Halse. Mit wildem Schreck fuhr ich in die Höhe und bekam wirklich ein kaltes Eisen zu fassen — den Kommodeschlüssel, den ich am Tag unter meinem Kissen versteckt hatte.

Dieser Traum gehört zu der Gattung von Träumen, die zu der Vermutung Anlaß gegeben haben, daß überhaupt der Anfangspunkt des Traumes am Ende liege und daß seine Bewegung rückläufig sei, wobei dann beim Erwachen der Vorgang blitzschnell in die natürliche Reihenfolge gebracht werde, etwa so wie man einen umgekehrten Ärmel herauszieht. Aber können nicht die schwarzen Brüder schon in meiner Vorstellung gewesen sein, ehe mich der Schlüssel berührte? Das kalte Eisen wäre dann eben vom Traum in dem Sinne gedeutet worden, wie es der Stimmung und Lage am besten entsprach. Auffallend bliebe alsdann freilich die böse Ahnung beim ersten Anblick des Pförtners. Ich könnte mir aber auch denken, daß im Traum alles gleichzeitig wäre: Die Berührung des kalten Gegenstandes hätte ein plötzliches Traumbild mit tiefer, als Zeitverlauf erscheinender Perspektive ausgelöst; am untersten Ende stünde der Anfang, der aber vom Bewußtsein sogleich nach vorn gespiegelt würde, wodurch die Begebenheiten schon während ihres Ablaufs an die richtige Stelle kämen. Jedenfalls gehen die Uhren im Traumland ganz anders als in der dreidimensionalen Welt.

*

Um wieder auf die Gattung der Traumverse zurückzukommen, womit ich die Serie dieser Traumchronik eröffnet habe, so will ich deren gleich noch mehrere anführen, weil mir hier eine besondere Spielart des Traumes vorzuliegen scheint.

Aus den häufig wiederholten Vorstellungen meiner Mutter, daß ich viel zu lange bei der nächtlichen Lampe säße und daß ich es früher oder später mit meiner Gesundheit würde bezahlen müssen, sowie aus meiner Antwort, daß bestimmte Dinge immer nur einmal ihre Stunde hätten, mögen die nachstehenden Traumverse entstanden sein, mit denen ich eines Morgens erwachte:

Wer borgt bei der Natur,
Dem bringt es wenig Glück,
Sie leiht ihm fünfse nur
Und fordert zehn zurück.
Doch wer sein Pfund vergräbt,
Der hat des nicht Gewinn —

Auf den Rest konnte ich mich beim Erwachen nicht mehr besinnen, es schwebte mir wohl der Inhalt, aber nicht die Form vor, in die der Traum ihn gebracht hatte. So bewahrte ich die Strophe in der unvollendeten Gestalt auf. Erst viele, viele Jahre, Jahrzehnte später, als mir der Traumvers wieder einmal durch den Sinn ging, trat mir von selbst ohne jedes Besinnen der vergessene Schluß, wie er gelautet haben muß, auf die Lippen:

Wenn er den Kessel hebt,
Find't er nur Rost darin.

Ob dies nun wirklich eine späte Rückerinnerung an die Traumimprovisation war, wie ich vermute, oder eine unbewußte Neuimprovisation im wachen Zustand, vermag ich freilich nicht zu entscheiden. Es scheint mir aber, daß es ursprünglich gar nicht anders gelautet haben kann, nicht nur wegen des Reims und

der richtigen Fortsetzung des Gedankens, sondern auch wegen der Durchführung der aphoristischen Prägung, die in ihrer nackten Logik allerdings für ein Traumgedicht sehr ungewöhnlich ist, da diese meistens etwas Schweifendes, Raunendes, nur ahnungsweise zu Erfassendes an sich haben. Jedenfalls war es keine absichtliche Ergänzung der Traumverse.¹

Daß im übrigen Traumgedichte, die zwar von dem Träumer selbst für entzückend gehalten werden, aber beim Erwachen völlig albern und sinnlos zu sein pflegen, doch ab und zu wie in obigem Falle einen klaren Sinn ergeben, das wird niemand wundernehmen, der bedenkt, daß ja auch die wachen Eingebungen durchaus Einfälle sind, das heißt etwas vom Himmel Gefallenes. Der Unterschied besteht nur in der sicheren Überwachung und der Nachhilfe durch die Kunst.

Albernheiten gab es unter den mir bescherten Traumversen in Menge. Einmal träumte ich, ein uns befreundeter junger Mann trete rasch ins Zimmer und sage in bitter-ironischem Ton:

¹ Das merkwürdigste Beispiel von poetischer Eingebung im Traume stammt aus dem klassischen Altertum. Sehn Tage vor seinem Tode träumte Pindar, die Königin der Schatten beklage sich bei ihm, daß er ihr allein von allen Göttern keinen Hymnus gewidmet habe, er werde aber auch sie noch besingen, wenn er zu ihr gekommen sei. Nach seinem Tode erschien er nun seinerseits einer alten Frau in Theben, die seine Verwandte war und die seine Lieder sehr gut vorzutragen wußte. Ihr sang er einen Hymnus auf Persephone, den die Frau gleich nach dem Erwachen aufschrieb und der zu Pausanias' Zeiten noch erhalten gewesen zu sein scheint, da dieser eine Stelle daraus anführt. Wenn man nicht annehmen will, Pindar habe als Geist gedichtet oder die Frau sich mit einer eigenen Erfindung wichtig gemacht, so bleibt nur die Erklärung, daß ihr, der Pindarkundigen, ein zusammenhängendes, sinnvolles, richtig gebautes Traumgedicht beschert wurde, das von den Griechen, die gegen das Übernatürliche freilich sehr unkritisch waren, für echt pindarisch genommen werden konnte. In dieser Übertlieferung haben wir zugleich einen beachtenswerten Fall, wie ein Traumbild ein fremdes beeinflussen kann, wovon auch meine Traumchronik Beispiele bietet.

Der Allerhalter
Erhält auch die;
Sieben Nachtfalter
Fand ich bei meiner Schwester Marie.

Wobei ich die Nachtfalter als Umschreibung für bedenkliche nächtliche Liebesabenteuer einer (in Wahrheit gar nicht vorhandenen) Schwester Marie empfand.

Ein andermal war ich in tiefster Seele ergriffen durch den mir eingegebenen Vers:

Es nahm die Katz' in Stille
Den Tod, den man ihr bot,
Doch war es nicht ihr Wille,
Daß man ihr bot den Tod.

Ich hatte im Traum noch gerade soviel Geschmack, nicht den poetischen, sondern den ethischen Wert dieses Vierzeilers zu bewundern, denn die Katze war eine erhabene Märtyrerin, die irgendwie den Opfertod für andere — ich weiß nicht, ob Katzen oder Menschen — starb. Meiner Mutter gab es der Gott gleichfalls bisweilen im Schlaf, und sie dichtete ebenfalls ein Traumgedicht von Katzen, dessen Inhalt die Träumerin heftig erschütterte:

Sieben, sieben falsche Katzen
Sassen in dem Sperlingsnest,
Hielten sich mit ihren Tazen
An den kleinen Eiern fest.

★

Alle bisher erzählten Träume waren auf italienischem Boden (wo ich von 1877 bis Ende 1913 wohnte) geträumt. Es dürfte bei einem Besuch in Deutschland Ende der achtziger oder Anfang der

neunziger Jahre gewesen sein, daß mir in einem mystischen Traume ein dunkler Orakelspruch zugerannt wurde:

Wirst du je auf Walbeshöh'n
Lugan durch die Zweige seh'n
Und im Tal den Hognas steh'n:
Bei dem Zeichen wird's gescheh'n.

Ich fand mich dabei auf einen waldigen Hügelkamm und in völlig deutschen Landschaftscharakter versetzt, durch das Laubgebüsch webte eine so eigene geheimnisvolle Stimmung, als lugte irgendein höheres Wesen durch die Zweige, und plötzlich erkannte ich drunten im Tale auch den verkündigten Hognas in Gestalt eines Wegweisers, der wie eine Rolandsäule aussah und feierlich den Arm bewegte. Ich empfand, daß es sich hier um eine Weltenswende handelte, und mit dem Gefühl einer ungeheuren, mehr als menschlichen Erwartung wachte ich auf.

Der ahnungsvolle Eindruck dieses Traumes ist mir lebenslang aufs durchdringendste nachgegangen, wie es wirkliche Erlebnisse kaum vermögen. Ich habe ihn öfters Freunden erzählt, aber nie trat er mir so lebendig noch einmal nahe, wie vor etlichen Jahren auf dem hochgelegenen Winfeld im Teutoburger Wald, wo von einigen der vielumstrittene Schauplatz der Varusschlacht gesucht wird. Dort trieben die Sonnenstrahlen durch das Grün der hohen Buchen ein so geheimnisvolles Spiel, daß ich zu dem mich begleitenden Freunde sagen mußte: Hier könnte Lugan durch die Zweige sehen. Als ich dann ein paar Tage später in Bremen zum erstenmal vor dem Roland stand, sprach es wieder aus mir heraus: Und dies ist also der Hognas. Nicht um gewaltsam Zusammenhänge zu suchen, nur der Zufälligkeit wegen erwähne ich, daß es im Juni 1914 war.

*

Um das Jahr 90 in Florenz, zu einer Zeit, wo ich vorübergehend an körperlicher und geistiger Gedrücktheit litt, die mir das Arbeiten

erschwerte, erwachte ich eines Nachts durch eine Stimme von entzückendem Wohllaut, die mir rezitativisch ins Ohr sang:

Fehl't's deinem Lämpchen an Öl?

Es klang wie ein Arielsgesang, halb neckend und zugleich liebevoll aufmunternd, und hallte noch melodisch im Raume nach, als ich schon erwacht war. Eine tiefe Befeligung blieb davon zurück.

Wie kommt es, daß geträumte Musik dem Ohre zauberischer klingt als jede wirkliche, und daß auch diese, durch den Schleier des Schlafes hindurch vernommen, sich zu überirdischem Wohllaut steigert? So drangen einmal in einer südlichen Sommernacht vom Meere herauf die Klänge einer Serenade durch mein offenes Turmfenster und erzeugten die Traumvorstellung, daß ein singender Engelchor mich samt meinem Lager aufhobe und zum Sternengewölbe trüge.

Im Winter 92 während eines zeitweiligen Aufenthalts in München träumte ich einen Alptraum. Ich wollte einen Brief in einen der unbequemen Münchner Briefkasten werfen, aber da ich den Regenschirm und Pakete, die mich belästigten, gegen den Wind halten mußte, konnte ich damit nicht fertig werden. Ich befand mich in einem halbdunklen beklemmenden Torweg. Da beugte sich mit einem Male eine grinsende Teufelsfrage über mich und sagte:

Hauzli, Bauzli,
Gelt, der Kauzli?
Siehst das Schnauzli,
O du Mauzli?

Als ich in wilder Angst erwachte, fand ich, daß mir das federngefüllte Kopfkissen, woran ich nicht gewöhnt war, ins Gesicht hing.

*

Aus der kleinen Wohnung, die ich damals innehatte, verzog ich darauf in eine bekannte Münchner Pension. Dort erhielt ich bei meiner Ankunft am Abend ein tiefes, schlecht gelüftetes Zimmer, das Bett in einem Alkoven ganz am unteren Ende des Raumes. Da ich so nicht atmen konnte, schleppte ich das Bett in der Nacht hervor und öffnete die Scheiben, daß die kalte Nachtlust über mich streichen konnte. Ich lag mit dem Gesicht gegen das Fenster. Nun träumte mir, ich sei in Florenz in der Via Vigna Nuova vor dem Palazzo Rucellai und sähe mit Entzücken um die schöne Fassade himmlische Gestalten in weißen Gewändern schweben. Sie tanzten in den Lüften einen Reigen, indem sie sich durch die Fenster des Oberstocks und an den Pilastern vorüberschlängten. Allmählich löste sich die schwere Masse des Palastes ab und schwand. Die Stirnseite blieb allein stehen, aber körperlos, als bloße Form, die den lustigen Wesen zum Hintergrund diente. Endlich schwand auch die Stirnseite, die Gestalten waren jetzt imstand, auch ohne Anlehnung dort oben zu tanzen, von wundervoller Lichtglorie bestrahlt. Ich empfand brennende Sehnsucht, mit dabei zu sein; da kam eine der Gestalten mit sausender Schnelle herabgefahren, faßte gewaltsam mein Handgelenk und riß mich in die Höhe, daß ich aufrecht sitzend erwachte. Ich fühlte noch einige Zeit den derben, klammernden Druck und hatte Mühe, mich zu besinnen. Da erkannte ich, daß zu dem offenen Fenster ein eifriger Schneewirbel hereingefahren war. Der Wind sauste, Schneeflocken lagen am Boden. Vielleicht waren es die weißen Gestalten, die ich gesehen hatte. Obwohl ich schnell aufsprang und das Fenster schloß, hatte ich doch am andern Tag eine tüchtige Erkältung mit Ohrenweh weg. Aber wahrscheinlich wäre es ohne den himmlischen Retter, der jedoch, als er den Boden berührte, recht irdisch handfest aussah, viel übler abgegangen.

*

Während desselben Münchner Aufenthalts erwachte ich einmal mit folgendem Vers:

Und staunt ihr, daß sie sein Weib soll sein,
Das Kind mit den Wangen rot,
Voll Kindertorheit und Schelmerein,
Die schaffen ihm manche Not.
Doch er preist zufrieden die Braunaugelein,
Und die Pfirsichwangen der Liebsten sein
Und bleibt ihr treu bis zum Tod.

Auf was für Personen und Vorgänge sich die Verse bezogen, wußte ich im wachen Zustand nicht mehr. Möglicherweise waren sie die Rückerinnerung an einen viel früheren, in Florenz geträumten Traum, den ich leider nicht niederschrieb, der mir darum auch nur noch in dämmernder Gestalt vor der Seele steht:

Ein junger Mann hatte ein entzückendes dreijähriges Mädchen geheiratet, was im Traume nicht auffiel. Ich sah die Kleine im Bette liegen im gestickten Kinderhemdchen, mit einem Häubchen auf dem dunklen Krauskopf, das ihre Frauenwürde andeuten sollte, und Augen, die vor Schelmerei funkelten. Der junge Gatte betete sie mit der Leidenschaft eines Liebhabers und zugleich mit innigen Reineit eines Vaters an; sie aber war sich ihrer Herrschaft bewußt, gab Befehle, ließ ihn und das ganze Haus am Schnürchen tanzen in einem unendlich drolligen Gemisch von Kindertollheit und Bewußtsein der Hausfrauenrechte, wovor Gatte und Schwiegermutter ratlos standen. Dabei lag ein berückender Liebreiz über dem Kinde, der weit über den Liebreiz der unwiderstehlichsten Frau hinausging, aber die Unmöglichkeit des Zustands war im Traume doch irgendwie von einer ängstlichen Spannung begleitet. Ich ging damals mehrere Tage unter dem Eindruck dieses Traumes umher, der mir so unverwischbar schien wie irgendein starkes waches Erlebnis, weshalb ich ihn leider nicht mit seinen Einzelheiten aufschrieb. Als mir jener Traumvers eingegeben wurde, war er aber schon erloschen. Sollte da wirklich ein Zusammenhang gewesen sein, was ich nicht weiß, so ist

jedenfalls von dem Schmelz und Duft des ersten Traumes nichts in den zweiten übergegangen, und auch die innere Tragik des Problems, daß ein Erwachsener sich in ein Kind verlieben kann, war in dem Traumvers vergessen.

*

Ein paar Jahre später kam ich wieder nach München und stieg in befreundetem Hause ab, um bei drückender Sommerhitze unter mancherlei Mühsal eine Wohnung vor der Stadt zu suchen, die sich lange nicht finden wollte. Da ich schon seit Jahren ein Wanderleben führte, bei dem ich sehr oft in die Lage kam, mich um eine Unterkunft zu mühen, war natürlich dieses Heimatsuchen kein willkommener Zustand. Des Nachts im Traum dauerte die Unruhe fort: ich mußte qualvoll angestrengt weitersuchen. Plötzlich trat Ruhe ein, ich fühlte mich untergebracht, geborgen, ohne zu wissen, wie. Ich empfand nur, daß ich endlich ein eigenes Dach über dem Kopf und eigene Wände um mich hatte und nunmehr einen dauernden Wohnsitz besaß. Da kam eine in München lebende Schwägerin, mich zu besuchen, und blickte sonderbar befangen, als ich ihr meine Wohnung zeigte. Ich suchte ihr die Vorzüge meines Häuschens klarzumachen und führte sie an ein Fenster: Sieh nur die schönen Zypressen, die sind auch noch mein. Aber sie wurde immer verlegener und sagte schließlich nur: Ich möchte doch nicht hier wohnen, es ist keine gute Luft hier. Jetzt kam auch mir ein dumpfer modriger Geruch zum Bewußtsein, ich sah mich genauer um, wo ich eigentlich sei. Da blickten ringsum weiße Säulen und Kreuze durch das Grün: ich fand mich mitten auf dem Friedhof angebaut, mein Häuschen war eine Grabkapelle.

Beim Erwachen sah ich, daß sich das einzige Fenster meines kleinen Zimmers von selbst geschlossen hatte; aus der dumpfen Luft war der Traum entstanden, der mir meine eigenen trüben Gedanken im Bilde vorführte.

*

In den frühen florentinischen Jahren, zu einer Zeit, wo ich mich unter Menschen etwas einsam fühlte, erschien eines Nachts ein tröstlicher Besuch von weither, um mich aufzurichten. Durch die sternhelle südliche Nacht kam ein Marsbewohner herabgeschwebt oder vielmehr geschwommen und bewegte sich so zu meinem offenen Fenster herein. Er konnte nicht stehen, denn er hatte keine Füße, da sein Leib in einen Fischschwanz ausging und überhaupt eine fischartige Bildung hatte. Schön war er nicht nach unsern Begriffen, aber vielleicht nach denen des Mars, denn er zeigte sich sehr zweckmäßig gebaut. Sein Mund erinnerte einigermaßen an eine Kommodenschublade, indem er sehr breit war und herausgezogen werden konnte. Der Marsmensch war unendlich höher, edler und weiser als die Erdebewohner, sein Gespräch beglückte mich tief noch in der Nachwirkung, obgleich ich nichts davon behielt. Er hatte aber leicht gut sein, der Glückliche, er war der irdischen Nothdurft nicht unterworfen. Er brauchte nicht zu essen. Seine kleinen, milchweißen Zähne, die er mich sehen ließ, waren hohl und eigentümlich geformt, wie jene Meergebilde, die von den Bewohnern des tyrrhenischen Strandes *mughetti di mare* — Meermaiblümchen — genannt werden; sie hatten die Eigenschaft, sich von Zeit zu Zeit mit einem Saft zu füllen, der, wenn er reif war, sich durch Umklappen der Zähne von selbst in den Schlund ergoß und dadurch den Körper des Marsbewohners ernährte.

Diesen Traum wird man unter die Entlastungsträume zählen dürfen, denn daß ein so edles Wesen teilnehmend in mein Leben blickte, gewährte mir eine tiefe Beruhigung. Ich will bemerken, daß ich von dem bekannten Roman *„Zwischen zwei Welten“*, der von der höheren Weisheit der Marsbewohner erzählt, damals noch nichts wußte; wahrscheinlich war er noch gar nicht geschrieben. Von den hypothetischen Marsbewohnern hatte ich überhaupt um jene Zeit noch kaum sprechen hören.

*

In den neunziger Jahren träumte ich in Florenz, ich sei wieder ganz jung und gehe mit meinem Vater durch den Schloßhof von Tübingen. Er schritt aufrecht und gebietend neben mir, aber wie verdüstert durch eine Häßlichkeit der Menschen. Im Hofe befand sich statt des alten Brunnens, aber mehr in die Mitte gerückt und rings von Stufen umgeben, ein großes ovales Wasserbecken von unergründlicher Tiefe. Ehe ich mich's versah, ging der ernste Mann an meiner Seite auf das Wasser zu, stieg mit einer raschen Bewegung über den Rand und versank in der Tiefe. Ich starrte ihm fassungslos nach und sah noch, wie eine Zeitlang Wasserblasen aufstiegen, bis sich der dunkle Spiegel glättete. Während dessen erhob sich außerhalb des Hofes ein Lärm, und feindselige Pöbelhaufen, die uns beide suchten, drangen ein. Ich war ratlos. Da tönte des Vaters Stimme dunkel aus der Tiefe: Komm nach. Aber mir graute vor dem schwärzlichen Wasser. Und inmitten der Gefahr überkam mich eine wilde Lustigkeit, daß ich um den Brunnen zu tanzen begann, während das Gesindel herankam. Ich trug ein weißes griechisches Gewand mit offenen hängenden Ärmeln. Und an einem dieser Ärmel hing mit einem Male ein allerliebstes Mädchenkind, ein kleines nie gesehenes Schwesterlein, zu dem ich sogleich eine große Liebe faßte. Aber wie sollte ich uns beide retten? Ich schwang mich beim Tanzen immer höher, indem ich mich mit dem Fuß vom Boden abstieß, und das Kind, an meinem Ärmel hängend, schwang sich mit. Dabei sangen wir beide:

Wir sind die Kinder fein,
Wir wollen tanzen fein,
Tanzen, scherwanzen!

Die Gefahr wurde immer größer. Arme reckten sich nach uns aus, ich gab mir bei jeder Berührung des Bodens einen angestrongteren Stoß, um nach oben zu entkommen, aber sie suchten mich an den hängenden Zipfeln zu packen, mir das Kind wegzureißen. Da

tönte es noch einmal aus dem Wasser: Komm nach! Ich gab mir einen letzten verzweifelten Schwung, riß am Ärmel das Kind mit in die Höhe und tauchte mit ihm hinab.

Von diesem Traum, den ich gleich am Morgen aufschrieb und meiner Mutter sandte, blieb, solange sie lebte, im Familienkreis das Wort ‚scherwangen‘ für eine ausgelassene Fröhlichkeit im Gebrauch.

(Ein anderes, zwischen uns geläufiges Traumwort ‚wiliwägen‘, stammte von meinem Vater, der einmal als junger Ehemann im Traum gerufen hatte: Wiliwäz, wiliwäz, du Graule du! Es war von ihm selber angenommen, daß das Wort soviel bedeute wie kämmen oder auf dem Kopf krauen.)

*

In die gleichen Florentiner Jahre fällt ein lieblich ernster Traum:

Ich stieg hinauf in einen Saal mit gläsernen Wänden, der hoch oberhalb der Erde lag. Dort setzte ich mich in die Mitte auf einen Hockerstuhl, die Füße auf einen Schemel gestützt. (So pflegte ich nämlich als Kind zu sitzen, wenn meine Mutter mir die Zöpfe flocht.) Unsichtbare Hände lösten mir die Haare und kämmten mich. Als sie durchfuhren, hatte das Haar die Farbe der ersten Jugend wieder und hing ringsum tief über den Stuhl hinab. Je länger sie kämmten, desto länger wurde das Haar, bis es als ein Goldstrom durch den Saal und die Treppen hinunter floss und sich mit langen Sonnenfäden um die Erde spann. Endlich war es wieder auf dem Scheitel befestigt, ich fand mich in einem weißen durchsichtigen Gewand und hatte eine Schmucknadel auf der Brust, die aus einem einzigen wundervoll verschlungenen Sonnenstrahl gebildet war. Aus einer Tür, zu der zwei Stufen emporführten, kam mir ein befreundeter Künstler entgegen und bat mich, ihm die schöne Nadel zu zeigen. Ich gab sie ihm in die Hand, wo sie sofort ihren Glanz verlor und verbogen und rostig

wurde. Indes bekümmerte mich dies nicht weiter, ich ließ sie ihm, stieg hinauf und befand mich auf der schmalen Vorderseite einer Plattform, von wo ich die Welt in ungeheurer, schwindelnder Tiefe unter mir sah. Aber die Luft wurde mir zu dünn, ich begann nach Atem zu ringen und ging weiter nach hinten, wo die Plattform sich verbreitert fortsetzte. Da glitt mir eine hohe, weiße, ganz durchsichtige Säule entgegen, und ich wußte gleich, daß es mein frühverstorbenen jüngster Bruder war. Die Säule umfing mich schirmend und zog mich ganz in sich hinein, daß ich in spinnwebdünnen Schleiern eingesponnen und eingepuppt war und keine Luft mehr brauchte. Es war ein Augenblick vollkommenen Wohlbehagens und inniger Überzeugung, daß mir in Leben und Sterben nichts Böses widerfahren könne. Dann erwachte ich, verwundert, mich noch im Leben zu finden.

*

Ein andermal, es war zu Anfang des Jahrhunderts, befand ich mich im Traume in Rom und ging zwischen zwei Freunden über die Piazza Navona, die aber in nichts der wirklichen Piazza Navona glich, denn sie war unermesslich groß und ganz mit hin- und herflutenden Menschen erfüllt. Ich fühlte mich vom langen Gehen unsäglich müde, daß ich mich kaum noch schleppen konnte. Da sagte der Herr, der mir zur Rechten ging: Das kann ich nicht länger mit ansehen, ich verschaffe Ihnen unter allen Umständen einen Wagen. Augenblicklich verschlang ihn das Gewühl, und ich wußte bestimmt, daß der treue Freund sich alle Mühe geben, aber den Wagen, den ich brauchte, nicht finden würde. Ich ging mit dem Begleiter zur Linken weiter, bis dieser sagte: Dort fährt die Straßenbahn, ich werde sie für Sie anhalten. Er lief blitzschnell voraus, ich sah, wie die Straßenbahn hielt, er sprang auf das Trittbrett, kehrte mir von dort ein völlig unbekanntes Gesicht zu und fuhr als ein fremder Herr von dannen. Bestürzt über die Verwandlung ging ich allein weiter, und plötz-

lich überkam mich's, daß ich ja gar nicht einmal wußte, wo ich wohnte und was ich überhaupt in Rom zu tun hatte. Ich war nun gänzlich ratlos, denn ich wußte auch nicht mehr, wo ich sonst hingehörte. Zum Glück fiel mir nun die Wohnung eines in Rom ansässigen befreundeten Landsmannes ein, den ich aufzusuchen beschloß: Er wird mir doch sagen können, wo ich wohne und weshalb ich hier bin, dachte ich. So setzte ich mich abermals in Bewegung, geriet in eine menschenleere Stadtgegend, unter große, aber verfallene, düstere Paläste. In eins dieser Häuser trat ich schließlich ein, um mich nach dem Wege zu erkundigen. Aber es war kein Türsteher da, überhaupt keine lebende Seele. Ich stieg mehrere Treppen hinauf bis ins oberste Stockwerk, wo ich Stimmen hörte. Da flogen mit Getrach die Türen auf, rohe, verbrecherisch aussehende Kerle brachen mit Föhlen hervor. Ich in Todesangst die Treppe hinunter, das Gefindel brüllend und lachend hinter mir her. Zu ebener Erde fand ich mich plötzlich vor einer Gangtür, an der zu meiner freudigsten Überraschung der Name eines ritterlichen, nie versagenden Freundes angebracht war, der aber in Wirklichkeit gar nicht in Rom, sondern in Florenz wohnte. Ich fiel fast gegen die Tür, riß mit letzter Kraft die Klingel, die bekannte Haushälterin trat heraus, und auf die atemlose Frage: Ist denn Ihr Herr hier? nickte sie bejahend. Ich konnte nur noch sagen: Gott sei Dank! und erwachte mit dem Gefühl, gerettet zu sein. Diesen Traum könnte man zu den wahr sagenden rechnen, denn er deutete unter symbolischer Verhüllung darauf hin, wie sich bei einer bald danach eintretenden Lebenskrise befreundete Personen verhalten würden.

*

Auch von unverhüllten Wahrträumen erlebte ich Beispiele, da ich in einer bestimmten Lebensspanne wiederholt eine nicht voraus-
zusehende Begegnung unmittelbar zuvor mit untrüglicher Sicherheit durch den Traum erfuhr, als ob die Geister einen neutralen

Boden hätten, wo sie ohne das Wissen des Tages Jchs miteinander verkehrten. Ein andermal war ich Zeugin, wie ein soeben geträumter Traum bei andern in Erfüllung ging. Eine alte Dame, die mit ihrem erstgeborenen Sohn zusammenlebte, während sich der Jüngere in einer entlegenen Stadt befand, träumte eines Nachts, daß dieser an seinen Bruder geschrieben habe, er brauche auf der Stelle fünfshundert Mark. Da die Brüder sich sehr liebten und der Jüngere sich häufig in Geldverlegenheit befand, war dieser Fall nichts Außergewöhnliches, die Mutter aber nahm sich die Sache jedesmal zu Herzen, denn es machte ihr Sorgen, daß der eine ihrer Söhne ein so sorgloser Wirtschaftler war. Morgens beim Frühstück erzählte sie in meiner Gegenwart ihren Traum. Gleich darauf brachte die Post eine Karte, der Hausherr las, lächelte und reichte sie seiner Mutter mit den Worten: Du hast dir wieder einmal das Unheil sehr aufgebauscht, er braucht zum Glück nur fünfzig. Die alte Dame hatte die kommende Botschaft richtig gefühlt, aber in ihrer Muttersorge, die gern über das Ziel hinausschoß, eine Null hinzugelesen und mußte sich noch lange necken lassen, daß sie sogar im Traum die Zahlen, mit denen sie auf schlechtem Fuße stand, übertreibe.

*

Den Todesfällen in der Familie gingen mehrmals ahnungsvolle oder schreckhafte Träume voraus, die das bange Gefühl von etwas Schwerem, in der Luft Liegendem gaben. So hatte ich im Vorfrühjahr 1904 wenige Wochen vor dem Tode meines ältesten Bruders, als dieser jedoch noch völlig gesund war, in Florenz einen graufigen, mich tief erschütternden Traum. In dem Haus, in dem ich wie in der Jugend mit Mutter und Brüdern zusammenzuwohnen glaubte, war ein Hof, in dessen Mitte sich eine Öffnung im Boden befand von der Länge und der Breite eines Sargs. In dieser Öffnung wogte und brandete fortwährend ein lehmfarbenes Wasser, das zuweilen hoch emporstieg und jedes-

mal einen fürchterlichen Dämon mit heraufhob, der in dieser Wasserflut hauste. Er lag auf dem Rücken, war fahl und lehmfarbig und sah aus wie eine menschliche Leiche. So oft das brodelnde Wasser ihn herauftrieb, mußte ich ihn mit einer langen Stange unter fürchterlicher Anstrengung hinunterstoßen, sonst hätte er ein Opfer verlangt. Warum ich endlich nach heftigem Kampf die Stange wegwarf und fortlief, weiß ich nicht mehr; im Traum war es begründet. Danach irrte ich unter Todesangst in Gängen und Erdgeschossen umher und trat endlich in ein Zimmer, wo der zweite Bruder in einem großen Bette friedlich schlief. Er wachte nicht auf, aber der bloße Anblick seines ruhigen Atmens tröstete mich, ich stieg beruhigt und gestärkt die Treppe zum Oberstock hinauf, wo wir Geschwister uns nun alle beisammen fanden. Plötzlich stand der schreckliche Dämon schwarzgekleidet unter uns und herrschte mich an: Gib mir ein Messer! Um ihn zu hintergehen, reichte ich ihm die Kerze, mit der ich die Treppe heraufgestiegen war, aber diese verwandelte sich in seiner Hand augenblicklich in ein Messer, das er sogleich zückte. Man sah nicht, wem die Bewegung galt, nur dunkel fühlte ich den ältesten Bruder besonders gefährdet. Ich begriff, daß jeder Gegenstand, den Menschenhand dem Dämon reichte, sich in eine todbringende Waffe verwandeln mußte, und vor Entsetzen erwachte ich.

*

Ein anderer Schreckenstraum, der sich jedoch auf mich selber bezog, fiel etwas später. Ich trat in einen Raum zu ebener Erde, wo in Gürtelhöhe vom Boden an einem Wuschseil schmale, schlauchartige Gegenstände rötlich durchglänzt hingen. Als ich sie mit Widerwillen aus der Nähe betrachtete, waren es lange rote Zungen. Ich wandte angeekelt den Rücken, da verwandelten sie sich in feurige Schlangen, die sich von hinten auf mich stürzten, und ich erwachte vor Schrecken. Diese Symbolik war fast allzu deutlich.

*

Im Frühjahr 1905, kurz vor dem Tode meines zweiten Bruders, träumte ich, dieser sitze behaglich neben mir im Lehnstuhl. Da trat plötzlich der ältere, vor drei Vierteljahren verstorbene, mit seinen kurzen raschen Bewegungen herein und setzte sich ihm gegenüber. Er sah sehr energisch aus mit dem kühnen, unternehmenden Blick, der ihm eigen war, wenn ihn berufliche Kämpfe in Anspruch nahmen. Er redete dringend auf den jüngeren ein, der dem gleichen ärztlichen Beruf angehörte, und schien ihn zu etwas aufzufordern; ich hörte nicht zu, denn das Erstaunen über seine Gegenwart benahm mich ganz. Ich begriff nur, daß er mit irgend einer Sache beschäftigt war, zu der er den anderen brauchte. Das Bewußtsein, daß er tot sei, war in mir immer lebendig, aber ohne Grausen. Ich hatte bloß ein dringendes Verlangen, etwas über seinen jetzigen Zustand zu erfahren, konnte jedoch nicht sprechen. Mit unendlicher Mühe rief ich ihn endlich beim Namen an und brachte auch die Worte heraus: Wie geht dir's jetzt? Da wandte er sich zu mir herüber, lächelnd wie zu einer ganz kindischen Frage, nahm ein Stückchen Seidepapier, das auf dem Tische lag, und mit den knappen, sachlichen Bewegungen des Arztes tupfte er mir vorsichtig zwei Tränen, die sich gebildet hatten, von den Augen. Dann warf er das Papierchen weg und kehrte sich wieder dem Bruder zu, den er durch seine Worte so beherrschte, daß dieser, obgleich widerwillig, aufstand und mit ihm hinausging.

Ungefähr zehn bis zwölf Tage danach starb auch der Jüngere nach nur dreitägiger akuter Krankheit.

*

Nach dem Empfang der Todesnachricht rief ich nachts vor dem Einschlafen mit stärkstem Nachdruck den Verstorbenen an, sich noch einmal zu zeigen, wenn ihm das möglich sei. Darüber war ich schon eingeschlafen, glaubte aber noch zu wachen. Ich fand mich in einem Raume, der dem großen Saal einer Villa bei

Feltre glich, wo er vor einigen Jahren gewohnt hatte; nur war der Hintergrund tiefer und verlor sich in ein unendliches Dunkel. Aus diesem Dunkel trat jetzt der Verstorbene langsam hervor und kam herangeoglitten; er sah sehr frisch und jung aus, hatte aber einen Ausdruck tiefen, wie reuigen Bedauerns für das Leid, das er den Seinen verursacht hatte. Meine Mutter lehnte im Traum gegen meine Brust, konnte also die Erscheinung nicht sehen, ich streckte beide Arme aus, um ihn vollends heranzuziehen, aber statt uns zu berühren, wich er wieder rückwärts Schritt für Schritt ins Dunkle, immer das Gesicht mit dem Ausdruck liebevollen Bedauerns hergewendet. Bei seinem Verschwinden erwachte ich.

*

Im Februar 1906 in Forte dei Marmi an der tyrrhenischen Küste geträumt:

Ich habe eine Reise vor, bei der mir mein Körper hinderlich ist. Also fahre ich heraus und lasse ihn ganz gleichgültig im Bette liegen. Wie ich dann zufällig wieder daran vorüber muß, bleibe ich doch neugierig stehen und sehe ihn an. Er ist gleich ganz zusammengefallen wie ein leerer Schlauch, bewahrt aber doch noch vollkommen seine Ähnlichkeit. Das ist mir widerlich zu sehen, ich fasse ihn mit zwei Fingern und bringe ihn von seiner eingerutschten Lage wieder in eine gerade, wobei er ganz leicht ist. Dann ergreift mich aber ein plötzliches Grausen. Ich denke: Wenn diese, die hier im Bette liegt, jetzt auf einmal die Augen aufschlagen und mich anblicken würde, so müßte ich völlig an meinem Ich irre werden und in Wahnsinn fallen. Schnell gehe ich weg. Danach finde ich mich mit meiner Mutter und deutschen Freunden aus früherer Zeit auf einer unbekannten kleinen italienischen Bahnstation neben dem Verschiebgleise stehend. Wir sollen hier den Wagenwechsel abwarten, aber von Ungeduld getrieben, entferne ich mich vom Bahnsteig, wie in allen meinen Reiseträumen,

wo ich dann fast immer den Anschluß verliere. Es ist eine halb ländliche Gegend, abseits vom Meere gelegen. An einer Wegbiegung sticht mir ein Gebüsch vom allerleuchtendsten Buchs in die Augen. Dort wende ich mich hin, aber durch ein Rudel spielender Kinder vertrieben, gehe ich weiter bis an die nächste Ecke, wo gleichfalls Kinder spielen. Sie halten ein gerolltes Tuch an zwei Enden, schlagen damit den Boden und hüpfen darüber wie über einen Strick. Als ich herankomme, laden sie mich während des Schlagens ein, auf das Tuch zu springen. Da ich unendlich leicht bin, gelingt es sofort. Als bald glättet sich das Tuch, das nicht viel größer ist als ein großes Taschentuch, und steigt mit mir in die Höhe. Die Kinder, die es halten, fliegen mit. Sie sehen aus wie die Putten auf dem großen Tizianschen Gemälde, die bei der Himmelfahrt Maria die tragenden Wolken stützen und schieben. Dieser Traumflug, der erste seit vielen Jahren, ist herrlich und erquickend, ich sehe Länder, Berge, Meere unter mir, und erst der Gedanke, daß meine Mutter noch immer auf der kleinen Station auf mich warte und sehr aufgeregt sein müsse, bringt das Tuch plötzlich zum Sinken. Beim Berühren der Erde erwache ich.

*

Aus dem Winter 1908 (Ende Februar oder Anfang März) stammt folgender Traum:

Ich irre ganz allein auf einer völlig verödeten und vereisten Erde umher. So weit das Auge reicht, ist alles Schnee und Bergletscherung, grenzenlos, ununterbrochen. Eine andere, mir unbekannte Person, deren Geschlecht mir nicht einmal deutlich wird, so fremd blieb sie mir, findet sich hinzu, und wir setzen zusammen die hoffnungslose Wanderung fort, ohne uns aneinander anzuschließen. Wir gleiten steile, tiefverschneite Hänge hinab, wobei wir mit einer Stange steuern.

Ach, sagt die fremde Person, jetzt verschwindet auch noch der Mond.

Ich hebe die Augen und erblicke am fahlen Schneehimmel eine weiße, scheinlose Scheibe und will mich freuen, daß er doch noch da sei, als ein Stück von der Scheibe sich ablöst und wie ein Schneelappen herunterfällt. Gleich zerstäubt auch der Rest der Mondscheibe in weiße Flocken. Die trübe Schneebeleuchtung auf der Erde verändert sich nicht. Es ist die Vereisung des Planeten, was ich erlebe. Ich fühle mich trostlos. Da öffnet sich die Schneewand zu meiner Linken, die Gestalt meiner Mutter erscheint bis zum Gürtel und neigt sich gegen mich heraus. (Sie lebte damals noch, aber im Traum schien es, als wäre sie längst gestorben.) Es war nur ihr Bild in einer tabernakelähnlichen Umrahmung. Ich schrie auf und streckte die Arme nach ihr. Da streckte das Bild gleichfalls die Arme aus und ich erwachte.

*

Im Jahr 1909 oder 10 (in der Aufzeichnung fehlt das Datum) hatte ich wiederum in Forte bei Marmi einen Traum, der sich durch besondere Merkmale auszeichnete:

Ich mache einen Besuch bei Freunden, deren Sommersitz nicht weit von dem meinigen am Strande liegt. Plötzlich fällt mir ein, daß meine Mutter ganz allein im Hause geblieben sei, was ich ihres leidenden Zustandes wegen in Wirklichkeit streng zu vermeiden pflegte. Von Unruhe ergriffen, verabschiede ich mich sogleich. Im Fortgehen wundere ich mich, daß die H.sche Villa auf einmal viel mehr Stufen zum Herabsteigen hat als sonst. Doch halte ich mich damit nicht auf, sondern beginne zu laufen, wobei ich auf dem lockeren Sand nur mit Mühe vorwärts komme.

Plötzlich steht auch noch ein unerwartetes Hindernis in meinem Wege: ein großer weißer palastartiger Marmorbau mit breiten Freitreppen auf drei Seiten, wie aus den nahen Marmorbergen herabgerutscht. Um Zeit zu ersparen, umgehe ich ihn nicht, sondern springe eine Freitreppe hinauf, um durch die andere hinab-

zueilen, aber da verirre ich mich auf einmal in weitläufige, endlose Säulengänge und Hallen. Träume ich denn das? fragte ich mich in der angstvollen Erregung des Vorwärtswollens und und Nichtkönnens. Da bemerke ich, daß in der grellen südlichen Sonne, die auf den Marmor scheint und in die offene Halle hereinfällt, die Säulen dunkle Schlagschatten werfen. Nein, es ist nicht geträumt, sage ich zu mir selber, denn im Traume sieht man ja Licht und Schatten nicht, sondern nur ein aufgelöstes, gleichmäßig verbreitetes Licht.

Plötzlich finde ich mich zu Hause in meinem Bett. Aber die Helligkeit dauert fort, ich kann alle Gegenstände im Zimmer aufs deutlichste wie taghell beleuchtet sehen. Da die Nächte dort am Strand von tiefer Schwärze sind und zudem die Fensterläden gegen Einbruchsfahr fest verschlossen waren, die Tür zur Treppe aber offen stand, dachte ich, blitzschnell zu mir kommend, daß jemand mit Licht auf der Treppe schleichen müsse, ich sprang zur Tür und ein paar Stufen hinunter, bis ich von dem Podest in den unteren Raum blicken konnte. Alles dunkel und leer, und als ich ins Schlafzimmer zurückkam, war's dort gleichfalls stichdunkel. Meine Mutter schlief ruhig im Zimmer nebenan. Da außer ihr und mir keine Seele in dem Häuschen wohnte und auch der Strand in Finsternis lag, konnte die Ursache der Lichterscheinung niemals aufgeklärt werden.¹

¹ Ich dachte — nicht damals, sondern viel später beim Wiederlesen der Traumaufzeichnung — an den Scheinwerfer von Spezia, der dort oft des Nachts auf dem Meere spielt. Allein dieser wurde nie bei geschlossenen Läden im Zimmer wahrgenommen, auch war es kein huschender Schein, was ich sah, sondern ein ruhiges, klares Licht.

Ein befreundeter italienischer Arzt, dem ich gleich des andern Tages den Traum erzählte, hielt es nicht für ausgeschlossen, daß die starke Lichtempfindung, die schon im Traum begonnen hatte, im Hirn selbst entstanden, und das Erwachen nur ein zweiter Traum, mein Aufstehen also ein Nachtwandeln gewesen sei.

Von einem Sehen in tiefer Dunkelheit habe ich am selben Orte ein nicht zu widerlegendes Beispiel erlebt: es liefen mir eines Nachts in einem

besonders mäusereichen Sommer, während ich wach im Bette lag, blitzschnell zwei Mäuse vom Kissen herunter über die Brust. In der tief-schwarzen Nacht fühlte ich nicht nur ihr Huschen, sondern ich sah deutlich mit geschlossenen Augen die grauen schattenhaften Körper, ihre ungleiche Größe und ihre Bewegungen. Nur war in diesem Falle keine Lichtempfindung dabei.

Wach- und Tagesträume

Im allgemeinen werden nach meiner Erfahrung die Träume leichter, wenn es dem Morgen zugeht; die Einwirkung der Sonne macht sich schon fühlbar, ehe sie selbst erscheint. Doch gibt es auch schreckhafte Tagesträume, die freilich, soweit meine Wahrnehmung reicht, immer mit krankhaften Störungen zusammenhängen.

So hatte ich einmal gegen meine Gewohnheit zum Nachtschwarz-Kaffee genossen und mich deshalb am Nachmittage mit starkem Herzklopfen zu Bette legen müssen. Da schien es mir, als ob die Thür sich langsam öffne: hochoben an der Stelle, wo sonst der Kopf des Eintretenden erscheint, kam eine Hand hervor, die sich um die Thürleiste legte, eine überlange hagere Gestalt mit totenblassem Gesicht, schwarzem Haar und eben solchen Augenbrauen trat, sich bückend, über die Schwelle und wuchs beim Aufrichten hoch und höher hinauf. Der fremdartige Besucher tut ein paar Schritte gegen mich, da sehe ich, daß sein hageres Gesicht immer hagerer wird und die Knochen durchscheinen läßt, bis nur noch ein Totenkopf übrig ist, der bei meinem Aufschrei verschwindet. Hier hatte augenscheinlich der Traum aus der Schwärze des Kaffees und seiner Giftwirkung den schwarzhaarigen, schwarzgekleideten Tod herausgeholt.

*

Die Wachträume sind ein Kapitel ganz für sich. Sie unterscheiden sich von den echten nicht nur durch ihren krankhaften Ursprung und das leibliche Mißbehagen, das sie zu begleiten pflegt,

sondern vor allem durch eine scheinbare größere Körperlichkeit. Sie stammen nicht aus Traumland, sondern gehören irgendwie der dreidimensionalen Welt an, nächste Verwandte der Alpträume. Ihnen fehlt vor allem auch ein Hauptmerkmal des normalen Traums, die räumliche Verwandlung; sie gehen in nächster Nähe und in der wirklichen Umgebung vor sich, die wir auch in der Dunkelheit und mit geschlossenen Lidern ganz genau wahrnehmen. Ich gebe hier zwei einschlägige Fälle, den einen aus den neunziger Jahren, den andern aus dem Frühjahr 1903. Schauplatz beide- male Florenz.

Der erste begann mit einem schweren Traum, aus dem ich langsam zu mir kam. Ich glaubte nun völlig wach zu sein, denn ich wußte, daß ich zu Bette lag, und überdachte den gehabt Traum. Da öffnet sich die Tür, meine Mutter tritt mit Licht herein, fragt, warum ich gestöhnt hätte, ich spreche ihr von meinem Angsttraum und bitte sie, ein wenig bei mir zu bleiben, weil ich sonst fürchte, wieder einzuschlafen und abermals so schwer zu träumen. Sie stellt das Licht auf das Tischchen und setzt sich auf den Bett- rand. Plötzlich ist sie verschwunden und ich allein im Dunkeln. Nur der Umstand, daß meine Mutter damals am andern Stadt- ende wohnte, und daß die Tür meines Schlafzimmers nach wie vor verschlossen war, vermochte mich zu überzeugen, daß ich auch diesmal nur geträumt hatte, so unwiderleglich deutlich war die Erscheinung gewesen. Ob man bei gerichtlichen Zeugenaussagen auch hinlänglich mit der Möglichkeit solcher Wachträume rechnet? In der Rückerinnerung, wo auch die wirklichen Geschehnisse in die zweidimensionale Welt einrücken, sind sie von diesen schon gar nicht zu unterscheiden.

Der zweite war von ähnlicher Art, nur viel verwickelter. Ich hatte die Nacht außer dem Hause bei einem schwererkrankten Familien- mitglied gewacht und mich erschöpft und vor Ermüdung ein wenig fiebrig am frühen Nachmittage zu Bette gelegt. Meine Mutter, die um jene Zeit bei mir wohnte, hatte einen Gang zu machen

und befahl beim Weggehen dem Mädchen an, mich unter allen Umständen schlafen zu lassen. Nach einer Weile klingelt es an der Flurtür. Das Mädchen kommt herein und sagt: Herr N. ist da und möchte Sie gerne sehen. Ich reiße mich mit Mühe aus dem Schlaf und antworte: Sage dem Herrn, wenn er warten wolle, würde ich aufstehen, ihn zu empfangen. Ich beginne auch in der That, als das Mädchen gegangen ist, die lange Knopfreihe am linken Ärmel meines Nachtgewandes aufzuknöpfen, was mir schon sehr schwer fällt. Am rechten Ärmel das gleiche zu tun vergesse ich aber. Dagegen flechte ich mit unglaublicher Mühe die Haare auf, um sie zu ordnen, aber gleichfalls nur auf der linken Seite. Dann sinke ich erschöpft von der Anstrengung in meinen Dämmerzustand zurück, bis das Mädchen abermals erscheint und sagt: Soeben ist Herr N. dagewesen; er wollte Sie nicht stören und schrieb an Ihrem Schreibtisch dieses Briefchen, das ich Ihnen geben soll. — Warum batest du ihn denn nicht, zu warten? — Weil ich glaubte, Sie schliefen. — Du warst ja doch vor zehn Minuten hier und sprachst mit mir. Das Mädchen machte erstaunte Augen: sie hatte den ganzen Nachmittag mein Zimmer noch nicht betreten. Der Klingelzug war also von mir schlafend vernommen worden und richtig gedeutet, das erste Gespräch mit dem Mädchen war geträumt, hatte aber durchaus nicht geringere Deutlichkeit als das zweite; nur das Brieflein, das greifbar auf meiner Decke lag, gab einen Beweis für die Wirklichkeit. Der linke Ärmel war richtig aufgeknopt und die linke Flechte hatte ich aufzulösen begonnen; diese Tätigkeit war aber so erschöpfend, daß ich nicht damit fertig wurde.

Damit war jedoch der fragwürdige Zustand noch nicht beendet. Nachdem ich noch eine Zeitlang geschlafen, tritt meine Mutter mit Hut und Umhang ins Zimmer, fragt, wie mir's gehe, und beginnt von einer Begegnung zu erzählen, die sie soeben auf dem Ponte Vecchio gehabt. Gleich darauf ist sie weg und ich wieder eingedämmert. Nun aber kommt sie nach einer Weile abermals

ins Zimmer mit Hut und Umhang, setzt sich an mein Bett, fragt nach meinem Befinden und erzählt von der gleichen Begegnung auf dem Ponte Vecchio. Das hast du mir ja schon alles erzählt, sage ich verwundert. — Wie kann ich dir das erzählt haben? Ich komme ja eben erst nach Hause, antwortet sie nicht minder verwundert. — Warst du denn nicht vor ein paar Minuten im Zimmer? — Gewiß nicht, ich komme in diesem Augenblick zurück. Ich war so verblüfft, daß ich zweifelnd ihre Hand betastete, ob sie von Fleisch und Bein sei, und fragte: Bist du es diesmal wirklich? — Warum sollte ich es denn nicht sein? sagte sie beunruhigt, denn sie glaubte, ich spräche im Fieber. Ich war noch immer nicht völlig überzeugt und sagte noch mißtrauisch, aber schon halb scherzhaft: Wie soll ich dir jetzt glauben? Vorhin tatst du doch auch, als ob du es wärest.

Ich hatte also die beiden kleinen Szenen in dem halbwachen Zustand schnell nacheinander doppelt erlebt, einmal im Wachtraum, dann in der Wirklichkeit. Ob sich das Vorkommnis unter die telepathischen Träume rechnen läßt, weiß ich nicht. Die Persönlichkeit des Besuchers war freilich leicht zu erraten, wogegen für die Begegnung am Ponte Vecchio, wenn sie auch nicht außer dem Bereich absehbarer Möglichkeit lag, doch keinerlei Anhaltspunkt gegeben war. Das erste Gespräch mit meiner Mutter mußte ich noch heute unverbrüchlich wahr glauben, wenn ich nicht durch das zweite aufgeklärt worden wäre.

Träume aus späteren Lebensjahren

In Zeiten, wo die Natur eines tiefen Ausruhens bedarf, nach großen seelischen Erschütterungen, besonders nach Todesfällen, denen eine lange, anstrengende Krankenpflege vorangegangen ist, hören die Träume völlig auf. Augenscheinlich hat dann der Geist für das bunte Gaukelspiel weder den Stoff noch die Verwendung, und dem Körper wird zu seiner Wiederherstellung der tiefe, traumlose Schlaf. Oder wenn es wahr sein sollte, was viele behaupten, daß es einen ganz traumlosen Schlaf überhaupt nicht gibt, so ist jedenfalls der Traumspiegel so tief hinabgesunken, daß seine Bilder nicht an die Oberfläche steigen, und das tiefe Ruhegefühl läßt den Schluß zu, daß das Gemüt nicht durch Vorstellungen bewegt wurde. Aus diesem Grunde blieb vom Jahr 1911 an meine Traumchronik ohne Aufzeichnungen, das Traumspiel war so gut wie ausgeschaltet; ich glaubte es für immer verloren zu haben. Dabei war besonders zu Anfang mein sonst sehr leiser Schlaf so tief, daß mich nicht einmal ein Gewitter, dessen Donnerschläge eine ganze Ortschaft aus den Betten trieben, erwecken konnte. Dieses bewußtlose, totenschlafähnliche Ruhen war ja der Gesundheit zuträglich, aber es fehlte mir etwas, ich bekam allmählich Heimweh nach meinen Träumen. Auch der Weltkrieg vermochte im ersten Jahr das erschöpfte Traumleben nicht wieder anzuregen. Erst nach dem Eintritt Italiens in die Reihe unserer Gegner stellten sich nach und nach die Träume wieder ein. Und zwar wiederholte sich in kurzen Abständen immer dieselbe Traumvorstellung in den verschiedensten Abwandlungen. Ich suche mich aus untwiderstehlichem Zwang über die italienische Grenze zu

schleichen und die Orte, an die sich dreißigjährige Erinnerungen heften, wiederzusehen, es gelingt mir auch jedesmal, aber fast immer zu meinem Schaden: ich erlebe aufregende Straßenszenen, an denen sich eine ganze Stadt beteiligt, werde als Deutsche erkannt, verfolgt und irgendwie verraten. Einige Formen dieses völlig typisch gewordenen Traumes habe ich aufgezeichnet:

Ich bin einen unendlich weiten Weg zu Fuße gewandert, und es ist mir gelungen, ungehindert die italienische Grenze zu überschreiten. Jetzt befinde ich mich in Florenz bei der Porta San Giorgio, aber der Weg ist eben, eng und schnurgerade. Die ganze Einwohnerschaft flutet darin feierabendlich und festlich auf und ab. Es scheint mir jetzt die Hauptstraße von Siena zu sein, vollgedrängt von gepuhten Menschen, wie ich sie einmal an einem Feste dort sah. Man lacht, man plaudert, jeder redet mit dem andern und auch mit mir. Niemand scheint die Fremde, die Deutsche, zu wittern. Die altgewohnte Sprache schwirrt mir so vertraut um die Ohren, das Herz wird mir ganz weit, ich denke: Wie gut lebt sich's doch unter diesem heiteren, geselligen Volk. Es ist ohne Sonnenschein wunderbar hell, Dinge und Menschen stehen so leicht und klar in dem seligen Abendlicht, Häuser, Pflastersteine, Mauern, über die Oliven und Zypressen emporkachsen, alles ohne Schwere. Mitten durch die Straße läuft jetzt eine steinerne Stufe, durch die sich nun doch die Bodensenkung kundgibt, darauf sitzen elegante Damen und Herren mit italienischer Unbefangenheit beisammen, ich mitten unter ihnen. (Beim Erwachen wußte ich den Wortlaut unserer heiteren Gespräche noch.) Ein Offizier in farbiger Friedensuniform steht vor einer Gruppe und spricht laut und ausdrucksvoll in durchaus gerechter und würdiger Weise über den Krieg, er weiß nichts von Völkerhaß; mit einer halben, verbindlichen Wendung gegen mich, erkennt er die edlen Eigenschaften der Deutschen an. Dieser scheint allein von allen etwas gemerkt zu haben. Das Herz hüpfte mir im Leibe über

mein gelungenes Unternehmen. Nachdem ich mich eine ganze Weile an dem heiteren Fest gesonnt habe, kommt es mir plötzlich vor, als sei irgend etwas nicht in Ordnung. Ich werde unruhig, und jetzt fällt mir auch ein, daß ich nicht weiß, wo ich wohne. Ich frage einen neben mir stehenden Herrn, der ein Polizeibeamter zu sein scheint, nach dem Gasthof, er erbietet sich aufs artigste, mich zu führen. Nach wenigen Schritten werde ich in einen Wagen genötigt und fahre mit größter Schnelligkeit durch die Straßen von Florenz, die jetzt wieder die alten sind. Menschen laufen schreiend und schimpfend dem Wagen nach, ihre Gesichter sind von Haß verzerrt, ich erkenne, daß ich in eine Falle gegangen bin. Wir halten vor dem Palazzo Vecchio, ich weiß jetzt, sie wollen mich in das Gelaß hoch oben bringen, wo Savonarola gefangen saß, und mich dann zum Genuß des Pöbels auf der Piazza hinrichten. Man reißt mich aus dem Wagen, ich entspringe und klettere unter furchtbarer Anstrengung, aber sehr geschwind an der Außenmauer des Palazzo Vecchio hinauf, mich an den Quadern anklammernd. Polizisten und Leute aus der Menge klettern nach. Es fällt mir ein, daß in demselben Gelaß vor Zeiten sich der alte Cosimo de' Medici bei einer Staatsumwälzung versteckt hielt. Vielleicht findet sich auch für mich ein Versteck, wenn ich nur erst im Turme bin. Ich klettere gleichzeitig außen und innen. Aber die andern sind ebenso flink, ich höre Lachen, Keuchen, Schreien hinter mir. Jetzt bin ich fast oben, aber sie haben mich schon. Soll ich mich hinabstürzen oder mich ergeben? Da langen die feindlichen Arme mit hartem Griff nach mir, und ich erwache.

*

Im Januar 1918 wiederholte sich das Grundmotiv in einer andern Form.

Ich muß über lange hölzerne Gänge und Treppen wandern (wahrscheinlich ein Symbol für den deutschen Baustil), steige dann

viele Stufen hinunter, was im Traum die Rückkehr in die Vergangenheit auszudrücken scheint, und plötzlich komme ich unter Steinbauten auf dem florentinischen Pflaster heraus. Eine Menge Straßenbilder huschen vorüber, in denen sich die Erinnerung von Jahrzehnten verdichtet hat, ich suche die Vergangenheit, die ich nicht finden kann, niemand, den ich kannte, ist mehr da. Wie ich von der Porta Romana nach der Via Serragli strebe, werde ich bei der Via Serumidi von Mißtrauischen gestellt, die in mir die Angehörige eines Feindesvolks wittern; es entstehen Aufläufe, wohin ich mich weiterbewege. Alle Erfahrungen, die man während eines Menschenlebens an dem südlichen Volkscharakter machen konnte, gute und schlimme, drängen sich in hochdramatischer Form auf Minuten zusammen. Ich werde von einer Menschengruppe zur andern gezogen, begegne natürlicher Güte und lauerner Tücke und habe am Ende das Gefühl, daß die Menge mit mir spielt wie die Katze mit der Maus, die ihr nicht mehr entrinne kann. Es wird mir angst und wehe, nur fort, fort von dem Unglückspflaster! Man läßt mich los, jagt mir dann wieder nach, und auf einem Außenviale im Grünen werde ich gefaßt und einem Carabiniere übergeben. Dieser hat Mitleid mit mir und drückt mir sein herzliches Bedauern aus, daß man mich gleich als Spionin vor ein Kriegsgericht stellen und erschießen werde; er könne mir nicht helfen, würde mich aber auch nicht hindern, wenn ich einen Fluchtversuch wagen wolle. Diesen Wink lasse ich mir nicht zweimal geben; während er geflissentlich wegsieht, nehme ich den Weg nach dem Bahnhof, der jetzt vor der Stadt im Grünen liegt. Wie ich renne und renne, verwandelt sich die Ortlichkeit, ich habe wieder Straßen um mich, flüße die Via Panzani entlang, immer mit der Richtung auf den Bahnhof. Da fällt mir ein, daß ich ja keinen Paß besitze. Was soll ich antworten, wenn man mich nach meinen Personalien fragt? Bei der Rückseite von Santa Maria Novella, im Angesicht des rettenden Bahnhofs, der mir doch nicht helfen kann, stockt mein Lauf. Schon ist die

Verfolgung hinter mir her, Begegnende umringen mich, halten mich auf, ich sehe mich verloren. Da spricht eine Stimme vernehmlich in mir selber: Es gibt keine Rettung mehr, jetzt bleibt nichts übrig, als aufwachen! Und ich tat es.

*

Wiederum habe ich mich in Italien eingeschlichen, und diesmal ist es ganz mühelos gelungen: ich brauchte nur den Fuß über die Grenze zu setzen und befand mich in einem wundervollen, großen, grünen Park, den ich mir in der Nähe des Gardasees gelegen dachte, aber der Park war ganz Italien. Ich setzte mich auf eine Steinbank und genoß den strahlenden Sonnenschein vom tiefblauen Himmel und den Anblick der herrlichen Schattenbäume auf leuchtend grünem Rasen, worin verstreute Blumen wuchsen. Und ich freute mich wieder einmal diebisch, so gut hereingekommen zu sein. Da kam ein Custode und fragte vorwurfsvoll, was ich hier zu tun hätte. Ich bat ihn, mich noch einen Augenblick in der Sonne sitzen zu lassen, dann würde ich von selber wieder gehen, um ihn nicht in Angelegenheiten zu bringen, worauf sich der Mann schweigend zurückzog.

*

Während des Krieges wurde mir auf Umwegen aus Italien der Tod eines dortigen Freundes mitgeteilt. Näheres war über die Grenzsperrre hinweg nicht zu erfahren, aber vorangegangene Umstände machten die Nachricht sehr glaubhaft. In einer der nächsten Nächte wurde ich im Traum nach dem Ort versetzt, wo sein Haus neben dem meinigen lag. Ich sah, daß alles war wie sonst, dann setzte ich mich vor meinem Hause in den Sand und sah aufs Meer hinaus. Da kam eine befreundete Dame aus einer der Nachbarvillen mich zu begrüßen und beglückwünschte mich, daß ich nun doch wieder da wäre und daß ich Haus und Garten in so schöner Ordnung gefunden hätte. Ich sagte, das sei gut, aber ich

könne mich jetzt über nichts mehr freuen. Oh, antwortete sie schnell und fröhlich, das war ja ein Irrtum, Ihr Freund lebt, und es geht ihm gut, Sie werden ihn gleich sehen.

In der Folge wiederholte sich der Traum noch einmal in anderer Form, und nach einiger Zeit kam über die Schweiz ein Brief des Totgesagten, der sein Wohlergehen meldete.

*

Im Mai 1918 geträumt:

Ich gehe in der Dämmerung durch eine düstere, mit allerlei Hindernissen verstellte deutsche Straße, die zwischen einer hohen Mauer und einer Reihe unbestimmter alter Baulichkeiten liegt und deren Pflaster zum Teil aufgerissen ist. Da kommt von hinten ein Mann vorüber, in dem ich trotz der heutigen bürgerlichen Tracht und dem abendländischen Gesichtsschnitt augenblicklich Jesus Christus erkenne. Er hat gar keins der herkömmlichen äußeren Merkmale, aber ich fühle mit untrüglicher Gewißheit, daß Er es ist. Er hält seinen Überrock mit einer Hand über der Brust zusammen, und obwohl er es durch keine Bewegung verrät, vielmehr sorgfältig verbirgt, weiß ich doch, daß er eine gräßliche, furchtbar schmerzhafteste Wunde in der Brust trägt, in der alle Wunden des Krieges beisammen sind, und daß er diese Wunde freiwillig übernommen hat. Alles, was ich dabei empfinde, drängt sich in das Wort Pelikan! zusammen, das mir im Munde zittert, aber nicht heraus kann. Im Vorbeigehen streift er mich mit einem einzigen herzzerreißenden Blick, vor dem ich fast vergehe. Ich strebe ihm nach, da tritt er in einen dunklen Hofraum und verschwindet zwischen aufgestautem Gerümpel.

*

Nach dem Ausbruch der Revolution stellten sich zusammenhängende Träume wieder viel häufiger ein. Bei dem nachstehenden aus dem November 1918, war es zuerst, als sollte mir eine Ge-

schichte erzählt werden, sie wandelte sich aber gleich in Handlung, in deren Mittelpunkt ich selber stand:

Der Erdgeist in Menschengestalt nimmt mich bei der Hand und führt mich blitzschnell an den Rand eines Meeres, das mir nach der Küstenbildung das Tyrrenische zu sein scheint. Dort spricht er: Fürchte dich nicht! und taucht mit mir unter. Ich meine, nun gehe es mit mir zu Ende, aber ich sinke nur bis zur Hüfte ins Wasser und werde auch gar nicht naß dabei. In Eile durchgleiten wir die Meeresräume und erreichen eine steilaufragende Insel, zu der er mit mir hinaufgeht, mich immer noch an der Hand haltend. Auf einer Felsplatte angekommen, von der aus ein ebener Weg ins Land führt, sehe ich auf grüner Erhöhung eine Gruppe dunkel gekleideter Frauen stehen, von denen eine in tiefer Trauer sich auf mich zu bewegt. Ich erkenne eine seit lange verstorbene englische Freundin, die Witwe eines berühmten Deutschen, die uns in Florenz nahe gestanden, und daran sehe ich, daß ich mich jetzt in England befinde. Der Erdgeist ist landeinwärts verschwunden. Ich eile auf sie zu, wir fallen uns in die Arme und weinen beide so laut und heftig, daß ich von der Erschütterung erwache. Noch während des Traumes wurde es mir aber klar, daß eine so leidenschaftliche Gefühlsäußerung gar nicht zu dem Wesen der warmherzigen, aber äußerlich fühlen und zurückhaltenden Frau paßte.

*

Ein paar Nächte später hatte ich einen ganz sinnlosen Traum, den ich mit Übergehung einiger persönlicher Einzelheiten hierher setze, weil er bei seiner Abgeschmacktheit doch für die Entstehungsart der Träume und ihre Zusammenhänge mit dem wachen Leben gerade sehr bezeichnend ist.

Ich befinde mich in einem bekannten Münchener Verlagshaus, das aber von diesem nur den Namen hat und mit einem auswärtigen wesensgleich ist, welch letzteres in meiner Vorstellung

außerdem auch noch davon getrennt besteht. Die Räume erinnern jedoch an die einer großen dortigen Zeitung. Ein mir unbekannter schwarzbärtiger Herr, der sich Herr Müller nennt, macht mir eine erwünschte geschäftliche Mitteilung, an der ich jedoch zweifle, weil sie einer früher empfangenen wirklichen Nachricht widerspricht. Ich setze ihm die wahre Sachlage auseinander, er bleibt aber bei seiner Mitteilung und reicht mir zum Beweis ein Schreiben, das, wie ich danach greife, nur noch ein Zettel mit einem Bücherverzeichnis ist. Ich lese ihn und sage: Das sind lauter ganz fremde Buchtitel, die hier verzeichneten Bücher gehen mich gar nichts an. Der Herr ist jedoch bereits in einem Nebenraum verschwunden und läßt mich bitten, nur einen kleinen Augenblick Geduld zu haben, er werde gleich wieder kommen. Ich lasse mich in einem gut eingerichteten Raum an einem runden Tisch zum Gespräch mit fremden Personen nieder, aber aus dem Nebengeläß dringt eine sonderbare, laut und gleichmäßig sprechende Stimme. Ich will sehen, was das sei, und trete in den Raum. Da ist keine Seele. Aus einer großen Wasserrinne aber führt ein Messingrohr nach einer Leitung, und aus diesem Rohr kommt die Stimme, das heißt, das Rohr selber spricht. Ich entferne mich sehr erstaunt und verliere nun die Geduld, noch länger zu warten, was ich dem Herrn sagen lasse. Zugleich besinne ich mich auf den Brief, den ich ihm jetzt schreiben muß, um ihn auf den wirklichen Sachverhalt wegen der Bücher aufmerksam zu machen. Da bemerke ich plötzlich, daß ich im Bette liege und also geträumt haben muß, daß es demnach jenen Herrn überhaupt nicht gibt. Der empfangene Anstoß wirkt aber noch so stark, daß ich zu mir selber sage: Es ist einerlei ob ich träume oder wache. Wichtig ist, daß der Irrtum berichtigt wird. Ich muß dem Herrn doch schreiben, gleichviel ob er lebt oder nicht. (Hartnäckigkeit der Traumvorstellung auch beim Erwachen!) Ich beginne, mir den Wortlaut des Schreibens auszubedenken. Dabei greife ich neben mich, in meine Tasche, wie ich meine, und ziehe zu meiner Überraschung

den knisternden Zettel heraus. Also doch nicht geträumt, sage ich befriedigt zu mir selber. Aber leider ist er nicht mehr klein und weiß wie vorher, sondern groß und gelb. Nun ging mir erst auf, wie mich der Traumkobold hin und her zum besten hatte.

Neben dem Durcheinanderspielen von Wachen und Schlafen ist an diesem Traum auch das Hereinragen der Tagesvorstellungen zu beachten. Die Stimme aus dem Wasserrohr war die Folge einer Bemerkung, die ich desselben Tages über eine ausländische Dame gemacht hatte, daß ihre gutturale Stimme wie aus einer Maschine heraufsurre. Die geschäftliche Verhandlung war die verdrehte Fortsetzung einer wirklichen, und der gelbe Zettel war eines der vielen Plakate der neuen Regierung.

*

Am 29. Dezember 1918 in München morgens, unmittelbar vor dem Erwachen, kam mir ein wahrhaft erschütternder Traum aus der hürnenen Pforte.

Der Anfang war etwas verworren, bevor die eigentliche Absicht sich herauschälte. Ich befand mich zuerst in Florenz in der Nähe der Porta San Frediano, wo ich aus einem hohen alten Omnibus stieg, deren es jetzt keine mehr dort gibt, und mit Freunden aus alter Zeit vom Schicksal nahestehender Personen sprach. Die Zeitereignisse waren im Traum vergessen, aber es schimmerte doch das Bewußtsein durch, daß Schweres geschehen ist, seit man sich nicht mehr gesehen.

Gleich darauf aber bin ich in eine deutsche Landschaft versetzt, fühle mich eine Zeitlang auf einem Pferderücken, dann auf den Füßen. Die Stimmung ist irgendwie unruhig. Da sehe ich einen Reiter, den ich träumend zu kennen glaube, ohne doch eigentlich zu wissen, wer er sei, in schönem schlankem Trab in die Ebene hinausfliegen, und blicke ihm mit Wohlgefallen nach. Plötzlich taucht zur Linken, wie aus dem Boden gewachsen, ein anderer Reiter auf, den ich nach der schlottrigen Art, wie er zu Pferde sitzt,

für einen Matrosen halte. Dieser drängt gegen den ersten Reiter heran und treibt ihn von seinem Wege ab gegen eine sumpfige Niederung hinunter, wo ich beide aus den Augen verliere, denn das große Steingebäude, neben dem ich stehe, hemmt den Blick. Ich wende mich rückwärts, und statt wie zuvor auf einer grünen lachenden Wiese, finde ich mich plötzlich vor einem gewaltigen Strom, breit wie die Isar und tiefgrün, mit jagenden Wellen, worauf Leiche an Leiche vorbeitreibt. Zuerst auf der Mitte des Stromes ein Arbeitsmann, seitwärts liegend, hemdärmelig, mit graugewürfelter Hose, die wie mit Kalk oder dergleichen beschmiert ist, dann näher vom Ufer ein junger Mann mit feinem Gelehrten- gesicht, spiziger Nase, blondem Haar und gut gekleidet; dieser bewegt noch schwach den linken¹ Arm, wie um das Ufer zu gewinnen, wird aber gleichfalls hilflos vorbeigerissen. Ich stehe selbst auf der linken Flußseite hart am Wasser, das fast in gleicher Höhe mit dem Rasengelände hinschließt, und habe den Eindruck, daß diese alle der wildgewordene Strom vom festen Ufer weggerissen hat. Keine Möglichkeit, irgendwie zu helfen. Zuletzt kommt in gleichem Abstand wie die andern etwas wie ein Kleiderbündel herangetrieben, worauf ein Kopf mit langem, schwimmendem Frauenhaar. Entsetzt erwachte ich, und als ich schon aufgestanden war, blieb ich noch lange im Bann dieses Traumes, der mir eine tiefe Trostlosigkeit hinterließ. Den Eindruck, den ich beim Erwachen gehabt, daß ich den Untergang Deutschlands im Symbol gesehen hätte, konnte ich den ganzen Morgen nicht los werden. Ich bezog damals das Geschaute auf einen zur gleichen Stunde eingetretenen plötzlichen Todesfall, bei dem ein großes Stück edelster deutscher Geisteswelt unterging. Als aber die Räterepublik mit dem schrecklichen nachfolgenden Blutbad kam, da verstand ich erst den wahren Sinn des Traumes.

¹ Daß in diesem Traume alle Bewegung von links her stattfand, drängte sich mir erst nachträglich auf, als ich den ganzen örtlichen Plan überdachte.

In den Tagen der Räterepublik, als der Druck sehr groß, aber noch kein Blut geflossen war, entließ die bewußte Pforte noch ein vielsagendes Traumbild:

Ich war mit schweren Gedanken eingeschlafen und an einem Angsttraum erwacht. Dann wandte ich mich nach der andern Seite mit der Bitte an den Traumgenius, mir freundliche Bilder zur Vergütung zu schicken. Zunächst wird mein Wunsch erfüllt: ich bin in ländlicher Umgebung und gehe über eine grüne Wiese nach dem Häuschen eines Handwerkers, wo ich eine Bestellung zu machen habe. Statt des gefürchteten mürrischen Empfangs mit nachfolgender Ablehnung finde ich den größten Eifer, mich recht gut zu bedienen. Der Mann läßt es sich in einer scherzhaften Übertreibung seiner Ergebenheit nicht nehmen, mich noch seine schmale Holztreppe herunter und über die Wiese nach einem Nachbarhaus zu begleiten, wo ich Besuch machen will. Erleichterten Sinnes steige ich dort ein paar hölzerne Stufen zu einer Veranda hinauf, wo eine Anzahl Menschen gesellig beisammen sind. Erst wie ich schon oben bin, nur noch durch eine niedrige Gittertür von den Anwesenden getrennt, bemerke ich, daß auf dem Holzgeländer zwischen mutwilligen jungen Leuten beiderlei Geschlechts ein gewaltiger Bär in aufrechter menschlicher Haltung sitzt und von den andern wie ihresgleichen behandelt wird. Das Ungetüm scheint gut gelaunt: es wendet auch mir seine ungeheure Fresse zu, wobei es wie scherzend eine seine Riesenpranken erhebt. Ich sage mir bestürzt: Welche Unvernunft von den jungen Leuten, daß sie das starke Tier losgebunden haben, es kann ja Unheil anrichten, auch ohne es zu wollen. Gleich darauf durchzuckt mich das Bewußtsein, daß ich den freigelassenen Bären heute schon zum zweitenmal sehe, was der Traumgeist alsbald berichtigt: Es ist sogar schon das drittemal. Über der Bemühung, mich deutlicher zu erinnern, erwache ich. Es war dies einer der Fälle, wo der Geist sich ein Symbol hinstellt, das er selbst mit dem Verstande zunächst nicht durchschaut, seinem eigenen Scharfsinn also

gleichsam ein Rebus aufgibt. Der meinige versagte vorerst ganz: noch beim Niederschreiben ging mir die symbolische Bedeutung des Bären nicht auf, so nahe sie lag. Die bildhafte Erscheinung des Untiers mit dem graugelben Rücken, der weißen Brust und der gewaltigen, mir zugewandten Schnauze wirkte so überwältigend plastisch, daß ich nicht dazu kam, nach dem gedanklichen Sinne zu fragen. Erst Wochen später beim Wiederlesen sah ich mit plötzlicher Klarheit, daß der losgebundene Bär, das Ruffentier, mit dem die unvorsichtigen jungen Leute spielten, nichts anderes war als der Bolschewismus. Und abermals verging einige Zeit, bis ich auch verstand, daß die rückblickende Verdoppelung und Verdreifachung der Bärenercheinung auf die drei nacheinander erlebten Münchner Revolutionen deutete.

*

Gleichfalls im April 1919 hatte ich ein sonderbares nächtliches Erlebnis, das man nicht sowohl einen Traum nennen kann als ein Gesicht. Ich hatte nach dem Fenster gewendet geschlafen, erwachte inmitten der Nacht und kehrte mich nach der andern Seite. Da stand — ich traute meinen Augen nicht — hart neben meinem freistehenden Bett ein etwa mannshohes Bäumchen. Ich sah aber gleich, daß es kein wirkliches Bäumchen war, sondern ein Baumphantom, denn es war völlig körperlos, zweidimensional, die Blätter hatten die erstaunlichen Formen der Eisblumen, es gab große und kleine, lanzettförmige, fiederschnittige, palmettenartige. Ihre Farbe erschien in der Dämmerung des Raumes silbrig weiß, aber matt vor Durchsichtigkeit. Ich suchte das Bild aus den Augen wegzuwischen, es blieb, ich drehte mich ab und dann wieder zurück, es stand noch immer da. Die Hand danach auszustrecken wagte ich nicht, dafür war es zu geisterhaft. Zuletzt kehrte ich mich ganz nach dem Fenster, und erst nach einer langen, langen Weile, als ich mich langsam wieder zurückwandte, war es verschwunden. Ich untersuchte später, ob nicht etwa ein Baumn-

schatten aus den gegenüberliegenden Gärten habe ins Zimmer fallen können, aber das war der Stellung des Bäumchens nach unmöglich, das ja frei im Raume stand, nicht wie ein Schattenriß auf einem Hintergrund, auch an Farbe heller war als seine Umgebung. Zudem trugen die Bäume bei uns um jene Zeit noch gar kein Laubwerk. Gleich darauf kam noch einmal ein starker Schneefall, da standen sie wieder alle im Silbergewand. Hatte das Baumgespenstchen mit seinem Silberschein mir das anzeigen wollen?

Eine ähnliche, mich nur viel näher berührende Vision hatte ich einmal in früher Jugend gehabt, als ich plötzlich, bei Nacht erwachend, in nächster Nähe mein eigenes Gesicht, von zartem silbergrauem Schleier umgeben, vor mir sah. Keine Teufelsfrage hätte mir ein tieferes Grauen einflößen können. Unter meiner angstvollen Bemühung, das Bild aus den Augen zu wischen, verzerrten sich die Züge wie von einer namenlosen Qual, bis sie endlich, endlich verlöschten; ich brauchte danach noch Stunden, um mich wieder zu fassen.

*

In den Rätemonat April fällt noch die ergögliche Einwirkung eines Traumes auf einen fremden Traum. Ich erwachte eines Morgens mit dem unsinnigen und grundtrivialen Bierzeiler auf den Lippen:

Es heißt, die Hammelkeule
Sprach auch ein gewichtiges Wort,
Ich weiß nicht, war es die Eule?
Oder nahm er sie mit sich fort?

Daß die alberne Eingebung auf den unter der Räterepublik immer fühlbareren Nahrungsmangel zurückging, lag auf der Hand, sonst aber konnte ich bei aller Übung in der Traumdeutung kein Licht hineinbringen. Als ich jedoch am Abend einem mich besuchenden

Jugendfreund den geträumten Blödsinn erzählte, fiel mir unter dem Reden ein, ob nicht die Eule vielleicht eine Verwechslung mit den speiseraubenden Harpyien in Shakespeares 'Sturm' sei, und ob der rätselhafte 'er', der den wünschenswerten Gegenstand mit sich nahm, wohl gar der Beschlagnahmekommission angehöre, die damals den Vorratskammern — ich besaß freilich keine — gefährlich wurden. So glitt das Gespräch auf die politische Lage hinüber, ich erinnerte den Besucher an eine Bemerkung, die er einmal in früher Jugend gemacht: man sollte nie über Politik streiten, da man ja doch jeden Augenblick eine andere Ansicht habe, und ich bekannte ihm, daß ich angesichts der unendlichen Vielseitigkeit der Dinge jenen Ausspruch gar nicht mehr so spaßhaft finden könne wie damals.

Und nun träumte ihm in der folgenden Nacht, er sitze in einem Flugzeug und fahre hoch über München hin. Zuerst schien ihm der Flugzeugführer der bekannte Sturzflieger Pégoud zu sein, den wir kurz vor Ausbruch des Kriegs zusammen gesehen hatten, dann war es ein deutscher Fliegeroffizier unserer Bekanntschaft. Der Flug beglückte den Träumer sehr, aber plötzlich fiel ihm ein, daß er in Starnberg, seinem Arbeitsfeld, erwartet sei. Er wünschte dringend zu landen, durfte aber nicht, bis er sich durch einen Vers gelöst hätte. Nun gab der Traum ihm ein:

Wie sehr ich auch dem Weltall staune,
Erschein' ich doch nicht als Alraune,
Rein, flatternd vor Inkonsequenz,
Asmodihaft, als Peter Squenz.

Ihm selber schien der Vers vollkommen sinnlos, als er ihn mir andern Tages erzählte, wieder ein Beispiel, wie der Geist das Rätsel, womit er sich selber neckt, nicht lösen kann. Dagegen konnte ich mit Leichtigkeit darin die Fortsetzung unserer Unterhaltung erkennen:

Wie sehr ich auch von der Mannigfaltigkeit des Ganzen über-

wältigt stehe, bin ich darum doch kein Zwerg. Das 'flatternd vor Inkonsequenz' ist eine heitere Vermengung des politischen Gesprächs mit dem Gefühle des Traumflugs. Im Peter Squenz spielt dann der Hinweis auf Shakespeare wieder herein.

Ich werde später noch eine Reihe merkwürdiger Träume erzählen, die mir derselbe Freund zur Verfügung gestellt hat.

*

In der Nacht vom 6. auf den 7. Juni 1919 in München geträumt:

Ich war in ein Geisterland geraten und wurde von Gespenstern oder Dämonen verfolgt und bekämpft. Dabei spürte ich wohl ein Grauen, aber keine eigentliche Angst, ich rang mit ihnen und fühlte mich fähig, sie von innen heraus zu überwinden. Eine Gestalt war darunter, die mir als die einer geliebten Toten erschien. Ich umschlang sie, da war sie so hoch, daß ich sie oberhalb der Knie fassen mußte, um sie festzuhalten. Aber auch sie erzeugte sich nicht freundlich, daß ich zweifeln mußte, ob sie es sei oder ob ein fremder Geist ihre Maske geborgt habe. Sie wand und bäumte sich in meinen Armen und schlug oben nach allen Seiten gleichzeitig wie eine Garbe auseinander. Darauf fand ich mich halb erwacht im Bett mit starkem Schmerzgefühl, wußte aber nicht recht, wo. Ich wollte meinen Kopf, der mir wie von langen Stichen durchbohrt und ganz verrückt schien, mit beiden Händen fassen, da wurden diese von zwei Geisterhänden, die aus dem Leeren kamen, ergriffen und mit unwiderstehlicher Gewalt niedergehalten. Ich mußte mich nach einem kurzen Versuch des Widerstands völlig ergeben, erkannte das als wohltätig und fiel sogleich in traumlosen Schlaf, aus dem ich am Morgen gesund erwachte. Das eigene war, daß ich diese Geisterhände, deren Form deutlich zu erkennen war, nach der ersten Bestürzung nicht als fremde empfand, sondern als nah verwandte, vielleicht gar als die geistigen Doppelgänger meiner eigenen. Es war fast, als stünde ich in der

Hut meines eigenen höheren Ichs, das irgendwoher die Macht erhalten hätte, mir zu Hilfe zu kommen.

*

Ein Traum aus dem Juli 1919:

Ich bin im Freien unter einer aufgeregten Volksversammlung, es geht drunter und drüber. Da sehe ich eine grelle Gestalt von riesenhafter Länge, der alle Platz machen, durch das Gewühl herschreiten, ihre Bewegungen sind hölzern, auf dem langen schmalen Kopf sitzt eine spitzige Mütze. Der harlekinsmäßige Anzug ist aus lauter schreiendroten Drachenschuppen zusammengesetzt, ich meine, es müsse an jeder ein Glöckchen hängen, sehe sie aber nicht. Die Züge kann ich nicht erkennen, sie sind gar so hoch oben, ich weiß jedoch ganz genau: Diesen habe ich schon einmal gesehen, nur war er damals ein völlig anderer, er sah menschlich und gut aus, war auch viel kleiner. Jemand raunt mir zu: Er heißt Herr Friedensstifter. Das klingt mir schauerlich, ungefähr wie der Herr Losspanner aus den Kinderträumen meiner Mutter. Ich entdecke plötzlich, daß er eine Verbindung von Hampelmann und Menschenfresser ist, und vor Schreck erwache ich, habe aber die deutliche Vorstellung, den Präsidenten Wilson gesehen zu haben.

Die Drachenschuppen fand ich des andern Morgens in einem oft gesehenen, aber nie beachteten Ziegeldach meinem Fenster gegenüber wieder.

*

Ich gebe jetzt im Anhang einige bedeutsame fremde Träume wieder, wie sie mir erzählt wurden.

Fremde Träume

Einem Freunde, der ein sehr lebhaftes Traumleben führt, verdanke ich folgende Träume.

Er litt eines Nachts an unerträglichem Zahnschmerz, konnte keine Ruhe finden, fiel aber doch in eine Art Halbschlaf. Da hörte er kräftig an die Wand klopfen. Als bald war er sich darüber klar, daß zwischen Petersburg, wo er sich befand, und Florenz, dem Wohnsitz meiner Mutter, eine telephonische Verbindung bestand, und daß sie es war, die ihm rufe. (Es muß zur Erklärung eingeschaltet werden, daß die geistig und ethisch außerordentlich hochstehende Frau, die sich viel mit Philosophie beschäftigte, auf ihn in seiner Jugend einen starken bildenden Einfluß ausgeübt hatte, und daß sie auch in späteren Jahren sich brieflich mit ihm über philosophische Fragen unterhielt.) Er antwortete also auf den Anruf, sagte ihr, daß er furchtbare Schmerzen habe, und vernahm nun deutlich ihre Stimme: Ja, weißt du denn nicht, daß der Mensch nicht nur Leib ist, sondern auch Seele? Du mußt dich mit deiner Seele über den Leib erheben, dann kannst du über die Schmerzen lachen. Der Kranke versuchte das Mittel, er stellte sich mit der größten Lebhaftigkeit vor, daß er von seinem Körper getrennt vorhanden sei und daß ihn dessen Leiden nichts angehe. Als bald erschien es ihm, als schwebe er geistweise, körperlos, aber doch etwa in der Gestalt einer Taube über dem Bett und sehe darin seinen Körper, der ihm ganz gleichgültig und verächtlich geworden war, in Gestalt einer langen roten Siegellackstange liegen. Und nun genoß er schmerzlos ein unendliches Wohlbehagen, wobei er zugleich mit Hohn und Verachtung auf den elenden Wurm von

Siegellackleib herunter sah, der sich in Qualen wand und krümmte. Er hatte bloß die eine Besorgnis: Wenn ich nur nicht wieder eins werden muß mit dem erbärmlichen Ding da unten.

*

Um die Zeit, wo er als Lehrer an einer Erziehungsanstalt in Petersburg die Examina in neuer, mittelalterlicher und antiker Geschichte abzunehmen hatte, träumte er folgendermaßen:

Zuerst spazierte er durch die Straßen einer mittelalterlichen Stadt, die an Nürnberg erinnerte. Da war ein aufgeregtes Gedränge, Menschen rannten hintereinander her, und plötzlich scheint es, als gelte die Jagd ihm. Einer ist ihm schon auf den Fersen und streckt ein Fangeisen nach seinem Hals, wie er vor langer Zeit in der Nürnberger Folterkammer eins als Werkzeug zur Menschenjagd gesehen hatte. Er rennt den Burgberg hinauf, zum Schloßhof hinein, flüchtet sich in den Turm und mit einem Satz über den Rand des tiefen Ziehbrunnens in den großen Eimer hinein, der sich alsbald mit ihm senkt. Gleichzeitig saust auch schon die Lange des Verfolgers über seinen Kopf hinweg, aber er weiß sich völlig geborgen. Der Eimer sinkt in die Tiefe, unten wird es hell, er tritt heraus auf eine wundervolle Waldlichtung, und das erlebte Schrecknis ist weggewischt. Mitten im Grünen steht ein Blockhaus, worauf ein Pferdeschädel, derbe Kinder mit nackten Beinen spielen davor, die einen stochern in einem Ameisenhaufen, andere treiben sich johlend mit einem Schwein herum. Der Wanderer sieht noch im Vorübergehen, wie ein mächtiges Germanenweib, hochbusig, mit nackten Armen aus der Hütte tritt und die Kinder packt, um sie wegzuholen. Dann hört er Pferdegetrappel, Reiter mit auf dem Wirbel zusammengebundenem Haarschopf kommen vorüber, anfangs betrachtet er sie mit Vergnügen, aber es werden ihrer immer mehr, sie schreien ihm in einer Sprache zu, die er als gotisch erkennt, er merkt plötzlich, daß er wieder verfolgt ist, fängt aufs neue zu laufen an, rennt und rennt eine Waldschlucht hin-

unter, bis er an ein Törrchen kommt, und stürzt hinaus mit der Gewißheit, daß ihm hier niemand mehr folgen kann. Er findet sich auf einer schön gepflasterten antiken Straße zwischen wohlgeordneten Gräberreihen, die in eine römische oder großgriechische Stadt führt. Vornehm gesittete Reiter auf edlen Rossen kommen ihm entgegen, er betritt die Stadt, sieht die Inschriften an den Häusern, gerät auf den Markt mitten in eine Volksversammlung. Herrliche Cäsarenköpfe, wallende Zogen tauchen auf, eine besonders gebietende Gestalt besteigt die Rednerbühne, aber gleich entsteht wieder ein Lärm, die schöne Ordnung wandelt sich abermals in Aufruhr. Der Träumer fühlt schon beklommen, daß sich die Dinge aufs neue gegen ihn zuspitzen wollen, aber ehe es so weit kommt, wird er durch einen Klingelzug von außen geweckt.

Es waren die verschiedenen Zeitabschnitte, in denen in dieser Woche geprüft worden war; die Examensnöte der Schüler hatten sich in eine Verfolgung des Lehrers verwandelt.

★

Der nachstehende Traum hat eine Vorgeschichte:

Bierzehnjährig machte er mit seinem Bruder eine Fußreise im Schwarzwald und wurde auf einer Rast in dem kleinen Pfarrdorf D. nach patriarchalischer Sitte im Pfarrhaus gastlich aufgenommen, woselbst er eine Stunde mit dem gleichaltrigen Töchterlein, einem zarten, hektisch aussehenden Geschöpf, im Garten zubrachte. Sie erzählten sich gegenseitig in kameradschaftlicher Weise aus ihrem Leben. Dann wanderte er mit dem Bruder weiter, und das kleine Begebnis versank bald in seiner Erinnerung. Zwanzig Jahre später träumte er in Rußland folgendermaßen:

Er befand sich in einem menschengefüllten Saale, wo anscheinend eine Vorstellung oder etwas ähnliches erwartet wurde. Zunächst geschah nichts. Nur eine gewisse Feierlichkeit lag im Raum, die durch das lange Warten allmählich auf Übernatürliches vor-

bereitete. Die Gesichter starrten nach einem Eingang, der hinter dem Podium lag. Da öffnet sich die Thür, langsam tritt ein junges Mädchen heraus und schreitet die Treppe herunter in den Saal. Sie ist weiß gekleidet und scheint ihm bekannt, aber er weiß nicht, wer sie ist. An Stelle der Augen hat sie von tief innen heraus ein phosphorisches Glimmern, das ihm jetzt auch an den andern auffällt. Sie spricht da und dort ein paar Worte mit den Anwesenden, dabei spürt er deutlich die Bewegung ihres Näherkommens und daß es ihm gilt. Er weiß auch: das ist eine Tote, und die andern sind gleichfalls tot, er ist in eine Totenversammlung geraten. Endlich steht sie neben ihm. Du weißt doch, daß ich um deinetwillen hier bin, sagt sie ihm. — Ja, aber wer bist du denn? — Kennst du mich nicht mehr? Ich bin doch das Pfarrtöchterlein aus D. Weißt du nicht mehr, wie wir im Garten zusammen waren? — Freilich, jetzt ist mir alles wieder klar. — Ich habe dir etwas mitzuteilen. Du siehst, daß ich tot bin, bald nach unserer Begegnung bin ich an der Schwindsucht gestorben. Wir leben da oben in wunderbarer Harmonie und Seligkeit. Und jetzt bin ich gekommen, dir die glückliche Botschaft zu bringen, daß du in drei Tagen sterben und mit uns wohnen darfst. Eine namenlose Glücksempfindung erfüllte ihn bei diesen Worten. Sie sagte noch: Vergiß nicht, in drei Tagen! Damit ging sie langsam über das Podium wieder hinaus und winkte ihm noch einmal vielsagend von der Thür zurück.

Der Eindruck des Traumes war so stark, daß der Schläfer am Morgen aufstand mit der beseligenden Gewißheit, daß er in drei Tagen tot und bei jenen Glücklichen sein werde. Es schien ihm nutzlos, sich noch irgendwie mit dem Leben zu befassen, und nur aus Pflichtgefühl und weil er doch sein Wegbleiben bei vollkommener körperlicher Gesundheit nicht hätte erklären können, zwang er sich mit äußerster Selbstüberwindung, sein Lehramt in diesen drei Tagen noch auszuüben. Daneben ordnete er alles Zeitliche, in der felsenfesten Gewißheit, vor Ablauf des dritten Tages,

dem er mit seliger Spannung entgegensah, zu sterben. Erst als die genannte Frist verstrichen war, überzeugte er sich, daß ihn ein Traum getäuscht hatte. (Eine spätere Nachforschung ergab, daß jenes Pfarrtöchterlein wirklich bald nach der Begegnung an Schwindsucht gestorben war.)

*

Als Fünfzehnjähriger mußte er sich wegen eines Geschwürs den Finger aufschneiden lassen. Er wehrte sich gegen die Narkose, bis er die Kraft verlor, dann fühlte er sich immer mehr schrumpfen bis auf einen Zwetschgenstein. Sein Ich stand außerhalb und sah den Zwetschgenstein auf- und abblitzen über die ganze Welt. Plötzlich ist er im Stein wieder drin, dieser pläzt mit einem Knall, und er hat das Bewußtsein verloren. Dann findet er sich in einem entzückenden Schweizer Tal. Er sieht schneeweiße Lämmer mit rosa Bändern und Glöckchen um den Hals. Reizend gepuzte Schäfer und Schäferinnen führen nach einer wonnevollen Musik Tänze auf. Aber mit einemmal ist das Waldtal nicht mehr frei, sondern von Berghängen eingeengt, an denen Wasserfälle herabstürzen. Wie er sich nähert, springt ein Strahl heraus, ihm über das Gesicht, und er hört den Doktor sagen: So, jetzt ist alles fertig. Das Wasser hatte ihm dieser ins Gesicht gespritzt.

*

Im Jahr 1894 lag er influenzakrank in Petersburg, meinte aber sich mit diesem Zustand ganz einsam in einem kleinen Landwirts- haus in irgendeinem russischen Provinzstädtchen zu befinden. Während er sich sehr unglücklich fühlte über seine Vereinsamung, ging die Türe auf, und eintrat eine sehr feine, sehr sittige baltische Dame, die Gattin eines Kollegen, mit der er fünfzehn Jahre früher im Baltenland viel verkehrt hatte. Ich wußte, daß Sie hier krank liegen, und kam, um Sie zu trösten und zu unterhalten, sagte sie, und der Träumer wunderte sich nicht wenig über diese

Zuvorkommenheit, denn er hatte die Dame stets als außerordentlich steif und prüde gekannt. Nun schauen Sie mich einmal an, Sie werden Ihre Freude haben. Sie streckte sich kerzengerade und wurde zu einer Art Stange, wobei doch die zarten weiblichen Formen noch unter einem glatt herabwallenden Gewand erkennbar blieben. Vom Becken aus verwandelte sich ihr Leib in eine runde Scheibe mit metallischem Rand und farbenprächtigen Kreisen. Und nun begann sie sich blitzschnell um sich selbst zu drehen, wobei die Farben der Scheibe wunderbar durcheinanderschillerten und merkwürdige kaleidoskopartige Mosaiken erscheinen ließen. Oberhalb der Scheibe stand aber immer der feine, ernst lächelnde Frauenkopf. Als das Stück abgespielt war, blieb sie mit einem Ruck stehen, und nun begann ein neues. Sie streckte die Arme aus, die sich alsbald in entzückende bunte Schmetterlingsflügel verwandelten, wie der ganze Leib in einen Schmetterlingsleib, das Schmetterlingsköpfchen ließ dabei immer noch die Linien des wirklichen Kopfes erkennen. Und nun dasselbe Kreisdrehen wie zuvor. Danach folgten noch andere Darbietungen derselben Art. Wie sie dann fertig ist, reckt sie sich noch höher, der Leib wird ganz lang und hager, das Gesicht hexenhaft, ein grauer Mantel hängt um sie her, sie streckt lange Arme mit gekrallten Fingern gegen ihn aus und kommt drohend auf ihn zu. In der Angst umherblickend, meint er zwei große Kartoffeln auf dem Nachttisch zu sehen, er nimmt eine in die Hand und ruft: Geh fort, Gespenst, sonst werf' ich dir die Kartoffel an den Kopf. Da ist die Graue verschwunden, an ihrer Stelle steht die feine Dame wieder da, wie sie eingetreten war, und sagt: Aber das ist nicht kavaliermäßig, nach einer Dame mit Kartoffeln werfen.

Dieser Traum war unbewusste Anknüpfung an einen früheren aus einer Zeit, wo der Träumer an Gelbsucht krank in einem fremden Schlosse lag und die ganze Nacht hindurch von Verwandlungen reizender Gegenstände in schreckbringende gequält war. Es gab aber noch ein wunderliches Nachspiel. Am Morgen,

als der Patient sich gebessert fühlte und aufstand, erzählte er seiner gleichfalls an Influenza erkrankten Frau das Vorkommnis mit der vermeinten Kartoffel und warum er so laut geschrien hatte. Am Abend wollte eine befreundete Dame die Kranke besuchen und trat allein in deren Zimmer. Aber sie kam gleich entsetzt wieder heraus und sagte zu dem Hausherrn: Ihre Gemahlin ist schwer krank, sie hat mich für ein Gespenst angesehen und gedroht, mir eine Kartoffel an den Kopf zu werfen.

*

Im April 1919 träumte ihm in München, er befinde sich in einer ihm unbekannten deutschen Stadt. Er ging durch viele Straßen und trat in ein Haus, in dessen erstem Stock er einen ehemaligen Freund aus den sechziger Jahren, den vor nicht allzulanger Zeit verstorbenen französischen Sozialistenführer E. B. als Kriegsgefangenen fand. Dieser war jung, wie er es damals in ihrer gemeinsamen Universitätszeit gewesen, und sehr verschönert. Der Träumer, der gleichfalls wieder jung war, fragte ihn, wie es komme, daß er noch hier als Gefangener zurückgehalten werde, da doch schon lange Waffenstillstand sei. Jener erklärte, es gehe ihm vortrefflich und er wünsche keinen Wechsel. Der Träumer fragte nun, ob es wohl einem Deutschen in französischer Gefangenschaft ebensogut gehen würde, worauf B. antwortete: Wenn er unter uns Sozialisten gerät, dann ja, aber bei den Bourgeois möchte ich es ihm nicht raten. Danach wechselte der Traum. Der Träumer befand sich zwar noch in demselben Raume, aber er hatte das Vorspiel vergessen, vielmehr schien es ihm jetzt, daß er selber in Frankreich gefangen sei. Er stieg viele Treppen empor, um sich zu flüchten, geriet oben in einen großen leeren Saal, der eine Kirche war, kroch unter den Kirchenstühlen herum, bis er endlich in einem oberen Fenster ein Türchen entdeckte, kletterte dachartig hinaus und befand sich nun im Freien vor dem Gebäude. Er ging durch die französische Stadt, wobei er einige

Sorge wegen des mangelnden Passes hatte, sich aber mit dem Bewußtsein tröstete, daß er ja den Ausweis für die Münchner Bibliothek besaß. Da er Hunger fühlte, trat er in ein Speisehaus, hatte auch gleich ein Essen vor sich, war nun aber bestürzt darüber, weil ihm einfiel, daß er kein französisches Geld bei sich hatte. Er zog seine Börse heraus, in der er all die bayrischen Scheine und Eisenmünzen sah, die er Tags zuvor in wachem Zustand hineingesteckt, und sagte sich, daß diese ihn ja verraten müßten. Nichtsdestoweniger ließ er sich in eine Unterhaltung mit den Anwesenden ein, wobei er ein fließendes und tadellos reines Französisch sprach, so daß niemand den Deutschen erkannte. Dem Kellner schob er rasch mit den Worten: *Trois francs, cinq centimes* einen seiner bayrischen Scheine hin und verließ den Raum, ohne verfolgt zu werden. Vor ihm lag eine schöne breite Straße, die sich nach unten perspektivisch verengte und die durch ein Tor abgeschlossen war. Diese ging er hinunter, aber sie wurde enger und enger, und als er die Pforte erreichte, war die Öffnung winzig, nur noch soweit wie eine gehöhlte Hand. Eben hatte er noch einen Wagen durchfahren sehen, aber als die Pferde das Loch erreichten, hatten sie die Größe von Flöhen. Unter der qualvollen Bemühung, mit seinem Taschenmesser den Ausgang zu erweitern, erwachte er an einem Klingelzug.

*

Ein anderer Traum versetzte ihn mitten ins Alte Testament: er fand sich mit Abraham auf einer Bank vor dessen Hütte, während der kleine Isaak, ein Junge mit semitisch-spitzigem Schädelbau und blitzenden Zähnen, auf der Schwelle an einem übergroßen Butterbrot kaute; eine wundervolle grüne Landschaft leuchtete ringsumher, von weidenden Herden, schaffenden Mägden und Knechten belebt. Aber der Erzwater, eine mächtige Gestalt mit langem weißem Bart, war sehr erregt: ein kleiner Stadtfürst aus der Nachbarschaft hatte ihn beleidigt, worüber er sich nicht

beruhigen konnte. Er sagte: Wenn auch der Name Abraham gewiß eine friedliche Gesinnung verbürgt, so hab' ich doch nicht die Absicht, mir alles gefallen zu lassen; dieser Heide, dieser Kanaaniter soll mir büßen. Und die alte Sara, die im Hintergrund wirtschastete, mummelte mit zahnlosem Mund gleichfalls Verwünschungen, indes Isaak weitermampfte. Der Träumer sagte sich: Hier bin ich ja mitten in einer mir wohlbekannten Bibelszene, aber er konnte sich nicht erinnern, wo die Stelle sich finde, und über diesem Bemühen erwacht er. Doch die Sache läßt ihm keine Ruhe, und da der Traum sich schon verwischen will, schließt er noch einmal die Augen mit dem Wunsch, die alte Gewißheit des Vorgangs wieder zu erlangen. Er träumt auch sogleich wieder dasselbe: er sitzt auf derselben Stelle und befindet sich in derselben Lage, die er in ihrem Verhältnis zur Bibel geklärt wissen möchte, glaubt aber aufs neue, es sei eine ganz bekannte Sache, die er nur zu seinem Verdruß nicht wiederfinde.

*

Zu einer Zeit, wo er sich angestrengt auf Geographieunterricht vorzubereiten hatte, träumte er einmal, daß sein zu unendlicher Größe gewachsener, lang ausgestreckter, ganz von bebendem Leben durchpulster Körper Europa sei, die Knochen und Rippen fühlte er als Alpen und Pyrenäen, die Ströme flossen in seinen Adern, er konnte den Lauf des Rheins verfolgen, besonders aber zog mächtig und groß die Donau durch die ganze Länge seines Leibes.

*

Herr B., ein jetzt seit lange verstorbener Schulmann, der im täglichen Leben nicht stark von der Phantasie behelligt war, hatte einmal während der Gesichtskrise im Fieberdelirium einen eigentümlichen kosmischen Traum. Es schien ihm, er sitze in einem kastenartigen Fahrzeug (von Flugschiff und Flugzeug wußte man um jene Zeit noch nichts) und fause mit ungeheurer Schnelligkeit

durch den Weltraum, um dem Entstehen einer neuen Erde beizuwohnen. Ein Ausschuß, dem mehrere Gesandtschaftsattachés angehörten, war berufen, dafür zu sorgen, daß bei der neuen Erde der Unterschied zwischen dem Kalender und der Stellung der Sonne zum Tierkreis beseitigt werde. Der Träumer empfand eine hohe Freude, einem so wichtigen Vorgang beizuwohnen, und tauschte mit einem ihm im Weltraume begegnenden Luftschiffer eilige Glückwünsche aus. Endlich zerplatzt das Weltei, um das alle wartend herumstehen, ein langer Stengel schießt heraus und — o weh, mißlungen! Eine mathematische Formel war falsch, der Ausgleich war nicht eingetreten, und Herr B. hörte noch, während ihn sein Flugzeug wieder umschloß und weitertrug, die Klage, daß man nun wieder Tausende von Jahren warten müsse, bis abermals eine neue Erde entstehe.

*

Zum Schlusse gebe ich noch einen Traum, den mir eine geistreiche Dame aus ihrer Jugend mitgeteilt hat und den man ebenso nach seinem seelischen Gehalt wie nach seiner poesievollen Symbolik einen wahren Mustertraum nennen kann.

Sie hatte sich, alleinstehend, durch das Gefühl der Vereinsamung bewegen lassen, einem Herrn, für den sie nicht tiefer empfand, ihr Jawort zu geben. In der Nacht träumte ihr, sie liege in einem hohen durchleuchteten Kuppelsaal im offenen Sarge, ganz von Binden wie eine Mumie umwickelt, und sie besann sich allmählich, daß es der Verlobte gewesen, der sie so umschnürt und in den Sarg gelegt hatte. Dieser stand, Wache haltend, zu ihrer Rechten im Saale. Da ertönten von der Linken her himmlische Klänge wie Sphärenmusik. An ihrer Seite saß ihre längst verstorbene Mutter mit der Harfe, nach gewohnter Art tief in das Instrument versunken, und griff, durchglüht von Andacht, in die Saiten. Bei den wunderbaren Tönen lockerten sich die Binden, die sie unbeweglich gehalten hatten, und begannen sich mehr und

mehr zu lösen. Endlich stand die Mutter auf, beugte sich über sie, nahm ihr den Rest der Binden vollends ab, Mutter und Tochter schlossen sich mit leidenschaftlicher Freude in die Arme, wobei die Träumerin doch die Berührung nicht spürte, und ein Gefühl unendlicher Befreiung war in ihr.

Von diesem Wink ergriffen, schrieb sie gleich des andern Tags an den Verlobten und löste die ungeliebte Fessel.

Inhalt

Lebensfluten

Den Strom hinunter	9
Genesung	41
Das bist du	81
Prinz Nika	100
Das Liebesidyll des Herrn Registrators	131
Mare	146
Wie der Pfarrer Mathesius den Verstand verlor	151
Lore	167
Schlafen	175

Die Liebenden und der Narr	183
--------------------------------------	-----

Märchen

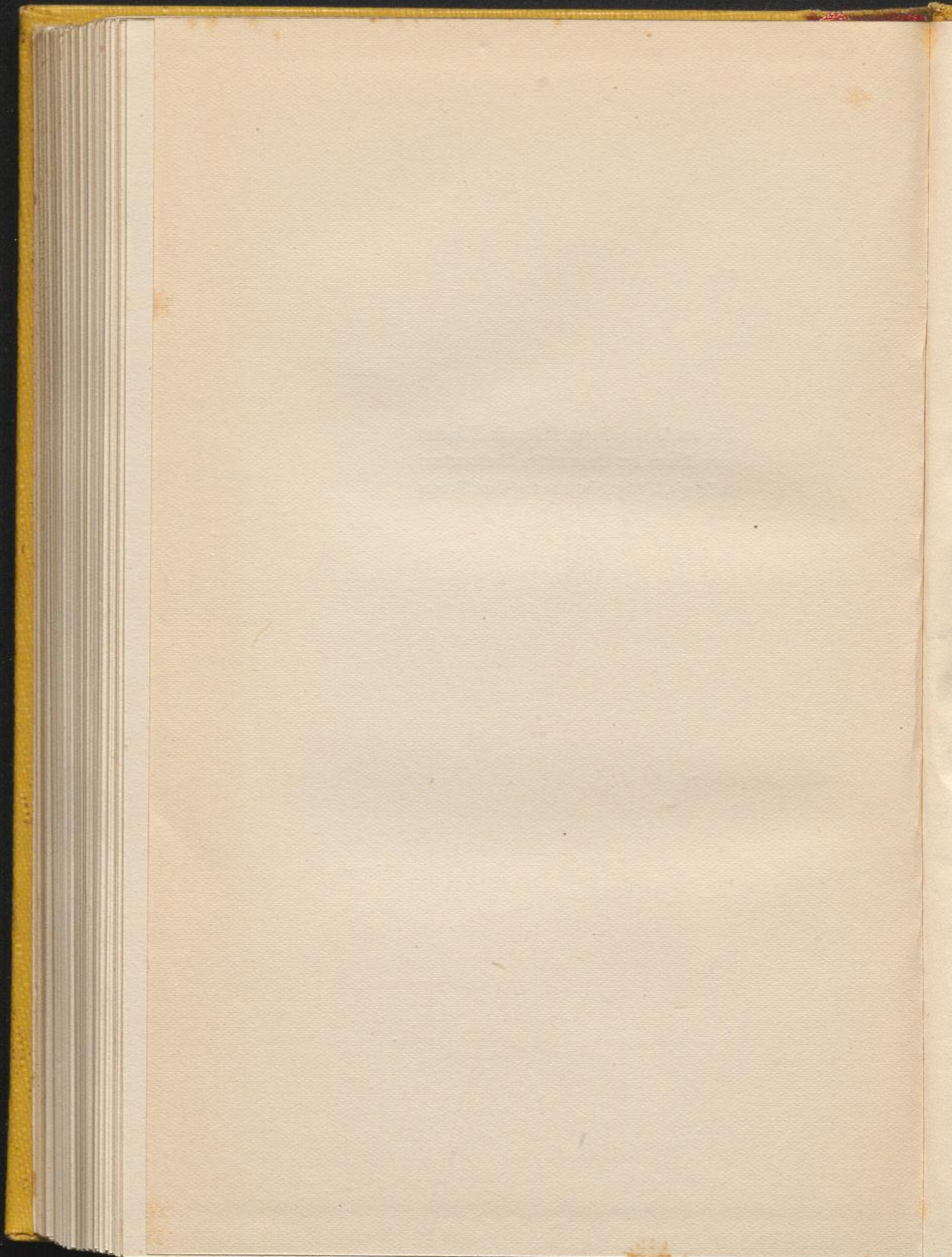
Der geborgte Heiligenschein	241
Sternenmärchen	255
Die goldenen Träume	279
König Filz	303
Vom Leuchtkäfer	331

Traumland

Die Welt des Traumes	341
Traumchronik	365
Wach- und Tagesträume	390
Träume aus späteren Lebensjahren	394
Fremde Träume	410

Für den Verlag Georg Müller in München
gedruckt von der Spamerschen Buchdruckerei
in Leipzig. Buchausstattung von Paul Renner





GHP : 11CQCK1759-6

<20+>04518V18TE457559356

21

119.2



GHP : 11 CQCK1759-6

P
11

Holde Kurz
Gesammelte
Werke
6

Lebensfluten.
Die Liebenden
und der Narr.
Märchen.
Traumland

CQCK
1759-6